Kleine Historische Schriften.

Kleine

Historische Schriften

von

Heinrich von Sybel.

Erster Band.

Zweite Auflage.

München,

Literarisch-Artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung besteht aus einer Anzahl öffentlicher, an verschiedenen Orten gehaltener Vorträge, einigen akademischen Reden, und mehreren Abhandlungen, die nach Form und Inhalt sich den übrigen Stücken gleichartig anschließen. Zum ersten Male gedruckt erscheinen die beiden ersten Nummern: „Politisches und sociales Verhalten der ersten Christen," und „Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte." Wesentliche Aenderungen, Erweiterungen und Umarbeitungen haben erfahren: „Edmund Burke und Irland," ursprünglich als zweiter Abschnitt eines Aufsatzes über Burke und die französische Revolution gedruckt, und jetzt als selbstständige Abhandlung überall mit der seitdem erschienenen Literatur verglichen, sodann „Die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen," eine akademische Rede,

deren zweite Hälfte bei dem mündlichen Vortrage wegen der beschränkten Zeit nur in summarischer Uebersicht skizzirt werden konnte.

In der vorliegenden zweiten Auflage sind kleine Incorrectheiten beseitigt, sonst keine Aenderungen vorgenommen worden.

Bonn, Februar 1869.

Heinrich von Sybel.

Inhalt.

	Seite
Politisches und sociales Verhalten der ersten Christen	1
Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte	25
Prinz Eugen von Savoyen	47
Katharine II. von Rußland	147
Graf Joseph de Maistre	179
Die Erhebung Europa's gegen Napoleon I.	243
Ueber den Stand der neuern deutschen Geschichtschreibung	343
Die christlich-germanische Staatslehre	361
Ueber den zweiten Kreuzzug	411
Edmund Burke und Irland	453
Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen	511

Politisches und sociales

Verhalten der ersten Christen.

München, Januar 1857.

Ich wage es nicht ohne einiges Bedenken, bei diesen Vorträgen, wo die Wissenschaft sich von der möglichst heiteren Seite zu zeigen liebt, Ihren Blick auf tief ernste Bilder zu lenken, auf eine Periode entsetzlichen Sterbens und glühenden Aufstrebens, wie die Weltgeschichte keine zweite kennt. Indeß ist der Gegenstand, von dem ich reden will, so gewaltig, er regt die höchsten Fragen unsers eigensten Lebens so umfassend an, daß ich nicht an seinem innern Interesse zweifeln kann, um so mehr aber Ihre Nachsicht zu erbitten habe, wenn die raschen Linien meiner Zeichnung für die mächtigen Verhältnisse meines Stoffs zu schwach erscheinen sollten.

Rom hatte durch eine seltene Verbindung von weit ausschauender Klugheit und überwältigender Kraft zuerst Italien, und dann mit dessen Streitmitteln den gesammten Länderkreis um das Mittelmeer seiner Herrschaft unterworfen. Seinen Kaisern dienten das heutige Spanien und Portugal, England und Frankreich, Oesterreich und die Türkei, Griechenland und Kleinasien, Syrien und Egypten, das ganze Nordufer Afrika's zwischen den Wüsten und dem Ocean. Die Erde war arm an freien Völkern. Ein Reich, welches bei den damaligen Kenntnissen den Anspruch machte, dem Erdkreise gleich zu sein, und eine Zeit lang wähnen

durfte, keine andere Schranke als den eigenen Willen zu haben. Eine Macht, so glänzend, so imposant, und wie es schien, so unerschütterlich gegründet, daß es fast begreiflich ist, wenn ihre Herrscher sich Gott gleich wähnten und von ihren Völkern göttliche Ehren erhielten.

Aber den Nationen taugt es so wenig wie den Einzelnen, sich übermenschlichen Werthes zu dünken. Sie sinken dann in gerechter Strafe tief unter die Höhe der menschlichen Natur hinab. So verkamen auch die Römer und ihre Kaiser im Uebermaße des Glücks. Der Stolz der Siege, die Beute dreier Welttheile, die Knechtschaft von hundert Völkern erfüllte sie mit blasirtem Hochmuth und übersättigter Genußsucht. Mit jeder Generation wurde die Herrschaft despotischer. Immer gründlicher wurde die geistige Eigenthümlichkeit und der leibliche Wohlstand des Unterworfenen zertreten, und immer stumpfer und entnervter wurden in gleichem Maße die Einsicht und Sitte des Herrn. Es waren nicht bloß einzelne Kaiser, wie Nero und Domitian, deren Abscheulichkeit Jedermann kennt, es war überhaupt die ganze gebildete Gesellschaft des kaiserlichen Rom in den Pfuhl der Neronischen Sittenlosigkeit versunken. Wir haben glücklicher Weise keinen Begriff von dieser Masse und Frechheit der Ausschweifungen, von dem gänzlichen Abthun aller Scham und menschlicher Züchtigkeit. Weder Alter noch Geschlecht, weder Standes- noch Vermögensunterschiede bildeten eine Ausnahme in diesem Verderben; nie und nirgend war die Stellung der Frauen tiefer herabgewürdigt, das Leben der Familie gründlicher zerrüttet; es war der ärgste Fehler gegen den guten Ton in der guten Gesellschaft, wenn ein Mann heirathete oder eine Frau Kinder hatte. Scharfe Strafgesetze des Staates gegen die Ehelosigkeit halfen nichts;

dafür machte jede Begierde in gleichgiltiger Rohheit auf den Straßen, Märkten, in den Sälen und Tempeln sich breit. Dies Geschlecht verlor das Mark aus den Knochen, das Ehrgefühl aus dem Herzen; mit gleicher Schnelligkeit versiegte ihm die körperliche und die geistige Lebenskraft.

Aus Rom verschleppte sich das Gift der Entsittlichung in die Provinzen und nahm in der gesammten Bevölkerung überhand. Es vertilgte zunächst den kriegerischen Sinn in den Menschen. Bei der allgemeinen Schlemmerei schien es lächerlich, für das gemeine Beste den behaglichen Luxus mit den Strapazen und Gefahren des Lagers zu vertauschen, und bald war das ausgemergelte Geschlecht auch körperlich für das Gewicht der Waffe zu schwach; es kam dahin, daß das weltherrschende Rom sich durch Ausländer aus allen Weltgegenden, durch blonde Germanen und gelbe Araber, durch schwarze Nubier und braune Kabylen bewachen ließ. Was von den Mühen des Kriegs, galt auch von den Arbeiten des Friedens: überall ging man zurück. Die kleinen Bauern strömten zu den Genüssen der Städte oder verkamen im Kriegsdienst; die mittelgroßen Besitzer erlagen der eigenen Verschwendung oder auch dem immer wachsenden Steuerdruck des Staates; so rannen die Güter in wenige kolossale Herrschaften zusammen, oft über dreißig Quadratmeilen groß, von zwei bis drei Millionen Gulden Pachtrente, mit fürstlichen Palästen, goldstrotzenden Villen, meilenweiten Parkanlagen geschmückt; der Acker aber lieferte kaum den vierten Theil der früheren Ernten, im besten Falle den vierfachen Ertrag der Aussaat; die Felder wurden in dürftiger und roher Weise durch hörige Zinsleute bestellt, welche sich vor Armuth und Entbehrung nicht zu lassen wußten, unter Steuern und Frohnden zusammenschmolzen und in der Ver-

zweiflung des Elends sehr oft ihre Aecker unbebaut ließen, aus ihren Hütten in die nächsten Gebirge flohen und dort Jahre lang in einem blutigen Guerillakriege ganze Legionen beschäftigten. Nicht tröstlicher stand es bei dem städtischen Gewerbe. Die freien Handwerker, von jeher bei Griechen und Römern ein verachteter Stand, gingen zu Grunde, weil die wohlhabendere Classe alle Bedürfnisse durch ihre Sclaven anfertigen ließ. Von einer großen Industrie war, außer einigen Fabriken in Kleinasien, keine Rede; die Proletarier strömten also hungernd und lungernd in den großen Städten zusammen, und der Staat mußte sie, zum Ruin seiner Casse und ihrer Moralität, ohne Arbeit füttern und mit Fechterspielen ergötzen. So fand sich nirgend Thätigkeit, welche neue Werthe und schöpferische Capitalien erzeugt hätte. Der Handel war vollkommen passiv, d. h. er kaufte nur, aber verkaufte nicht. Er holte aus dem Oriente kostbare Spezereien, Gewürze und Wohlgerüche, Dinge, welche die Ueppigkeit des vornehmen Lebens nutzlos in Dunst und Rauch aufgehen ließ, jährlich für mehr als 200 Millionen, von denen auch nicht ein Heller für römische Ausfuhr wieder zurückkam. Andere Geldmassen gingen über die Grenze als Brandschatzung an die feindlichen Barbarenvölker, welche man nicht mehr mit dem Schwerte zu bekämpfen vermochte; und noch größere lagen todt in den Schatzgewölben des Staats und der Reichen: es ist natürlich, daß Jedermann baares Geld aufzuhäufen sucht, wo sich keine Gelegenheit zu nutzbaren Anlagen und Unternehmungen findet. Unter diesen Umständen verschwand das Metallgeld allmälich aus dem Verkehr. Der Staat selbst mußte sich bequemen, seine meisten Steuern in Korn und Waaren zu erheben, und seine Truppen und Beamten mit Korn und Waaren zu besolden. Hier

am Ausgangspunkte einer hohen, fast tausendjährigen Bildung treten wieder die Wirthschaftsformen des rohen Naturzustandes, Tauschhandel und Naturallieferung ein.

So lagerte sich über die gesegnetsten Strecken des Erdballs durch die Schuld der Menschen Verarmung, Unfruchtbarkeit, Verödung. Es zeigte sich die merkwürdige und unheimliche Erscheinung, daß mitten im Frieden, auf fruchtbar schwellendem Boden, bei altgebildeten Nationen die Bevölkerung sichtlich dahinschwand. In Griechenland konnte man Tage lang reisen, ohne eine menschliche Wohnung zu sehen, ein Drittel von Nordafrika lag wüste, zwei Drittel von der üppigen Landschaft Campaniens war unbevölkert, der nördliche Theil des ehemaligen Kirchenstaats war mit Gestrüppe bewachsen und nur von Schweineheerden bewohnt, und die heutige Schweiz hieß bei den Geographen die helvetische Einöde. Niemals hat sich ein ähnliches Schauspiel wiederholt, das allmäliche, selbstverschuldete, unaufhaltsame Absterben eines ganzen Weltalters.

Die einzelnen Menschen jener Zeit empfanden es wohl, inmitten ihrer Vornehmheit, ihrer Schätze, ihrer Frivolität. Kein Mensch hatte noch jugendliche Frische, schöpferische Phantasie, belebende Hoffnung. Von dem Staate wandte man sich bei allem römischen Hochmuthe hinweg zu den Genüssen und der Beschaulichkeit des Privatlebens: es sei ein Glück, meinte man, daß die Regierung die Last des öffentlichen Lebens den Unterthanen abnehme. Es war in der Bevölkerung die rechte Stimmung eines trüben Greisenalters, ein verächtliches Hinabblicken auf das menschliche Thun und Treiben und im Grunde des Herzens eine dunkle und trostlose Resignation. Eine Resignation, die aber doch nicht über das irdische Diesseits hinausreichte, die den

Stachel des Gewissens im Angesicht des Todes doch nicht los wurde. Die alten Philosophien waren in dem weiten Reiche ebenso zusammengeflossen wie die Völker, die alten Volksreligionen in der Vermischung ebenso zusammengefault wie die Nationalitäten. An keiner Stelle fühlte man mehr festen Grund unter den Füßen; in einem Athem erklärte man, daß man eben nichts wissen könne von geistigen Dingen, daß nur der sinnliche Genuß etwas Wirkliches sei — und warf sich gerade in dieser Pein der allgemeinen Leerheit dem crassesten Wunderglauben in die Arme, um Schutz vor dem Verderben und Erfrischung des Herzens zu finden. Obgleich man die Götter nicht achtete, opferte man jedem Gott und jedem Dämon, weil er vielleicht doch existirte, vielleicht doch schaden oder helfen könnte. Obgleich dem echten Römer nichts mehr zuwider war, als der echte Jude, so unterwarf sich doch eine Menge Römer dem jüdischen Gesetze, weil möglicherweise Jehovah ein gewaltiger Gott sein könnte. Halb Kleinasien kam in Bewegung, als ein Betrüger eine große Schlange mit einem Menschenkopfe vorwies, welche als Gott Aeskulap Orakel spendete. Tausende und aber Tausende strömten einem gewissen Aristeas zu, welcher als Mensch gestorben und als Apollo wieder auferstanden zu sein behauptete, und sich demnach als Besieger des Todes und Erretter aller Gläubigen und Opferzahlenden darstellte. So trüb und lächerlich indeß alle diese Erscheinungen waren, so erkennt man doch immer auf dem Grunde derselben ein echtes Gefühl, das Bewußtsein der sittlichen Versunkenheit, und zugleich der Ohnmacht, sich mit eigner Kraft emporzuringen. Die Menschen suchten mit einem Worte nach Religion. Die Welt war matt und grau geworden; wo noch inneres Leben existirte, richtete es seine Sehnsucht nach dem Himmel.

In dieser Lage der Dinge geschah, was Gott den Menschen niemals versagt: wo ihn ein echtes Streben aufsucht, da läßt er sich finden. Durch die weite Oede der römischen Lande erscholl stark und immer stärker der Ruf: die Rettung sei vorhanden, der wahre Gott habe seinen Sohn gesandt, um die Menschen wieder zu seinen Kindern zu machen, und in diesem Bunde mit neuer Gesundheit und Beseligung zu erfüllen. Diese Verkündigung richtete sich nicht mit wissenschaftlichen Beweisen an den erörternden und prüfenden Verstand, aber die Ungläubigen selbst konnten nicht leugnen, daß sie ihren Bekennern mittheile, was die Welt ersehnte, die Fähigkeit zu leben, zu dulden, zu hoffen. Der Strom, in dem fernen Judenlande entsprungen, ergoß sich rasch durch alle Theile des Reiches; überall entstanden kleine Gemeinden, friedfertig, begeistert, unerschütterlich; eine neue Lebensepoche des Menschengeschlechts begann.

Den innern Zustand dieser Gemeinden, den Inhalt ihres Glaubens und die Form ihrer Verfassung darf ich im Allgemeinen als bekannt voraussetzen, da unser eignes kirchliches Leben in allen Confessionen darauf zurückgeht und daran anknüpft. Uns interessirt heute eine andere Seite ihres Daseins, ihr Verhältniß zu der sie umgebenden Welt, ihr Auftreten nach Außen, ihre Einwirkung auf Staat und Gesellschaft des römischen Reichs. Um in weiteren Kreisen fühlbar zu werden, mußte diese Einwirkung sich schon auf eine gewisse Anzahl von Bekennern stützen; um rein und original zu sein, durfte sie selbst noch keine weltliche Beimischung erhalten haben: dies gibt unserer Aufgabe die nähere Begrenzung auf die Zeit von dem Tode der letzten Apostel bis zur Bekehrung des Kaisers Constantin, also ungefähr von dem Jahre 100 bis 300 n. Chr.

Was nun diese frühesten Gemeinden vor allen späteren so einzig charakterisirt, ist die beispiellose Energie ihres religiösen Bewußtseins. Jener Grundgedanke des Christenthums, daß wir durch die Erlösung Gottes Kinder seien, hatte für sie eine Wärme und eine beinahe sinnliche Realität, deren Aeußerungen im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Betrachters fesseln. Es gab für sie keinen Unterschied zwischen dem Natürlichen und Wunderbaren, dem Irdischen und Ueberirdischen. Es gab in ihrem innern und äußern Leben nichts, was ihnen nicht als unmittelbare That Gottes erschienen wäre. Es war Gott, der in der Gemeinde dem Einen den Geist der Erkenntniß, dem Andern des Rathes, dem Dritten der Prophezeihung, dem Vierten der Heilkraft verlieh. Es war Gott, der ihre Kranken gesund machte, wenn man sie unter Anrufung Christi mit Oel salbte, es war Gott, der ihre Todten inmitten der Gemeinde auf deren Gebet erweckte, daß sie aufstanden und den Brüdern erzählten, was sie jenseit des Grabes gesehen hatten. Wie mit dem Himmel, so stand man auch mit den Himmelsbewohnern in täglichem Verkehr. Man wußte, daß über die Angelegenheiten jeder Kirche, jedes Sprengels, jedes Landes ein besonderer Engel gesetzt war; man kannte die Engel, die für das Wohl der Christen vor Gericht, die anderen, die in Krankheiten, wieder andere, die in Kriegsnöthen dafür sorgten. Man glaubte die Kirche während des Gottesdienstes mit Engeln erfüllt, und faßte ihre Theilnahme an den Menschen so menschlich naiv, daß man für die Regel, nach der die Frauen bedeckten Hauptes in der Kirche erscheinen, Sorge für die Herzensruhe der Engel als Grund auffand. Mit einem Worte, bei jedem Schritt und Tritt wußte man sich von himmlischer Lebensfülle ganz unmittelbar umgeben, inmitten der

sündigen Erde fühlte man sich in einer geweihten, von einem großen Wunder durchleuchteten Friedensstätte. Der Tod selbst war hier nichts Anderes, als das Wegnehmen der einzigen Schranke, welche die geschaffene Creatur noch hinderte, sich eng und dicht an das Herz des Vaters zu legen.

Offenbar konnte die irdische Welt nichts bieten, was den Verlust einer solchen Gemeinschaft aufgewogen hätte. Neben dieser Seligkeit in Gott verblaßte der Reiz jedes irdischen Genusses und die Lockung jedes irdischen Lasters. Gerade den tiefsten Schaden der damaligen Welt faßte die neue Religion mit erschütterndem Ernste an: Eure Leiber, hatte der Apostel gesagt, sind Gottes Glieder, wollt ihr sie zu Gliedern böser Lust machen? Die Wirkung war gewaltig. Mit vollem Rechte konnte noch im dritten Jahrhundert Origenes seinen heidnischen Landsleuten zurufen: Die Schlechten unter uns sind reiner als die besten Heiden, wie Sterne durch die Nacht, so leuchten unsere Gemeinden durch die Finsterniß des allgemeinen Verderbens. Ein solches Auftreten in solcher Umgebung machte doch den tiefsten Eindruck. Waren gleich nicht alle Christen tadellos, kam gleich manches Menschliche auch bei ihnen vor: immer war es ein unendlicher Fortschritt, daß es wieder eine Lehre, eine Partei, eine Gruppe von Menschen gab, die in dem Laster nicht wie die Anderen eine Sache des guten Tones sahen, sondern es als die Quelle ewigen Verderbens laut brandmarkten. Hier stand das Christenthum auch ganz auf dem Boden des echten und alten Römerthums: hier enthielt es eine Erfrischung nicht bloß der Menschen und der Familien, sondern geradezu der römischen Nationalität.

Ganz dasselbe gilt von dem Gegensatze des neuen Glaubens zu den damaligen socialen Verhältnissen. Wir sahen, wie jam-

mervoll diese waren, welch eine entsetzliche Kluft die besitzlose von der besitzenden Classe trennte. Auf der einen Seite jene fürstengleichen Grundherren und Magnaten, auf der andern gedrückte Leibeigene und unbeschäftigte Proletarier. Dort der Mangel jedes Zügels, welchen Sitte, Selbstachtung und Achtung Anderer geben können, hier der Mangel jedes Antriebs, welchen fruchtbare und stählende Arbeit verleiht. Unter ihnen Allen bewegte sich dann die Masse der brauchbarsten Hausthiere, der Sclaven, Millionen menschlicher Geschöpfe, an denen jede aufwachsende Generation der Herren sich methodisch zu Härte und Schamlosigkeit heranbildete. So war dem Reichen und dem Armen nichts auf der Welt gemein. Der Plebejer hatte anderes Recht als der Mann der guten Gesellschaft, unterlag härtern Lasten und Strafen, und nahm an der vornehm und flach gewordenen Bildung der Zeit keinen Antheil. Zum ersten Male in Europa erschien hier der Begriff des Pöbels, d. h. der schmutzigen und deshalb rechtlosen Armuth, für deren Opfer der Höhergestellte nur verachtenden Ekel oder höchstens ein wegwerfendes Bedauern empfindet. Es war der schroffste Widerspruch gegen den altrömischen Sinn, der gegen das Aufstreben des Geldadels schon zweimal die Gleichberechtigung aller Bürger mit den Waffen durchgesetzt hatte, jetzt aber auf den Tod erkrankt, die dritte Befreiung aus den Händen der Religion empfangen sollte.

Die Christen legten Hand an das Werk von dem ersten Augenblicke ihres Bestehens. Sie verfolgten es stets mit derselben Waffe, der sie ihr Vertrauen und ihre Sittenstrenge verdankten, mit dem Gedanken, daß alle Menschen durch Christus Gottes Kinder seien. Damit tilgten sie den Druck der menschlichen Unterschiede in dem Gebote allgemeiner Bruderliebe aus. Sie

selbst gehörten fast Alle zu dem verachteten Proletariat, sie hatten jedes Vorurtheil des Vermögens, der Bildung, des socialen Stolzes gegen sich. In dieser Lage befahlen sie zunächst dem Armen, das Gold dieser Erde zu verachten, und dem Sclaven, in seinem Dienst auszuhalten. Um so entschiedener aber forderten sie den Reichen auf, von seinen Schätzen dem Nächsten mitzutheilen, den Herrn, seine Sclaven von nun an für seine Brüder zu achten, und die Gesellschaft im Ganzen, die Pflege der Schwachen und Kranken, der Wittwen nnd Waisen zu ihrem ersten Berufe zu machen. Eine solche Zumuthung aus solchem Munde wirkte auf die vornehmen Kreise anfangs nur erheiternd; sie erschien ganz so seltsam und lächerlich, wie eben das gesammte Auftreten der neuen Secte. Denn bei dieser war die Lehre eine praktische Wahrheit: in den Gemeinden gab es keinen Unterschied der Stände mehr; es gab wenig Arbeit um Hab und Gut, weil vor Allem Gott selbst für die Seinen sorgte, und Jeder der Unterstützung durch die Brüder gewiß war. Der berühmte Satyriker Lucian erzählt einmal, wie ein Christ seines Glaubens wegen gefangen gesetzt wurde, wie ihn dann seine Genossen gepflegt hätten, schon bei Tagesanbruch hätten alte Mütterchen, Wittwen und Kinder vor der Thür seines Gefängnisses gewartet, die Angesehenern den Kerkermeister bestochen, ihre Mahlzeiten bei dem Gefangenen zusammengetragen, ganze Nächte lang aus den heiligen Schriften vorgelesen, Deputationen aus fernen Städten seien zu gleichen Zwecken angekommen. Es ist unglaublich, bemerkt Lucian, wie schnell diese Menschen bei der Hand sind, sobald es eine Sache ihrer Gemeinschaft gilt; wie sie dann weder Mühe noch Kosten sparen, von allen Seiten herbeilaufen und wie ein Ameisenschwarm durcheinanderwimmeln. Man hat,

setzt er halb mitleidig hinzu, den armen Leuten vorgespiegelt, sie seien unsterblich an Leib und Seele, so daß sie sich dem Tode eben so gerne wie der Armuth preisgeben, man hat ihnen sogar die Einbildung beigebracht, sie seien Alle unter einander Brüder, und sie nehmen das auf Treue und Glauben an, gebrauchen ihre Habe gemeinschaftlich, und lassen sich von jedem Betrüger ausbeuten.

Wie überlegen sich aber auch diese weltkluge Bildung den armen Schwärmern fühlen mochte, sie erlebte nichtsdestoweniger ihre volle Niederlage. Die thörichte Lehre von Unsterblichkeit und Bruderliebe gedieh in starker Zuversicht, während die stolzen Urtheiler vergebens Beruhigung für ihre Nerven und ihr Gewissen suchten. Es wurde immer schwerer, gleichgiltig über die Secte hinwegzusehen, die mit wachsendem Eifer allmälich in alle Lebenskreise vordrang. So setzte sich die Stimmung der heidnischen Gesellschaft in stets heftigern Unwillen um. Arge Gerüchte kamen in Umlauf von dem Muckerwesen der fanatischen Proletarier, von den Scheußlichkeiten ihrer Liebesmahle und dem Aberwitz ihres Gottesdienstes, wie sie Kinderblut tränken und eine Gestalt mit Eselskopf und Pferdefuß anbeteten. Soll man nicht zürnen, ruft Einer aus, wenn man diese Menschen aus dem untersten Schlamme des Volkes einen Haufen von Unwissenden und Bettlern versammeln, und dann die klägliche, unerlaubte und desperate Faction gegen die Götter wüthen sieht? Der Philosoph Celsus klagte, daß diese Schuster und Weber sich in alle Privathäuser eindrängten, rohe und ungebildete Menschen, welche vor den Alten und Hausvätern nichts vorzubringen wüßten, bei den Frauen und Kindern aber wunderbar beredt würden. Ganz lebensgroß hat man sodann den geistreichen Hochmuth vor Augen, wenn Celsus weiter zürnt: „Schon die Masse der Bekenner

muß jeden Klugen von dieser Lehre zurückschrecken; weiß es doch Jeder, daß die Wahrheit in ihrer Tiefe nur von wahrhaft Gebildeten, also immer nur von Wenigen erkannt werden kann und daß man dem Charlatan in die Hände läuft, sobald man sich zu dem großen Haufen gesellt" — wenn er vollends seinen Angriff zum letzten Streiche steigert: „Ihr handelt wie wer eine Räuberbande versammeln will, Ihr ruft die Sünder auf, Ihr schaart alles verworfene Gesindel um Euch, und verrathet so Eure schlechten Neigungen und die gefährlichen Tendenzen Eurer Lehre." Es wird Origenes nicht schwer, gerade in diesen Vorwürfen den höchsten Triumph seiner Sache nachzuweisen. Ihr, ruft er, die Ihr so viel Aufhebens von Euern Arbeiten für die Gesellschaft macht, müßtet es eingestehen, daß unsere Lehre der Menschheit nützlich ist, auch wenn sie nicht wahr wäre. Mit freiem und großem Sinne, entfernt von aller dogmatischen Rechthaberei, lobt er in diesem Zusammenhange das Wort eines alten Philosophen, daß es für den höchsten Zweck der Religion, für die Zügelung der Leidenschaften, nicht auf wissenschaftlich erwiesene Wahrheit, sondern darauf ankomme, daß man dem Laster Heilung bringe, je nach dem Bedürfnisse der verschiedenen Secten. Und wo sei nun die Lehre, welche so viele Leidenschaften gezähmt, so viele wilde Herzen gesittet habe, wie das Christenthum? Er räumt ein, daß schon Plato zur Feindesliebe, daß andere Philosophen zu andern Tugenden ermahnt haben: gerade dies aber sei der entscheidende Gewinn, daß bei den Griechen jene Sittenlehre als Theil einer systematischen Philosophie nur den Vornehmen und Gebildeten zugänglich gewesen, jetzt aber von Gott allen Menschen verkündet, in die Hütten der Armen, der Bauern, des ungebildeten Volkes eindringe. „Und so, fragt er endlich, wäre es

ein Verbrechen, daß wir der verpesteten Stadt die Ankunft des Arztes melden, den ihr ein milder König gesandt hat, daß wir Alles aufbieten, um die Kranken ihrem Retter zuzuführen? Wahrhaftig nicht die Kranken ziehen wir den Gesunden, nicht die Sünder den Gerechten vor, wohl aber den reuigen Sünder dem stolzen Scheinheiligen, denn Sünder sind sie Alle, und Christus hat alle Gebeugten und Zerschlagenen berufen, daß er sie erquicke."

Wir sehen hier, mit welcher geschichtlichen Wahrheit ein altes Wort das Christenthum die Religion der Armen nennt. In der That, es ist unmöglich, den zertretenen Adel der menschlichen Natur auf eine reinere und kräftigere Weise herzustellen, als es hier geschah. Offenbar ist dies auch der Punkt, von welchem aus eine vollständige Regeneration des Staates und des öffentlichen Lebens in geradem, nahem Wege zu erreichen war. Jene Demuth des irdischen Machthabers wegen seiner Sünde, jene Achtung vor dem irdisch Niedrigen wegen seiner Erlösung, auf irdische Dinge angewandt, was sind sie anders, als der Sinn für allseitige Gerechtigkeit, das Fundament eines jeden gesunden, und die Signatur des echten christlichen Staates? Man vermuthet zuerst, auch den Christen jener ältesten Zeit hätte dieser Zusammenhang so klar wie uns vorliegen, auch sie hätten sich wie die Heilung des Einzelnen, so auch die Erfrischung des Staates sofort zum Ziel setzen müssen. Allein das Gegentheil davon trat ein, sie wandten sich von dem Staate hinweg, nicht bloß von dem damals heidnischen, sondern überhaupt schien es ihnen undenkbar, irgendwann und irgendwie mit dem Staate in Berührung zu kommen. Es scheint befremdend, es war aber, wie einmal die Dinge lagen, natürlich, vielleicht unvermeidlich.

Den römischen Christen stellte sich die äußere Welt überhaupt ganz anders dar als uns. Für uns erscheint sie als der Schauplatz der großen, von Gott geordneten Natur- und Sittengesetze, als eine unaufhörliche Entwicklung der göttlichen Gedanken. Ihnen aber, wie im Grunde ihren Landsleuten sämmtlich, dünkte sie ein Abgrund von Fäulniß und Sünde, seelenlos, rettungslos, heillos, in offenem Kriegsstande gegen Gott. Sie verwarfen sie vollständig und ohne Rückhalt, mit derselben Energie, womit sie ihre Verbindung mit dem Himmel ergriffen. Wie sie die Räume ihrer Gemeinden mit überirdischen Kräften, mit Engeln und Lichtgeistern bevölkert sahen, so glaubten sie die Welt dort draußen zur Strafe der Sünder einstweilen dem Walten der Teufel und Dämonen überlassen. Diese hätten nun ihren Mittelpunkt in dem heidnischen Götterdienste, wo sie den Dampf und das Blut der Opfer einschlürften; wer mit diesem Cultus auch nur in die entfernteste Berührung komme, der Handwerker z. B., der ein Tempelgeräth anfertige, der Künstler, der einen Gegenstand aus der Mythologie behandele, der Neugierige, der einen Blick in das Theater werfe, dessen Schauspiele ja ursprünglich bei den Bacchusfesten begonnen hatten, sei unrettbar den Dämonen verfallen. Den Spuren jedes Menschen, warnte Lactantius, gehen die Dämonen unablässig nach und belagern Haus um Haus die Schwellen.

Zudem wußten die Christen auch, welch ein nahes und schreckliches Ende der irdischen Herrlichkeit im Ganzen drohe. Man hatte die Verheißung, daß Christus am Ende der Tage auf die Erde zurückkehren, ein tausendjähriges Reich des Friedens und der Freude aufrichten, Satan und die Heiden in gewaltigem Kampfe besiegen, und mit seinen Heiligen und Märtyrern die

verwandelte Welt regieren würde. Die Schrecken des Streites und die Wonne des Sieges malte man sich mit den leuchtendsten Farben aus, alle die Könige, Philosophen und Götzendiener würden in heißen Flammen brennen, für die Gläubigen aber jeder Weinstock 10,000 Aeste, jeder Ast 10,000 Reben, jede Rebe 10,000 Trauben tragen, Löwen und Tieger in Frieden sich von dem wunderbar kräftigen Weizen nähren. Den Beginn dieses Himmels auf Erden erwartete man eine Zeit lang in der allernächsten Nähe, noch vor dem Aussterben der damaligen Generation, dann, als der Erfolg dies als irrig auswies, mit dem Schlusse des eben ablaufenden sechsten Jahrtausend seit der Erschaffung der Welt, oder auch, an eine biblische Weissagung anknüpfend, mit der Bekehrung des ganzen Erdkreises zum christlichen Glauben. Mit diesem letzten Gedanken verband man dann eine ganz besondere Vorstellung. Ich erwähnte vorher schon die allgemeine römische Anschauung, nach welcher das Weltreich in der That mit dem Erdkreise gleichbedeutend war. Nun war es römisches Gesetz, daß die Staatsgewalt die Befugniß zur Anerkennung oder Ausmerzung jedes Götterdienstes hatte; es schien demnach unzweifelhaft, daß ein christlicher Kaiser die heidnischen Culte sofort abschaffen und damit die Bekehrung des Erdkreises vollenden würde. Dann aber war, nach der eben entwickelten Annahme, auch das Ende der Zeiten, die Wiederkehr Christi, und in unmittelbarer Consequenz das Aufhören jeder irdischen Staatsgewalt gegeben. So hören wir oft die Aeußerung: das römische Reich wird bestehen, so lange die Welt steht. Noch prägnanter sagt Tertullian: die Kaiser hätten sich längst bekehrt, wenn die Kaiser überhaupt Christen sein könnten, wenn das jetzige Kaiserthum nicht nöthig wäre, so lange nach Gottes Rathschluß diese

Welt fortbestehen soll. Es erscheint hiernach mit bündiger Folgerichtigkeit das Ergebniß, daß jene ersten christlichen Jahrhunderte sich eine christliche Obrigkeit, einen christlichen Staat überhaupt nicht zu denken vermochten, daß ihnen der Staat seinem Wesen und seiner Bestimmung nach als heidnische, nur für die Heiden berechnete Einrichtung erschien.

Allerdings, der Apostel Paulus hatte gesagt: Ihr sollt der Obrigkeit unterthan sein, denn die Obrigkeit ist von Gott geordnet — und nach seiner Ermahnung dachte Niemand an gewaltthätige Bekämpfung der Staatsgewalt, sondern hielt auch hier an dem Sinne, die äußern Schickungen in die Hand des Herrn zu stellen. Aber es war doch kein Gedanke möglich, sich irgendwie dem Staate thätig anzuschließen, für die Nationalität oder das Vaterland förderlich zu wirken. Man sah es ja täglich, daß der Staat eine Menge Dinge vornahm, und, wie man wohl einsah, auch vornehmen mußte, welche entschieden gegen das christliche Gewissen stritten. Er fällte und vollzog Todesurtheile, sammelte große Geldmassen in seinem Schatze, setzte die Armen in jeder Hinsicht hinter die Reichen zurück: und doch lautete das göttliche Gebot: Du sollst nicht tödten, Du sollst keine Schätze sammeln auf Erden, es ist unendlich schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich gelange — und die Christen hatten noch keinen Begriff davon, daß ein irdischer Staatsbeamter oder Gesetzgeber weniger als ein Privatmann an jene Gesetze gebunden sein könnte. Vollends übel stellte sich das Verhältniß, wenn der Staat sie zur Mitschuld an seinen Vergehungen zwingen wollte. Es war unzweifelhaft, der Staat bedurfte Soldaten, und recrutirte die Christen wie die Heiden: die Christen aber hatten das Gebot, den Feind zu lieben, und, auf die rechte Backe geschlagen,

die linke hinzuhalten; und damals fanden sie schlechterdings keinen Weg, um ohne Sünde dagegen der Militärpflicht zu genügen. Sie ergriffen bald diese, bald jene Vermittlung, manche nahmen den Märtyrertod auf sich selbst, um nicht zur Tödtung eines Andern verpflichtet zu werden. Vollends den sonstigen Aemtern des Staates wichen sie um so entschiedener aus, weil bei diesen manche Berührung mit dem heidnischen Götterdienste unvermeidlich war. Sie erklärten, sie dürften nicht opfern noch opfern lassen, keine Schauspiele veranstalten, kein Strafurtheil fällen, keinen Angeklagten in Haft, Fessel oder Folter bringen: ein Urtheil in Geldsachen möge hingehn, immer sei es schmählich, daß man den Streit um schnöden Mammon durch Zulassung beim Tribunale gleichsam sanctionire. In unserer Zeit beklagen sich nicht anerkannte Secten über nichts so heftig, als über die Ausschließung von den politischen Rechten: damals gaben umgekehrt die Christen dem Staate das höchste Aergerniß, indem sie seine Aemter und Würden geringschätzig von der Hand wiesen. Man zieh sie deshalb einer feindseligen Gesinnung gegen den Kaiser, und rechnete ihnen besonders die Scheu vor dem Kriegsdienste als verrätherischen Haß gegen das Vaterland an: sie bemerkten dann, ihr Vaterland sei zwar im Himmel, aber auch dem Kaiser nützten sie durch fromme Gebete und Bekämpfung der Dämonen mehr, als durch sündhafte Waffen, und wenn erst die ganze Welt bekehrt und christlich sei, werde es weder Kriegslärm, noch Steuerdruck, noch Criminaljustiz mehr geben.

Man begreift es, daß die Regierung, daß politisch oder patriotisch fühlende Männer einer der Art auftretenden Religion trotz ihrer äußern Friedfertigkeit und innern Moralität nicht eben hold waren. Es kam dazu, daß die bisher geschilderte Stimmung

der Christen gegen den Staat zwar die verbreitetste, aber keineswegs die einzige, daß vielmehr in zahlreichen Kreisen ein noch viel herberes Urtheil herrschend war. Wenn der Staat heidnischen Wesens war und sich mit Götzendienst befaßte, so schien der Schluß sehr nahe zu liegen, daß er geradezu den Dämonen verfallen und ihnen angehörig wäre. Es griffen hier Vorstellungen des späteren Judenthums ein, welchem allein sein eigener Gottesstaat als legitime Herrschaft, die Reiche aber der andern Völker geradezu als Stiftung und Domäne des Teufels erschienen waren. Auch das Ansehen des Apostel Paulus vermochte diese Gedanken nicht so schnell und vollständig bei den Christen zu vertilgen. Viele blieben dabei, der Staat sei wohl zugelassen von Gott, aber eingesetzt von Satan. In dieser Zeitlichkeit, sagt das Buch des Barnabas, hat der böse Feind die Gewalt. Eine andere weit verbreitete Schrift erörtert, Gott habe zwei Reiche und zwei Machthaber für dieselben eingesetzt, dem bösen die gegenwärtige, dem guten die künftige Welt übergeben, der Christ, dessen Sinn nach dem Zukünftigen strebe, müsse in dieser Welt, wie in dem Eigenthume eines fremden, feindlichen Königs leben, sich von Ehren und Reichthum fern halten, ja nicht einmal mehr essen und trinken als nöthig sei, um nicht durch Selbstmord zu sündigen. Ein Dritter knüpft an die Sitte der Kaiser an, bei feierlichen Umzügen loderndes Feuer vor sich hertragen zu lassen: in diesem Feuer findet er die höllische Quelle ihrer Gewalt und erzählt, einst nach Noah's Tode hätte Nimrod in freventlichem Trachten nach weltlicher Gewalt durch magische Künste den bösen Herrn dieser Welt gezwungen, ihm einen Theil seiner Kraft zu überlassen, der habe deshalb Feuer von seinem Sterne über Nimrod ergossen und den Hochmüthigen dadurch

getödtet, immer aber habe das Feuer seine magische Stärke behalten, und die Perser, die Babylonier und Andere, und zuletzt die Römer hätten sich Kohlen davon entwendet und so die Kraft zur Staatengründung erhalten. Es scheint also ganz in der Ordnung, daß, was durch Höllenfeuer entstanden, auch durch Höllenfeuer wieder zu Grunde gehe. Diese Welt, ruft das Buch Hermas aus, wird durch die blutrothe Farbe bezeichnet, weil sie in Blut und Flammen endigen muß.

So sehen wir diese kleinen Gemeinden ihrem stolzen Imperator gegenüber. Sie sind beschränkt in der Zahl ihrer Mitglieder, um das Jahr 300 etwa ein Zwanzigstel der Bevölkerung, und sind, weltlich gesprochen, ohne Einfluß, da sie so wenige Leute von Reichthum und Gesellschaftsfähigkeit zu den Ihrigen zählen: aber trotz alledem zweifeln sie doch keinen Augenblick, daß ihnen, ihnen allein und ihrem Herrn, die ganze Zukunft gehört. Sie gehorchen dem Gesetz und den Beamten, sie zahlen ihre Steuern und Zinsen: aber sie werfen hier ihren bittern Haß, dort ihre ruhige Verachtung den Mächtigen der Erde unverhüllt in das Angesicht. Sie rühren keine Waffe an, und sind bereit in jedem Augenblicke das Todesurtheil des Kaisers über sich ergehen zu lassen: aber sie verkünden unaufhörlich das Todesurtheil Gottes des Herrn über das in seinen Schätzen und Lastern prunkende Kaiserreich. Sie lachen, wenn ihre Gegner ihnen die Pflichten des Bürgers und Patrioten an das Herz legen, sie sehen ja, daß auch die Masse der heidnischen Bevölkerung, nicht aus Gewissensdrang, wohl aber aus Bequemlichkeit, dem Staate dem Rücken kehrt, daß hier überhaupt Alles verloren ist, was sich nicht zu ihnen und dem Reiche Gottes wendet. Die irdische Welt ist vor ihren Blicken schon so gut wie völlig versunken:

man kann nicht zweifeln, daß bei ungeänderter Fortdauer dieser Weltverachtung alles Staatswesen, und mit ihm Geistesbildung und Lebenslust zu Grunde gegangen wäre. Andererseits ist es sicher, daß ohne diese Stimmung der Kampf gegen die Weltmacht des Heidenthums nicht hätte gewonnen, ja nicht einmal hätte eröffnet werden können; es war eine Lage, welche gerade eine Gesinnung wie diese erforderte, ganz aus einem Gusse, nicht rechts, nicht links blickend, durstig allein nach dem Höchsten, und ohne jegliches Organ für die geringeren Güter.

Der erste große Sieg wurde denn auf diese Art errungen. Die neue Religion wurde in ihrem vierten Jahrhundert von den irdischen Gewalten anerkannt, das Heidenthum verschwand aus dem Römerreich, der unerschöpfliche Quell, aus dem für Jahrtausende der Antrieb zur Achtung der Menschenwürde und reinerer Sitte entströmen sollte, war gesichert. Dies war ohne Zweifel das Werk jener todes- und weltverachtenden Energie. Jedoch auch für sie, wie so oft in menschlichen Dingen, brachte der Sieg die Nothwendigkeit, sich selbst zu besiegen, sich selbst aufzugeben. Jetzt, wo die Welt sich der Kirche unterworfen hatte, konnte die Kirche unmöglich die Welt mehr von sich stoßen. Jetzt kam es darauf an, jenen göttlichen Keim der Sitte in den irdischen Boden zu senken, und in der argen Zeitlichkeit selbst wirksam, thätig und heimisch zu werden. Das gänzlich Unerwartete war dennoch geschehen, der Kaiser war Christ geworden und der römische Erdkreis mit ihm, und dennoch bestand das Reich und die Welt fort; es ging einmal nicht anders, auch die christlichen Beamten bedurften, wie ihre heidnischen Vorgänger, der Steuererheber, Kerkermeister und Soldaten, und vollends von der Einsetzung des Staates durch höllische Kräfte war gar nicht

mehr zu reden. Eine vollständige Umwälzung in der altchristlichen Weltansicht wurde unerläßlich. Wie sie eintrat und sich im Einzelnen, Schritt auf Schritt vollendete, dies zu erzählen wäre eine Aufgabe von dem höchsten geschichtlichen Interesse, aber auch von einem Umfange, welcher weit über das uns gestellte Zeitmaß hinausreichte. Es muß uns genügen, hier die allgemeine Richtung der Entwicklung zu bezeichnen. Jene tiefe und glühende Abkehrung vom Irdischen, so mächtig sie zur Behauptung der Kampfesstätte geholfen, so übel wirkte sie jetzt bei dem Anbau derselben nach. Die römische Welt war, wir wissen, wie tief erschöpft und abgemattet; ihre besten geistigen Kräfte hatten drei Jahrhunderte hindurch sich daran gewöhnt, die Sorgen des Staates, des Verkehrs, der Gesellschaft von sich hinwegzuwerfen; jetzt fand sich kein Mensch in der Aufgabe zurecht, den Staat zu veredeln, ohne ihn aufzugeben, und die Kirche auf irdischen Boden zu stellen, ohne sie herabzusetzen. Man experimentirte hinüber und herüber, wie wenig aber die Nation in dieser Hinsicht vermochte, zeigte sich in der östlichen Hälfte des Reiches, in dem Herrschergebiete von Constantinopel, wo immer mehr von Jahrhundert zu Jahrhundert die Kirche erstarrte und der Staat einschrumpfte, bis endlich 1453 die Türken fast mühelos die zusammengetrocknete Mumie von ihrem Throne hinabwarfen.

Es mußten neue und frische Kräfte hinzutreten, wenn die Aufgabe einer innern Durchdringung von Staat und Kirche, von Welt und Religion, zu gedeihlicher Lösung kommen sollte. Diese Kräfte aber waren längst vorhanden und zur Wirkung bereit: denn dasselbe Jahrhundert, welches die Geburt Christi, hatte auch die Hinlagerung der Germanen, der deutschen Volksstämme an den europäischen Grenzen des Römerreiches gesehen.

Die Deutschen

bei ihrem Eintritt in die Geschichte.

Berlin, März 1863.

Die Deutschen

bei ihrem Eintritt in die Geschichte.

Berlin, März 1863.

Wenn ich es unternehme, in dem heutigen Vortrage Ihre Aufmerksamkeit auf das deutsche Volk bei seinem ersten Eintreten in die Geschichte zu lenken, so verberge ich mir nicht die Schwierigkeit, einen zugleich so umfassenden, so zersplitterten und so fragmentarischen Stoff in den Rahmen weniger Minuten zusammenzudrängen. Ich hoffe auf Ihre Nachsicht, mit der Sie mir gestatten werden, aus der Masse der (gerade hier sehr thätigen und erfolgreichen) neuern Forschung heraus einige besonders wichtige Gesichtspunkte hervorzuheben. Ich hoffe auf den Reiz, welchen die Betrachtung der aus dem Dunkel allmälich hervortretenden Anfänge großer Entwicklungen an sich immer ausübt, selbst wenn die einzelne Darstellung desselben sich auf unvollständige und skizzenhafte Umrisse beschränken muß.

Der Ursprung der Germanen entzieht sich, wie alles Entstehen der menschlichen Dinge, dem Blicke der Forschung. Das Volk selbst hatte, als es im Anfang der christlichen Zeitrechnung am Rhein- und Donauufer mit den Römern in Berührung kam, keine Erinnerung über seine Herkunft bewahrt. Die Gewährsmänner des Tacitus erfuhren von den Germanen, sie seien Söhne dieses Bodens, Autochthonen der deutschen Erde. Eine im strengen Sinne des Wortes geschichtliche Kunde, welche uns

weiter führen könnte, liegt nicht vor; die einzige, wissenschaftlich sichere Leuchte in diesem Dunkel frühesten Alterthums gibt die vergleichende Sprachkunde. Diese hat dann als zweifellos den großen Zusammenhang des indogermanischen Völkerkreises erhärtet, zu dem außer den Germanen, Galliern und Slawen, unter Anderen die Griechen und Lateiner, die Perser und Inder zu rechnen sind. Ihre Verwandtschaft zeigt sich der genaueren Betrachtung als ursprüngliche Einheit: je höher hinauf man in das Alterthum der einzelnen Sprachen eindringt, desto deutlicher erhellt der Zusammenhang mit dem gemeinschaftlichen Urstamm. Es ergibt sich hieraus sofort der Schluß, daß einst die Stammväter jener Nationen ein einziges Volk gebildet und wahrscheinlich im asiatischen Osten zusammengewohnt haben. Insbesondere zeigt die altdeutsche Sprache eine sehr nahe Verwandtschaft mit der altindischen, der Sanskritsprache, und zwar mit einer Entwicklungsstufe derselben, welche etwa bis zum achten Jahrhundert vor Christus gedauert hat. Man kann hieraus die Vermuthung ableiten, daß die Germanen schon vor dieser Zeit sich von dem Urstamm getrennt und ihre Ursitze an den Abhängen des Himalaja verlassen haben.

Dann fehlt lange Jahrhunderte hindurch jede Spur ihres Daseins. Erst aus der Zeit Alexander's des Großen klingt zufällig die Notiz eines griechischen Reisenden herüber, daß Teutonen und Gothen, also deutsche Völker, an der Ostsee wohnten. Wieder hundert Jahre weiter, und eine eben so zufällig erhaltene Notiz belehrt uns, daß Deutsche in vielfachem Verkehr mit den Galliern, den damaligen Bewohnern Frankreichs, Süddeutschlands und Oberitaliens, gestanden haben; ein römischer Dichter erwähnt, die Gallier nennen ihre Knechte ambacti. Das Wort

ist schlechterdings nicht gallisch, sondern deutsch, und bedeutet buchstäblich Rückendecker, reisige Gefolgsleute. Zwei Menschenalter darnach wird an der untern Donau ein deutsches Volk, die Bastarner, als Verbündete der Macedonier gegen die Römer erwähnt, ohne daß es jedoch damals schon zu einem Zusammenstoß zwischen Römern und Germanen gekommen wäre. Desto gewaltiger kündigte sich fünfzig Jahre später der Beginn des Weltkampfes an, der dann fünf Jahrhunderte erfüllen und die Geschicke Europa's bestimmen sollte. Die Cimbern und Teutonen, diese an der Ostsee, jene auf Jütland angesessen, brachen 113 v. Chr. durch das noch immer von gallischen Völkern bewohnte Süddeutschland hindurch gegen das römische Illyrien vor. Sie schlugen dort ein römisches Heer, durchzogen dann Helvetien, überschwemmten unwiderstehlich halb Gallien, besiegten hierauf wieder drei römische Heere nacheinander: so daß der Schrecken in Rom unermeßlich war, und das Volk in Klagen und Jammern eine zweite Zerstörung Roms durch die Gallier befürchtete — denn noch wußten die Römer Gallier und Deutsche nicht voneinander zu unterscheiden. Wohl fiel dem römischen Blicke gar Manches in ihrer Erscheinung auf, die hohen, sechsfußigen Gestalten und der wuchtige Gliederbau, das lange blonde Haar und blaue Auge, die Völlerei im Trinken und die strenge Keuschheit der Sitte, die Verehrung der Frauen und die Theilnahme derselben am Waffenkampf, Alles Züge im scharfen Gegensatz zu römischem Wesen. Indessen gelang es dem großen Cajus Marius, die gefürchteten Feinde in zwei blutigen Schlachten zu zersprengen und großentheils zu vernichten; die Römer glaubten damit ein letztes Aufzucken des hinsiechenden gallischen Wesens zertreten zu haben, und schickten sich an, von der Provence her

jetzt den eignen Einfluß in Gallien zu erweitern. Erst später erfuhr man, daß der Cimbernkrieg nicht der Abschluß der alten gallischen, sondern das erste flammende Signal für den Beginn der deutschen Geschichte gewesen war. Jetzt erkennen wir den Eintritt unserer Nation in das historische Leben Europa's, und sofort kündigt er sich in mächtigen, massiven Zügen an. Gleich nach der Niederlage der Cimbern fielen andere germanische Stämme mit zertrümmernden Stößen auf die Gallier in Süddeutschland und nahmen, gegen Süden vorstrebend, alles Land zwischen Main und Donau ein. Ein etwas späterer Andrang erreichte, gegen Westen gerichtet, die Rheinlinie und überschritt sie ohne Aufenthalt. Einzelne Völkerschaften nisteten sich im Norden auf belgischem Boden ein; ein suevischer Heeresfürst, Ariovist, erschien mit einem gemischten Heere in Südgallien, benutzte die inneren Parteien der Eingeborenen und fühlte sich bereits als den weithin schaltenden Herrn des Landes. Eine Schaar folgte aus dem Innern Germaniens der andern; so weit sich das Land erstreckte, so weit war es in fluthender Kriegsbewegung, in einer wahren Wanderung der Völker. Bei Ariovist fanden sich Kriegshaufen von der Ostseeküste, dem Böhmerwald, dem Niederrhein. Dieser wilden äußern Unruhe entsprach der innere Zustand, die damalige Lebensweise und Sitte der Germanen. Alles war unstet und flüssig. Sie nährten sich von Kriegs- und Jagdbeute: sie bauten freilich den Acker, wo sie sich grade befanden, sie wußten aber nicht viel damit zu machen und wurden nicht seßhaft und heimisch darauf. Vielmehr ergriff jeder Stamm Besitz von einem Bezirke, theilte ihn unter seine Familien aus und rückte im folgenden Jahre weiter vor, um neuen frischen Boden zu suchen. Eine solche Lebensweise ging aus dem steten Kriegsgetümmel

hervor und zwang ihrerseits wieder zu immer neuen Kriegszügen. Bei der damaligen Verkommenheit der Gallier hätten sie höchst wahrscheinlich halb Westeuropa mit wildem Ueberrennen in Besitz genommen und bei ihrer damaligen Bildungsstufe zu Grunde gerichtet.

Da trat der gewaltigste Sohn des römischen Volkes, durch ein persönliches Genie ohne Gleichen einer jeden Weltbewegung gewachsen, Julius Cäsar, damals der Leiter der römischen Verwaltung in Oberitalien und der Provence, dazwischen. Mit rasch durchdringendem Scharfblicke erkannte er zum ersten Male, daß es hier sich nicht um bloße Parteikämpfe gallischer Häuptlinge handele, daß hier ein neues von den Galliern verschiedenes, mächtiges Volk auf den Schauplatz getreten sei. In seinen Commentarien bezeichnet er den Gegensatz beider Nationen nach seiner Art in kurzen, festen und klaren Zügen. Nachdem er geschildert, wie die Gallier unter der Herrschaft ihrer Adelsparteien und ihrer Priesterhierarchie verkommen sind, fährt er fort: „Gar weit ist von dieser Art das germanische Wesen verschieden. Die Germanen haben im Frieden überhaupt keine großen Machthaber, sondern die Fürsten der einzelnen Bezirke theilen jährlich wechselnd den Familien und Geschlechtern die Aecker aus; Priester gibt es nicht und auf Opfer geben sie nicht viel, sondern jeder Hausvater betet für sich und die Seinen zur Sonne, zum Monde, zum Feuer." Vor Allem, Cäsar erkannte die Kraft der neuen Gegner und zauderte keinen Augenblick, auch ohne Vollmacht von Rom, ihnen entgegenzutreten, so lange es noch Zeit war. Er überschritt ohne Zaudern die Grenze, schlug an einem Schlachttage Ariovist aus Gallien hinaus, unterwarf in den nächsten Jahren Belgien, wies auch hier die Germanen mit der Schärfe des Schwertes über den Rhein zurück und schloß ihnen diese Strom-

grenze für drei Jahrhunderte. Vierzig Jahre später überstiegen die Römer von Süden her die Alpen und eroberten die Länder zwischen dem Hochgebirge und der Donau, so daß seitdem auch diese Stromlinie gegen die deutsche Ausbreitung gesperrt und der deutsche Boden seinerseits von zwei Seiten her durch römische Angriffsstellungen umschlossen war. An diesen Dämmen mußte denn für's Erste das ungestüme Treiben zur Ruhe kommen. Eine Völkerschaft nach der andern lagerte sich an ihnen ab; nothgedrungen gelangten sie zu etwas bleibenderer Seßhaftigkeit, zu etwas festeren politischen Formen.

Frieden wurde es damals allerdings noch nicht sogleich. Vielmehr gingen jetzt die Römer ihrerseits zum Angriffe auf das innere Germanien über, und die Gefahr für die deutsche Selbstständigkeit entwickelte sich auf der Stelle sehr bedeutend: den Germanen gegenüber stand, sie zugleich von Süden und Westen her bedrohend, das Weltreich mit den Streitkräften aller Lande des Mittelmeers, mit höchst ausgebildeter Kriegskunst, mit der Ueberlegenheit seiner hoch entwickelten Cultur, mit seiner fest geschlossenen Einheit. Sie selbst, in eine Menge kleiner, unverbundener, oft zwieträchtiger Völkerschaften zersplittert, hatten dagegen nichts einzusetzen, als die Unwegsamkeit des Landes, die Kraft ihrer Muskeln, die Tapferkeit ihres Herzens. Aber lange Zeit überwog über alle Freiheitsliebe und Hingebung die organisirte römische Macht. Ein Stamm nach dem andern wurde überwältigt, ein Gau nach dem andern besetzt; der Erfolg der Waffen wurde gesteigert durch die Kunst der Diplomatie, die Lockungen des Reichthums, das Uebergewicht der Civilisation. Die römischen Truppen und Flotten gelangten bis an die Elbe; Augustus glaubte sein Ziel erreicht zu haben.

Da begannen gleichzeitig zwei Männer ihre Laufbahn, welche dem Geschicke die Wendung geben sollten. Unter den Fürstensöhnen, die Augustus halb als Geißel, halb als Zöglinge nach Rom hatte bringen lassen, waren der Marcomanne Marbod und der Cherusker Armin. Beide hatten in Rom mit offnem Auge gelernt und das Ziel der römischen Freundschaft, wie die Mittel zum Widerstande erkannt. Marbod fand sein Volk im Lande zwischen Oberrhein und Oberdonau, rechts und links von den römischen Vorposten beobachtet. Er bestimmte es zu dem Entschluß, sich in das Innere, in das durch die langen Kriegszüge verödete Böhmen zurückzuziehen: dort organisirte er mit ihnen eine Militärmonarchie nach römischem Muster, den ersten Versuch einer größern Staatsordnung unter den Deutschen, der sich bald alle Nachbarvölker freiwillig oder gezwungen anschlossen. In Rom erkannte man die Gefahr, ein Angriff auf Marbod wurde jedoch durch andere Verwicklungen verzögert: da kam die Entscheidung von einer andern Seite. Armin, ein junger Mann von feurigem Ehrgeiz, warmer Vaterlandsliebe und tiefer Verschlagenheit, arbeitete unter den Augen des römischen Legaten an einem freien Kriegsbunde der Cherusker mit den Völkern zwischen Weser und Rhein; es gelang ihm, die eitle Sicherheit des Römers bis zum letzten Augenblicke zu erhalten und dann seine Legionen im Teutoburger Walde bis auf den letzten Mann zu vernichten. Nachdem einige Racheversuche fehlgeschlagen, verzichtete Rom definitiv auf die Eroberung Deutschlands, und beinahe anderthalb Jahrhunderte blieb seitdem ein fast ununterbrochener Friede zwischen den beiden Völkerkreisen. Dann folgte von 166 bis 280 ein langes wüthendes Ringen um den Besitz der nächsten Grenzprovinzen — dann noch einmal eine hundertjährige Pause

des letzten Erholens und Kräftesammelns vor dem entscheidenden Ausbruch — bis es endlich seit 378 n. Chr. den Germanen gelang, die Grenzwälle des gealterten Weltreiches zu durchbrechen und auf dem Boden der römischen Provinzen die Fundamente des modernen Europa zu legen.

Aus den Jahren jenes ersten Friedensstandes, aus dem Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr., ist uns nun die Schrift erhalten, die in der Schilderung fremder Nationalitäten ihres Gleichen in keiner Literatur hat, die Germania des Tacitus. Sie gibt uns, was kein anderes Culturvolk besitzt, die Schilderung unseres Jugendalters nach den Auffassungen eines auf der Höhe altgereifter Bildung stehenden Beobachters. Sie ist nicht tadellos in ihrer Form und nicht fehlerlos in ihrem Inhalt, aber ihre wesentlichen Angaben sind nur in stets wachsendem Maße bestätigt worden, seitdem wir durch unsern Jacob Grimm die echte Wissenschaft deutschen Alterthums erhalten haben. Versuchen wir, uns danach das Bild des deutschen Zustandes vor der Völkerwanderung zu vergegenwärtigen.

Ich bemerkte vorher, daß seit dem Einschreiten Cäsar's und der Schließung der Rhein- und Donaulinie eine größere Stetigkeit und Festigkeit in die Verhältnisse Germaniens gekommen war. Allerdings war damit der überwiegend kriegerische, auf Kampf und Kampfgewinn gerichtete Sinn des Volkes nicht verändert. Auch Tacitus schildert das deutsche Wesen mit den Zügen, daß die Männer nur den Krieg für das rechte Leben halten, im Frieden lange in den Tag hineinschlafen und dann bewaffnet zu Zechgelagen und Volksversammlungen zusammentreten, die Arbeit aber im Haus und Feld den Frauen, Greisen und Knechten überlassen. Die gewöhnliche Nahrung ist Wildpret und Wald-

obst, Milch und Käse, die Erzeugnisse also eines Jäger- und Hirtenlebens, bei dem die Bearbeitung des Ackers erst in zweiter Stelle in dürftigen Anfängen vorkommt, ein Verhältniß, das auch in der Entwicklung der Sprache anschaulich wird, welche von Haus aus für eine Menge der beim Acker- und Gartenbau vorkommenden Gegenstände und Erzeugnisse gar keine Bezeichnungen besitzt und dieselben erst später theils aus der lateinischen, theils aus den celtisch-gallischen Sprachen entlehnt hat. Einem solchen Zustand entspricht es, daß noch immer kein rechtes Privateigenthum an Acker besteht. Allerdings geht es jetzt nicht mehr an, wie in dem Getümmel der vorcäsarischen Zeit, daß der ganze Stamm oder das ganze Geschlecht sich jährlich neue Ansiedlungen sucht: wohl aber vertheilt die Gemeinde in dem Bezirke, den sie einmal besitzt, alljährlich den einzelnen Genossen ihre Feldstriche, und erneuert alljährlich diese Vertheilung nach Bedarf. Man hat an diesen Angaben des Tacitus Anstoß genommen, gegenüber der spätern Festigkeit des Privateigenthums in allen deutschen Landen: man hat indeß dabei übersehen, daß die von Tacitus beschriebene Wirthschaftsform auf der damaligen Bildungs- und Altersstufe des deutschen Volkes aller Orten auch bei anderen Nationen erscheint, bei Thrakern und Geten, bei Celten und Slawen; bis auf den heutigen Tag ist sie die einzige, in der Millionen russischer Bauern sich zurechtfinden, und was die unsrigen von den moskowitischen unterscheidet, ist nicht, daß sie von ganz anderen Anfängen ausgegangen, sondern daß die einen fast zweitausend Jahre in den Anfängen stecken geblieben, die anderen aber nach wenigen Jahrhunderten zu höheren Stufen fortgeschritten sind. Uebrigens ist die Zähigkeit gerade solcher bäuerlichen Verhältnisse auch in Deutschland bekannt, und da die Hauptquelle der späteren Ent-

wicklung die Berührung der Deutschen mit den romanischen und gallischen Völkern ist, finden sich umgekehrt die Ueberreste des Urzustandes am dauerndsten bei denjenigen deutschen Stämmen, die von der romanischen Mischung am wenigsten berührt worden sind, bei den Friesen und Niedersachsen. Und hier, in dem heutigen Hannover und Oldenburg, zeigen sich von dem alten Gesammtbesitz und Ackerwechsel noch im fünfzehnten Jahrhundert ganz unverkennbare Spuren, so daß eine nähere Untersuchung dieser Verhältnisse eine äußerst lohnende Ausbeute für unsere Kenntniß der ältesten Zustände verhieße. Selbst in dem so vielen fremden Einflüssen zugänglichen Rheinlande, rechts und links des Stromes, im Sieg- und im Moselthale, haben sich bis in die Gegenwart hinein Gebräuche und Einrichtungen des Ackerbaues erhalten, die bei unvordenklichem Alter sich nur als Reste eines ursprünglichen Gesammteigenthums erklären lassen. Den Uebergang aus solchen Verhältnissen in die uns geläufigen wird man sich etwa in der Art vorstellen können, daß allmälich aus dem jährlichen Besitz des Ackerlooses ein lebenslänglicher, und zuletzt aus diesem ein erblicher geworden ist. Es ist uns z. B. ein fränkisches Gesetz aus dem Jahre 574 erhalten, welches vorschreibt, daß wenn ein Dorfgenosse bei seinem Tode Kinder oder Brüder hinterläßt, diese den Acker des Verstorbenen erhalten sollen, und nicht, wie bisher, die sämmtlichen Dorfgenossen.

In der ältesten Zeit war eben dies der entscheidende Grund des ganzen Zustandes, daß sich die Dorfgenossen nicht bloß als Nachbarn, sondern als Verwandte, als Sippen eines Blutes, als eine einzige weite Familie, mit einem Worte als Geschlechtsgenossen betrachteten, und daß sie nach dieser Anschauung ihren ganzen Zustand, ihre Gemeinde und ihr Heer, ihr Gericht und

ihren Staat gestalteten. Das Haupt dieser weiteren Familie, das Haupt des Geschlechtes, war ursprünglich zugleich der Anführer im Kriege, der Urtheiler im Gericht und der einzige Priester. So war es noch zur Zeit Cäsar's. Zur Zeit des Tacitus haben sich einige dieser Würden zu besonderer Vertretung entwickelt, neben den Fürsten und Heerführern finden sich hier und da besondere Urtheiler und Priester; eine feste Gestalt und Abgrenzung dieser Aemter ist aber auch dann noch nicht erreicht, und noch im vierten Jahrhundert sind mächtige Volksherrscher stolz darauf, keinen andern Titel als den eines Richters zu führen, und die Römer wissen gar keinen genau zutreffenden Ausdruck für die deutschen Machthaber zu finden. Aus einer Anzahl von Geschlechtern setzen sich dann größere Verbände, Gaue oder Hundertschaften, und aus diesen weiter die Volksgemeinden zusammen. In allen diesen Verbänden ist für die gemeinen Angelegenheiten die herrschende und entscheidende Gewalt bei der Gesammtheit der freien Männer. In der monatlichen Volksversammlung treten die Fürsten der Hundertschaften als Vorberather und Lenker, im Gerichte, das sich ebenfalls in der Volksversammlung unter freiem Himmel vollzieht, als rechtskundige Urtheiler, im Kriege als die natürlichen Heerführer ihrer Geschlechts- und Gaugenossen auf. Die Entscheidung aber ist stets und überall bei der Gemeinde. Durch Waffenklirren stimmt sie einem Antrag des Fürsten zu; durch ihren Beifall gibt sie dem gefällten Urtheil Rechtskraft und vollziehenden Zwang; sie entscheidet über Krieg und Frieden, und ernennt den obersten Heerführer, indem sie den Tapfersten ihrer Recken über die Häupter der Anderen auf einem Schilde emporhebt. Es gibt keinen andern Adel, als diese Vorstände der Hundertschaften und deren nächste Blutsverwandte. Es gibt nur

bei wenigen Völkern eine höhere politische Würde, als das Fürstenthum der Hundertschaften; nur hie und da finden sich Könige über das ganze Volk. Aber auch von diesen sagt Tacitus: diese Völker werden regiert, so weit sich Germanen regieren lassen. Die Könige haben dann im ganzen Verbande des Volkes eben jene beschränkten Rechte, wie sie sonst der Fürst in der Hundertschaft ausübt. Wo einmal, wie z. B. bei Marbod, eine stärker geordnete Herrschaft vorkommt, da ist schon damals der Einfluß des römischen Beispiels erkennbar.

Was Religion und Sitte betrifft, so bemerkte ich bereits, daß Cäsar bei den Deutschen nur einen götter- und gestaltenlosen Naturdienst, die Verehrung der Sonne, des Mondes, des Feuers beobachtete, und keine Tempel, keine Neigung zu Opfern, keinen besondern Priesterstand wahrnahm. Hundert Jahre später finden wir hier eine ähnliche Entwicklung wie auf dem politischen Gebiet. Sei es der Einfluß des gesammelteren Zustandes, sei es die Nähe und der Einfluß des römischen Götterdienstes: aus jenem Grunde einfacher und starker Naturanschauungen haben sich jetzt eine Reihe persönlich gefaßter Göttergestalten erhoben, Donar, der Gott des Donners, Ziu, der Lenker des Kriegs, eine Erdgöttin Nerthus, Ostara, die Göttin des Morgensterns u. A. Als der oberste Gott erscheint Wuotan, der Vater des Alls, die das Universum beseelende, die Natur durchwehende und durchwaltende Kraft. Auch diese persönlichen Götter sind übrigens nur in schwankenden Umrissen gezeichnet; der Cultus kennt damals noch keine Tempel und keine Bilder; denn, sagt Tacitus, die Götter in Mauern einzuschließen oder menschenähnlich zu bilden, würde ihnen der Größe der Himmlischen zuwider scheinen — sie weihen also Haine und Wälder und bezeichnen mit dem Namen der

Götter jenes Geheimniß, das sie nur in der Tiefe der Ehrfurcht anschauen. Die Götter fließen dem anbetenden Auge stets wieder mit dem All, mit der Natur, aus der sie herausgebildet sind, zusammen. Die Quelle der germanischen Religion ist nichts Anderes als der tiefe und warme Sinn für die Natur, welchen dieses Volk überhaupt erst in die Geschichte und Bildung der Menschen eingeführt hat. Freilich hatte auch der Hellene eine ästhetische Freude an den erquickenden Erscheinungen der Natur und prägte dieses Gefühl zu mythologischen Bildern und Göttergestalten aus; freilich regte auch den Israeliten die Pracht des Weltalls zu religiöser Dankbarkeit gegen den Schöpfer dieser Herrlichkeit an: und eine Mischung beider Stimmungen, welche zuweilen bei den ältesten Kirchenvätern sich geltend macht, hat selbst einen Forscher wie Alexander von Humboldt zu der Meinung veranlaßt, es sei eben das Christenthum gewesen, welches den rechten Sinn für die Betrachtung der Natur der Menschheit eröffnet habe. Allein der hierauf bezügliche Grundton des Evangeliums klingt doch in dem Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," und in der Darstellung desselben darf der Versucher zu Christus sagen: „Siehe da die Herrlichkeit dieser Welt; sie ist mein, und ich gebe sie wem ich will." Dagegen charakterisirt neben diesen Erscheinungen ganz einzig den germanischen Sinn gerade das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit, der vollen Einheit zwischen Natur und Menschen. Dieser Zug ist ein völlig neuer in der europäischen Geschichte, und er charakterisirt die ganze Welt der deutschen Mythen, Sagen und Märchen. Die Natur ist den Germanen sowohl die Heimath der Götter, als die treue Freundin, die nächste Genossin des Menschen. Sie nimmt Theil an der menschlichen Stimmung und dem menschlichen Geschicke;

wo eine gute That geschehen, sprießen würzige Kräuter, die Stätte eines ruchlosen Mordes ist dem Vieh schädlich und bringt den Hirten Schwindel. Der Auswanderer wirft einen Balken von dem Schiffe in die See; die Wellen, die ihn forttreiben, weisen ihm damit die rechte Straße. Der Jäger findet in den Thieren des Waldes menschliche Eigenschaften und verkehrt mit ihnen wie mit menschlichen Feinden. In dem Flimmern des edlen Metalls, das dem dunkeln Schachte entrissen wird, lauern verlockende, tückische Kräfte; wer durch Habsucht getrieben, dennoch die Hand danach ausstreckt, verfällt seinerseits den Gewalten der düstern Tiefe. Diese einzelnen Züge, die ich aus hunderten herausgreife, werden Sie sofort an die großen Dichtungen des Reineke Fuchs und des Nibelungenhorts erinnern. Nehmen Sie dazu, wie dasselbe Gefühl, mit der Natur eins zu sein, die Germanen, wie einst zu den leidenschaftlichsten Jägern, so allmälich zu den fleißigsten und sorgsamsten Ackerbauern der Welt gemacht hat — wie auf seinem Grunde die besten Lieder des altdeutschen Minnegesanges gewachsen sind, in denen stets die Frühlingsfeier und der Liebesfrühling, wie zwei Blüthen an einem Stengel untrennbar verbunden erscheinen, — wie dieses Gefühl die Werke der größesten unter unseren neueren Dichtern durchathmet und mit der echtesten Gemüthswärme und Heimathlichkeit beseelt, so daß keine andre Literatur der Welt in dieser Hinsicht Goethe's Liedern und Werther's Leiden etwas an die Seite stellen kann — wie endlich dieses Gefühl in Religion und Philosophie die Quelle eines, wenn Sie wollen, pantheistischen, immer aber eines Zuges von tiefer Innerlichkeit geworden ist, des Bewußtseins der Einheit von Mensch und Welt und Gott, der durch alle Jahrhunderte hindurch dem

christlich-kirchlichen wie dem wissenschaftlichen Leben der Deutschen seine besondere nationale Farbe gegeben hat: und Sie werden es verstehen und billigen, daß ich mit solchem Nachdruck auf den Natursinn der ältesten Germanen aufmerksam gemacht habe.

Im ersten Jahrhundert nach Christus prägte sich nun diese Ansicht der Welt in einer vollen und reinen Frische der Jugendlichkeit aus. In äußerst schwachen Formen von Staat und Religion bewegte sich eine stets überschäumende Kraft. Wenn auch die Volksgemeinde Frieden beschloß, so fehlte es doch nie an einzelnen Fürsten, welche Freiwillige zu abenteuernden Zügen aufriefen; es fehlte nie an einer kecken Jugend, die als treues, streitdurstiges Gefolge sich dem Fürsten anschloß. Man wußte nichts von Staat und Vaterland und Nationalität, aber die Genossen des Geschlechts hielten zusammen wie Brüder eines Bluts, in der Schlacht, auf Acker und Weide, vor dem Gerichte des Volkes. An Gewaltsamkeit und Rohheit fehlte es nicht, Fehde und Blutvergießen, Trunk und Spielsucht kamen unaufhörlich vor. Aber mit schneidendem Unwillen wandte sich der Sinn von dem Gemeinen ab, Feigheit, Verrath und Unzucht wurde mit vernichtender Strafe geahndet. Die Frauen, sagt Tacitus, gehen mit entblößter Brust und nacktem Arm, die keusche Gesinnung des Volkes ist hier wirksamer, als sonst eine dichte Hülle. Und was dem Römer besonders auffällt: obgleich die Frauen im äußern Leben den rauhesten Theil der Arbeit übernehmen müssen, so ehren die Germanen in dem Weibe ein Prophetisches, ja Göttliches. Sie bringen mit dieser Stellung des Weibes, ebenso wie mit ihrem Natursinn etwas ganz Neues in den Lebensgang der Menschheit. Im Oriente war das Weib nirgend etwas Anderes als Sclavin, und die Hellenen kamen

hier über die orientalische Auffassung kaum einen kleinen Schritt hinaus. Die Römer zollten der Hausfrau eine äußerliche Ehre, stellten sie aber dennoch rechtlos wie das Kind unter die Herrschaft des Mannes. Die echte Gemeinsamkeit der Ehe, die freie Unterordnung des Weibes, die seine Selbstständigkeit voraussetzt, und damit ein reines und volles Familienleben, ist erst auf dem Grunde des germanischen Gefühles möglich geworden.

Fassen wir diese Züge zusammen, so sehen wir eine Nation, erfüllt von jugendlicher Lebenskraft und Lebensfrische, ungebändigt in ihren Leidenschaften und Affecten, aber in dem Grunde ihrer Natur überall auf das Hohe, Reine, Geistige gerichtet, der sittlichen Fassung bedürftig und jedem Bildungsstoffe zugänglich. In der Religion noch keine Spur von bewußtem Dogma oder formirter Kirchlichkeit: dafür aber eine starke moralische Gesundheit, eine tiefe Innerlichkeit, Fähigkeit zu Hingebung und Begeisterung. In der Politik kaum eine Ahnung von dem formalen Rechte und der ausgeprägten Staatsidee der alten Welt, kaum ein Anfang von individuellem Recht und Eigenthum, kaum ein Bewußtsein von der Einheit und Eigenartigkeit der eigenen Nationalität: dafür aber der stärkste genossenschaftliche Sinn, welcher dereinst den ganzen Staat mit der Wärme persönlicher Anhänglichkeit und gegenseitiger Treue erfüllen sollte. Eine lebenstrotzende, bildsame, empfängliche Völkermasse, die allen Eindrücken der Zukunft offen war, im vollen Sinne des Worts ein Element der weltlichen Verjüngung für den antiken Völkerkreis darstellte und ihrerseits auf dem Boden des römischen Reichs und der christlichen Kirche die Schule für ihre kommende Cultur aufsuchte.

Denn, wenn wir uns nun in das fünfte Jahrhundert, in den Beginn der Völkerwanderung versetzen, wenn wir uns das

damalige Ineinanderfließen der römischen und der deutschen Welt vergegenwärtigen, so erscheint uns ein ganz providentielles Verhältniß der gegenseitigen Ergänzung. Dort verödete Aecker, die der Menschen harren, hier eine Völkermasse, der in jedem Jahre ihr Acker zu enge wird. Dort Abnahme der kriegerischen Kraft, Versiegen der Volkssubstanz, düsterer Lebens- und Weltüberdruß, hier frische Freudigkeit an Kampf und Ruhm, an Genuß und Natur, an Gefahr und Erfolg. Dort eine weite formale Bildung, hier eine unbegrenzte Bildungslust und Fähigkeit. Dort eine an ihrer Allmacht absterbende, in ihren Rechtsformen beispiellos entwickelte Monarchie, hier ein starker Freiheitssinn, der nur der politischen Schule bedurfte und nach politischen Formen hindrängte. Dort eine ausgebildete Kirche, auf den tiefsten sittlichen Principien ruhend, zur sittlichen Erziehung wie keine andere geeignet, aber damals ohne sittlich brauchbare Menschen und deshalb mehr als billig zu Weltverachtung und Weltflucht geneigt. Hier ein starkes und keusches, sonst aber weltfrohes und in seinen Leidenschaften unbändiges Geschlecht, welches von der Kirche eine heilsame Zucht erwartete und ihr dafür als gleichwerthige Gabe eine freudige Erfrischung entgegenbringen konnte.

Ich komme zum Schlusse.

Die geschichtlichen Erscheinungen, deren Andenken ich in raschen Zügen Ihnen wachzurufen versucht habe, sind längst der Vergangenheit verfallen und durch den Raum von mehr als einem Jahrtausend von unserem Leben getrennt. Und dennoch wäre es übel, wenn wir sie nur mit dem kalten Blicke des Antiquars betrachteten, wenn sie nicht fort und fort das Gefühl in uns hervorriefen, daß es sich in jener Ferne um uns selbst, um

unsere Väter und um unser Volk handelt. Denn eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihren Ursprüngen bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. — Welcher Mensch, der für sein Volk und sein Vaterland ein Herz hat, ist nicht schon durch die historische Betrachtung zu der schwer wiegenden Frage geführt worden, auf welcher Stufe des geschichtlichen Lebensganges seine Nation sich heute befindet, ob in der ersten Mannesblüthe, vor deren Blicken sich noch eine unbegrenzte Zukunft des Wachsens und Voranschreitens ausdehnt, ob an der Schwelle des Greisenalters, das ohne eigne Schöpferkraft nur von der Erinnerung lebt an Zeiten, die vorüber sind. Ich meine, daß es für die Antwort auf diese Frage bei den Nationen wie bei den einzelnen Menschen kein sichereres Symptom gibt, als eben die Stimmung, mit der sie das Bild ihrer Jugendzeit betrachten, die Stimmung, die in dem einen Falle das weiche Angedenken an ein völlig Dahingeschwundenes ist, in dem andern aber das Bewußtsein, daß der beste Theil jener hoffnungsreichen Jahre noch kräftig fortlebt, vielleicht in geringerem Blüthenschmuck, aber in desto festerer Reife und jedenfalls in unablässigem Zeugen und Wirken. Und nun scheint es mir, daß unser Volk keine Ursache hat, eine solche Selbstprüfung zu scheuen. Wohl würde jeder unserer Altvordern bei dem äußern Anblick des Landes und der Menschen sich in eine andere Welt versetzt glauben: aber der innere Grundstoff und der sittliche Bau unserer Naturen zeigt noch immer dieselben charakteristischen Momente. Noch immer ist die Masse der Nation erfüllt von robuster Kampfbereitschaft neben allem Drange friedfertig schaffender Thätigkeit; noch immer zeigt sich bei ihr jene unvergleichliche Mischung festen Heimaths-

sinnes und reger Wanderlust; noch immer klingt im Dunkel der Waldeinsamkeit jeder tiefe Ton der Andacht und jeder helle Klang der Poesie im Herzen des Volkes wieder. Noch immer wird das deutsche Familienleben von keinem andern an Festigkeit und Innigkeit übertroffen; und wenn nach Tacitus die Braut des Germanen am Hochzeitmorgen Feldfrüchte und Waffen zum Geschenk erhielt, als ein Zeichen, daß sie nun in ewige Gemeinschaft jedes Wirkens mit ihrem Manne eintrete, so ist auch heute noch in unserem Volke die Ehe auf dem Fundament dieser Gesinnung, dieses ganzen und ewigen Zusammengehörens gegründet. Und endlich, wenn einst Armin's Gefährten nicht viel von Staat, Staatsform und Staatsrecht wußten, sondern schlicht und fest in persönlichem Gefühle mit ihren Genossen zusammenhielten und zum Tode treu zu ihrem Fürsten standen, so ist es der höchste Inhalt unsers Verfassungslebens, die strenge Pflicht gegen den Staat und das Recht mit der persönlichen Liebe und Treue gegen den Herrscher zu verbinden und auszugleichen. Wir sind im Laufe der Jahrhunderte gewachsen und vorangekommen — aber wir sind heute noch, was wir gestern waren. Der Blick auf unsre früheste Vergangenheit lehrt uns, daß wir getrosten Muthes der Zukunft der Nation entgegengehen können, und nachdem heute vor fünfzig Jahren unsere Väter die Erinnerung an die Teutoburger Schlacht auf der Schwelle eines größern Freiheitskrieges mit Jubel vor die Seele gerufen haben, so dürfen auch wir unter allen Kämpfen der Gegenwart aus den Anfängen unserer Geschichte Jugendbewußtsein und Hoffnung schöpfen.

Landes und unser Weltverkehr; noch immer klingt im Dunkel der Waldeinsamkeit jener tiefe Ton der Andacht und jener helle Klang der Poesie im Herzen des Volkes wieder. Noch immer wird das deutsche Familienleben von keinem andern an Heiligkeit und Innigkeit übertroffen, und wenn nach Tacitus die Braut des Germanen am Hochzeitsmorgen Feldrinder und Waffen zum Geschenk erhielt, als ein Zeichen, daß sie nun in engste Gemeinschaft jedes Wirkens mit ihrem Manne eintrete, so ist auch heute noch in unserem Volke die Ehe auf dem Fundament dieser Gesinnung, dieses ganzen und vollen Zusammengehörens gegründet. Und endlich, wenn einst Roms Gelehrten nicht viel von Staat, Staatsform und Staatskunst wußten, sondern schlicht und tief in persönlichem Gefühle mit ihren Genossen zusammenhielten und zum Tode treu zu ihren Fürsten standen, so ist es der höchste Inhalt unsers Verfassungslebens, die strenge Pflicht gegen den Staat und das Recht mit der persönlichen Liebe und Treue gegen den Herrscher zu verbinden und auszugleichen. Wir sind im Laufe der Jahrhunderte gewachsen und vorangekommen — aber wir sind heute noch, was wir gestern waren. Der Blick auf unsre früheste Vergangenheit lehrt uns, daß wir getrosten Muthes der Zukunft der Nation entgegensehen können, und nachdem heute vor fünfzig Jahren unsere Väter die Erinnerung an die Teutoburger Schlacht auf der Schwelle eines großen Freiheitskrieges mit Jubel vor sich her gerufen haben, so dürfen auch wir unter allen Kämpfen der Gegenwart und den Wandlungen unserer Geschichte Jugendfreudigkeit und Hoffnung schöpfen.

Prinz Eugen von Savoyen.

Drei Vorlesungen, gehalten zu München im März 1861.

I.

Ich erlaube mir, in den nächsten Stunden Ihre Aufmerksamkeit auf den größten Feldherrn und Staatsmann Oesterreichs, auf Prinz Eugen von Savoyen zu lenken.

Den Größten, sagte ich, und meine es im weitesten Sinne. Als Staatsmann überragt er die bedeutendsten seiner Nachfolger, die Kaunitz und Stadion. Als Feldherr steht er nach Zeit und Rang unmittelbar zwischen Gustav Adolf und Friedrich dem Großen. Ein feuriger Held und zugleich ein menschenfreundliches Herz, ein genialer Kopf und ein pflichttreuer Patriot, ein Meister der Politik und ein rechtschaffener Mann. Wo er auftritt, fesselt er die Gemüther an sich; ein geborener Franzose aus italienischem Stamme, zeigt er überall deutschen Sinn und deutsche Art wie nur einer unter Oesterreichs Lenkern; er zählt zu den Geistern, deren Einen besessen zu haben, den Stolz eines Volkes auf Jahrhunderte bildet. Auch heute wäre es nur das Ungeschick des Zeichners, wenn sein Bild nicht unsere Herzen erwärmte.

Als ich vor einem Jahre an dieser Stelle die Zeit unserer Befreiungskriege zu schildern versuchte,* bat ich Sie, nicht im Einzelnen nach Aehnlichkeiten mit der Gegenwart zu spähen, sich damit den großen historischen Gesammteindruck nicht zu stören, das ruhige historische Urtheil nicht zu verwirren. Unser

* Es sind dies die weiter unten folgenden Vorlesungen über die Erhebung Europa's.

heutiger Stoff liegt ein Jahrhundert weiter rückwärts, in dieser Ferne leichter zu überblicken, abgeschlossen in sich und in seinen Consequenzen: so daß das geschichtliche Urtheil über jeden Punkt durch die schlechthin entscheidende Instanz, durch den praktischen bleibenden Erfolg, unwiderruflich feststeht. Hier kann ich umgekehrt daran erinnern, daß es zum Theile dieselben Fragen sind, welche damals und jetzt die österreichische Politik bewegen. Es sind ähnliche Tendenzen der Regierung, welche vor anderthalb Jahrhunderten dem Prinzen Eugen zu schaffen gemacht, und welche die heutigen Nöthe hervorgerufen, aus denen das gewaltige Reich unter dem Antheil Europa's sich eben hervorzuarbeiten beginnt. Es ist bei uns wohl vorgekommen, daß diejenigen, welche diese Tendenzen tadelten, welche Deutschland nicht in den Strudel derselben fortgerissen wünschten, einer vorgefaßten Abneigung, ja eines blinden Hasses gegen Oesterreich beschuldigt wurden; nun, sie dürfen sich über den Vorwurf beruhigen, wenn sie die Gründe ihres Urtheils von keinem geringern Meister, von keinem schlechtern Patrioten als dem Prinzen Eugen empfangen. Ein alter Römer sagt: man erhält die Staaten durch dieselben Mittel, durch die man sie gründet. Unter den Gründern aber des heutigen Oesterreich steht Eugen in erster Linie, und wer die Bewahrung Oesterreichs wünscht, wird Eugen's Haltung zu beachten, seinen Standpunkt zu erfassen, wohl thun.

Nachdem die neuere Geschichte Oesterreichs lange Zeit für Deutschland eine Terra incognita gewesen, sind wir in der letzten Zeit über mehrere Abschnitte derselben in erfreulicher Weise durch äußerst lehrreiche Mittheilungen unterrichtet worden. Dahin gehört auch das Leben Eugen's. Eine Menge seiner militärischen Briefe und Depeschen sind veröffentlicht worden, so daß sich seine

Thätigkeit als Feldherr jetzt mit urkundlicher Genauigkeit feststellen läßt. Darauf hat, mit unbegrenzter Benutzung der österreichischen Archive und mit fleißigem Studium der gedruckten Literatur, Alfred Arneth eine umfassende Biographie des Helden herausgegeben, welche über die Einzelheiten seines Lebensganges, über sein politisches Wirken, über Oesterreichs Hof und Staat zu Eugen's Zeit eine Fülle neuen Lichtes verbreitet, deren Mittheilungen durchgängig auch die Grundlage meiner Darstellung sein mußten. Das Buch ist mit rühmenswerther Gründlichkeit und Genauigkeit gearbeitet, verliert jedoch nicht selten über der Masse des Details die großen leitenden Gesichtspunkte aus den Augen, und noch mehr thut der Anschaulichkeit und Freiheit der Darstellung eine gewisse officiöse Haltung Schaden, mit welcher der Autor so viel wie irgend möglich den Schatten aus dem Bilde zu beseitigen sucht, damit aber natürlich auch die individuelle Lebendigkeit der Gestalten und die sichere Klarheit des Urtheils verliert. Dies gilt besonders von den Fällen, wo Eugen und die Regierung entgegengesetzter Ansicht waren, und nun, ohne Eugen zu tadeln, die Regierung doch gelobt werden soll. Der Wunsch, daß aus Eugen's Nachlaß neben den militärischen auch sonstige Correspondenzen veröffentlicht werden möchten, ist also durch Arneth's Werk nur gesteigert. Kürzere Biographien Eugen's haben Hormayr und Hennes geliefert; Kausler's Buch läßt sich nicht empfehlen, weil es sich auf eine Sammlung angeblicher Schriften des Prinzen stützt, die vor 50 Jahren ein Hr. v. Sartori herausgegeben hat, und welche nichts als eine grobe literarische Mystification sind.

Prinz Eugen wurde, genau 150 Jahre vor der Leipziger Völkerschlacht, am 18. October 1663 zu Paris geboren. Sein

Vater war ein Sprößling der savoyischen Nebenlinie Carignan, und mütterlicherseits der Erbe der Grafen von Soissons, eines Seitenzweigs des königlichen Hauses Bourbon. Graf Eugen Moritz wurde demnach am Hofe von Versailles als Prinz von Geblüt betrachtet und behandelt; er war ein wackerer Degen, tadelloser Cavalier und braver Camerad, im Uebrigen unbedeutenden Geistes, gutmüthigen Sinnes, anspruchslos und bequem im Verkehr. Damals beherrschte während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig's XIV. Cardinal Mazarin als allmächtiger Premierminister den französischen Staat, und ließ aus Rom sieben seiner Nichten zu glänzender Versorgung nach Paris kommen. Der junge König wuchs im täglichen Verkehre mit diesen Damen heran; eine derselben, Olympia Mancini, war fast genau in seinem Alter, nicht schön, aber lebhaft, klug und ehrgeizig, und wußte mit dem königlichen Knaben so gute Spielgenossenschaft zu halten, daß eine Weile der Hof und Paris von dem Gedanken erfüllt waren, Olympia werde die Hand Ludwig's gewinnen, und die junge Dame sich von wetteifernden Huldigungen umringt sah. Indessen mußte sie sich bald von der Unzuverlässigkeit dieser Hoffnungen überzeugen. Ludwig verlor sein erregbares Herz heute an eine erfahrene Hofdame, morgen an ein frisches Gärtnermädchen, und willigte endlich, achtzehn Jahre alt, in den Wunsch des Cardinals, sich mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen. Olympia hatte bereits mit verständigem Entschlusse ihre Partie ergriffen und sich 1657 mit dem Grafen von Carignan-Soissons verbunden, der durch diese Heirath den ergiebigen Schutz des Cardinals gewann, Colonel-General aller französischen Schweizerregimenter, Gouverneur der Champagne und Generallieutenant wurde, und seiner geist- und

einflußreichen Gemahlin eine unbedingte Verehrung zollte. Olympia hatte sich ihrerseits durch ihren besonnenen Verzicht auf Ludwig's Liebe die Freundschaft des Königs bewahrt, wurde Oberhofmeisterin der Königin, und sah Tag für Tag den König in stundenlangen Besuchen als Gast des Hotels Soissons bei sich, welches dadurch mehrere Jahre lang der Mittelpunkt des höfischen Prunklebens wurde. Wir wollen noch einen Augenblick in diesen Kreisen verweilen, da ihr Zustand in mehr als einer Hinsicht für den Prinzen Eugen entscheidend geworden ist.

Die Gräfin von Soissons hatte an dem Verhältniß zum Könige nicht lange eine ungetrübte Freude. Obgleich sie selbst nicht eigentlich mehr einen Anspruch auf sein Herz machte, hielt sie doch von jeder neuen Neigung Ludwig's ihre Stellung gefährdet und gebrauchte dagegen, herrschbegierig wie sie war, alle Mittel. Gegen die schöne und sanfte Luise La Valliere spann sie eine verwickelte Intrigue an, verrieth sich später in ihrer Leidenschaftlichkeit dem Könige selbst, und wurde mit ihrem höchst unschuldigen Gemahl für eine Weile in die Provinz verbannt. Bald nachher begnadigt, erfuhr sie neue und schlimmere Bedrängnisse durch Luise's Nachfolgerin in der königlichen Gunst, die hochfahrende Frau von Montespan, welche das von Olympien bekleidete Hofamt selbst zu besitzen wünschte. Die Gräfin war darüber im höchsten Grade empört, suchte den Einfluß der Nebenbuhlerin auf jeder Seite zu untergraben und hielt durch diese Kämpfe mehrere Jahre hindurch den ganzen Hof in Athem. Für ihr Haus und ihre Kinder hatte sie bei diesen unaufhörlichen Händeln wenig Zeit und wenig Interesse; den jungen Eugen, berichtet die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, ließ sie umherlaufen wie einen Galopin. Er war der fünfte Sohn und

deshalb für die Kirche bestimmt; ehe er zehn Jahre alt war, hatte er den Titel Abbé von Savoyen und besaß drei Abteien — nur daß der Knabe wenig Sinn für diese Ehren zeigte und lieber als in die Messe auf die Parade ging; ich habe ihn allezeit versichert, sagt Elisabeth Charlotte, daß er nicht Abbé bleiben würde. Darüber starb der Graf von Soissons 1673, und Olympia, jetzt mit der militärischen Neigung Eugen's einverstanden, begehrte, daß das Kind die Stelle seines Vaters als Colonel-General der Schweizer erhalte. Aber der König entschied, daß das Amt einem andern Kinde, seinem ältesten Sohne von der Montespan, zu Theil werde. Die Gräfin warf ihren Groll über das Fehlschlagen vornehmlich auf den Kriegsminister Louvois und freute sich, diesen durch ein bitteres Nein zu kränken, als er später seinen Sohn mit einer Tochter Olympiens zu vermählen wünschte. Immer heftiger gereizt, immer stärker von fruchtlosem Ehrgeiz umgetrieben, kam sie endlich auf höchst bedenkliche Wege.

Die sittliche Verdorbenheit des damals ganz Europa überstrahlenden französischen Hofes entlud sich unter Anderm auch in einem wüsten Aberglauben. Wenn man heute Tischrücken, Klopfgeister und Psychographen in Bewegung setzt, so las man damals in den Sternen, schaute in magische Spiegel und Glaskugeln, suchte Dämonen und Geister zu beschwören. Die Personen, welche von diesen Dingen Gewerbe machten, hatten außerdem auch die wirksamsten Medicamente auf ihrem Lager, Liebestränke, Teufelselixire, Erbschaftspulver, so daß Paris nicht selten durch das plötzliche Wegsterben ganzer Familien erschreckt wurde. Vor allen andern Hexenmeistern hatte eine gewisse Voisin einen weiten, unheimlichen Ruf, und wurde von Damen und Herren

des höchsten Adels vielfach consultirt. Sie fiel endlich dem Criminalgericht in die Hände, und nannte demselben von ihren Besuchern unter Andern den großen Marschall Luxembourg, der seine Seele dem Teufel verschrieben hätte, um durch ihn eine Heirathsverbindung mit dem Hause des Kriegsministers zu erzielen, dann aber auch die Gräfin von Soissons, die sie gefragt haben sollte, ob sie einen treulosen Liebhaber, der ein großer Fürst sei, wieder zu ihr zurückzuführen vermöge. Dies reichte nach den damaligen Begriffen dicht an Hochverrath, und schon war der Befehl zur Verhaftung der Gräfin ausgefertigt. Sie sagte: Louvois ist mein Todfeind, er hat die Macht, mich zu verderben; wenn er Jemanden wie mich zu verhaften wagt, so wird er das Verbrechen auch vollenden und mich auf das Schaffot bringen; ich ziehe das freie Feld vor und werde mich später rechtfertigen. Sie entfloh nach Brüssel 1680. Ihre Kinder blieben zurück, unbelästigt, aber durch den Sturz der Mutter schwer betroffen. Man wird sich den Eindruck solcher Katastrophen auf Eugen's erregbaren Geist wohl vorstellen können. Schwerlich ist die Annahme richtig, daß Olympia den Sohn zum Hasse gegen den König erzogen habe; sie hat nie ein persönliches Verhältniß zu Eugen gehabt und bis zum letzten Augenblicke nach Ludwig's Gunst gestrebt. Aber die ganze Lage mußte den jungen Prinzen von dem französischen Könige ablösen. Wer so nahe dem Brennpunkte aller Macht und alles Glanzes gestanden, wer in dieser Nähe so heftig von der inneren Fäulniß desselben berührt worden war, mußte für immer von Ehrfurcht und Zuneigung dafür geheilt sein. Auch blieb dem jetzt Siebzehnjährigen selbst kein Tropfen des bitteren Kelches erspart. Nach der Entfernung der Mutter versuchte er mehrmals, sich eine An-

stellung in der Armee zu erwirken. Louvois aber, seines Triumphes über die Gräfin froh, wies ihn mit voller Brutalität zurück, und König Ludwig selbst erklärte dem kleinen Abbé, er solle bei der Kirche bleiben. Anfang 1683 entschloß sich also der Prinz, einem älteren Bruder in österreichische Dienste zu folgen; als er die französische Grenze überschritt, that er das Gelübde, nur mit dem Degen in der Faust den Boden Frankreichs wieder zu betreten. Dies Wort, wie jedes andere, hat er gehalten.

Er kam nach Deutschland ohne jede bestimmte Aussicht, mit sehr wenig Geld und recht viel Schulden, aber innerlich rein und frei, mit allen Gedanken auf Arbeit, Selbstverleugnung, hohen Ruhm gerichtet. Aeußerlich machte er eine geringe Figur; er war klein, unscheinbar, schwächlichen Ansehens; sein Gesicht war lang und mager, die Nase etwas aufgestülpt, die Oberlippe beträchtlich zu kurz, so daß zwei große Zähne immer sichtbar waren; nur die schwarzen funkelnden Augen kündigten die feurige Seele an, welche den schmächtigen Körper erfüllte. Er kam zur rechten Zeit nach Wien; stürmische Tage waren über die Staaten Kaiser Leopold's I. hereingebrochen; in Ungarn hatte Graf Tököly sich gegen die Uebergriffe der kaiserlichen Beamten erhoben und das ganze Land mit den Flammen eines wilden Aufstandes bedeckt, und um das Maß der Gefahr zu füllen, war ein zahlreiches türkisches Heer auf das Anrufen der magyarischen Rebellen gegen Leopold's weit zerstreute Schaaren in Bewegung. Das deutsche Reich und bald die ganze Christenheit empfand die Erschütterung des gewaltigen Ausbruchs; auf allen Straßen zogen die Colonnen deutscher Hilfsvölker und kampflustiger Freiwilliger zum Kriegsschauplatze; Kaiser Leopold

empfing den jungen Fürstensohn mit offenen Armen, ernannte ihn zum Obersten und wies ihn zu der Reiterei des trefflichen Markgrafen Ludwig von Baden. Das Heer, damals erst 35,000 Mann, sammelte sich an der Raab, da aber der Großvezier gerades Wegs auf Wien vordrang, mußte man schleunigst aus Ungarn zurück; am 7. Juli erprobte Eugen in einem Nachtrabgefecht zum ersten Mal seine kriegerische Unerschrockenheit gegen den rasenden Anprall der türkischen Reiterschaaren. Er blieb dann bei der Armee, welche in Erwartung deutschen und polnischen Zuzugs neun lange Wochen hindurch der Belagerung Wiens durch die türkische Uebermacht und Stahremberg's heldenmüthiger Vertheidigung unthätig zusah. Endlich hatten Herzog Karl von Lothringen und König Johann Sobieski ihre Vereinigung vollzogen, und am 14. September erfolgte die glorreiche Befreiungsschlacht, welche für immer das militärische Uebergewicht der Osmanen zertrümmern sollte. Eugen war mit seinen Dragonern unter den Ersten, welche durch die dichten türkischen Schaaren sich zum Stadtthore durchhieben, um dann die zerrissenen Linien des Feindes in wilder Flucht auseinanderzutreiben. So glänzend hatte er sich hervorgethan, daß noch vor Ablauf des Jahres der Kaiser ihn zum Inhaber des Dragoner-Regiments Kufstein machte, welches seitdem den Namen des Helden bis auf die Gegenwart fortgeführt hat.

Die Verfolgung der geschlagenen Feinde führte sofort die kaiserlichen Waffen in erfolgreicher Offensive vorwärts nach Ungarn. Seit 160 Jahren hatte dort ein türkischer Pascha von der Feste von Ofen herab zwei Drittel des Landes beherrscht: jetzt endlich, 1686, wurde der Platz den Osmanen durch Kurfürst Max Emanuel von Baiern mit stürmender Hand ent-

rissen, und bald nachher ein neuer großer Sieg über das türkische Hauptheer am Berge Harsan errungen. Eugen war auch hier mit seinen Dragonern in der Verfolgung des fliehenden Feindes Allen voran; in brausendem Jagen gelangte er an die Verschanzung des türkischen Lagers, wo ein lebhaftes Kanonenfeuer die Nachsetzenden zu hemmen suchte, Eugen aber, ohne einen Moment zu verlieren, seine Reiter absitzen ließ, und dann, er selbst an ihrer Spitze, den Degen im Munde, mit ihnen die Schanzen erkletterte und die Niederlage des völlig betäubten Feindes vollendete. Im Feldzug von 1689 machte darauf Eugen, jetzt mit 25 Jahren zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, wieder unter Max Emanuel den Sturm auf Belgrad mit, wurde aber gefährlich am Knie verwundet und gleich nach seiner Heilung auf einen neuen Schauplatz politischer und kriegerischer Erfolge abgerufen.

Um uns hier zu orientiren, müssen wir einen Blick auf die damalige Gesammtlage Oesterreichs und Europa's werfen.

Vergleicht man die Staaten Kaiser Leopold's mit denen Franz Joseph's, so fehlte jenem Galizien, der größere Theil von Ungarn, Siebenbürgen, Venetien; er beherrschte also beiläufig die Hälfte des heutigen Länderbestandes. An Heeresmacht konnte man etwa ein Sechstel, an Geldeinkünften nicht ein Zehntel der jetzigen Beträge zusammenbringen: eine Großmacht im modernen Sinne des Wortes war Oesterreich damals noch nicht, sondern sollte es erst werden. Der Kaiser, der sich trotzdem als den ersten Potentaten der Welt betrachtete, die höchsten Ansprüche erhob und die weitesten Entwürfe verfolgte, ersetzte die territoriale Schwäche einstweilen durch mannichfaltige und eigenthümliche Mittel. Er stand in engster Verbindung mit der ältern Habs-

burger Linie in Spanien; er hatte als Schützer und Verfechter der katholischen Kirche einen starken Einfluß in Rom und dadurch in weiten Kreisen Italiens; er verfügte als Kaiser des römischen Reiches über eine Menge einträglicher Beziehungen in Deutschland. Sieht man die Liste seiner Generale durch, so ist es noch wie in Wallenstein's Lager, eine Sammlung aller Nationen, deutsche Reichsfürsten, Wallonen und Lothringer, ungarische Edelleute, Spanier und Italiener. Der einheimische Adel, bemerkt damals ein venetianischer Gesandter, hält sich aus dem Staats- und Kriegsdienst zurück; er liebt, auf seinen Gütern zu sitzen, zu trinken und zu jagen. Die Lenkung der Staatsgeschäfte lag in gleicher Weise nur zum kleineren Theile in den Händen einheimischer Minister; unaufhörlich drangen in deren Kreis talentvolle und ehrgeizige Emporkömmlinge aus dem deutschen Reich, aus Italien oder Spanien, den wichtigsten Einfluß übten ununterbrochen der spanische Gesandte, der päpstliche Nuntius und der Beichtvater des Kaisers. Die Geschäftssprache war ein mit französischen und lateinischen Brocken gemengtes Deutsch; am Hofe und in der kaiserlichen Familie wurde ausschließlich spanisch und in späteren Jahren italienisch geredet. Handelte es sich darum, die Kosten eines Krieges aufzubringen, so lieferte die Steuerkraft des Landes den geringeren Theil; mit emsigster Sorgfalt schaute man dafür nach Beiträgen des deutschen Reiches, spanischen Subsidien, römischen Bewilligungen aus. Wir sehen, es ist ganz die mittelalterliche Art, die Ueberlieferung des alten Kaiserthums, welches geringe Territorialmacht und schwachen Einfluß in Deutschland besaß, dafür aber den ganzen Erdkreis als die Domäne seiner Macht betrachtete. Noch im 16. Jahrhundert hatte Karl V. in diesem Sinne gewaltet und mit über-

raschenden Erfolgen Spanien und Italien, Deutschland und Amerika sich unterthänig gemacht. Das Machtgebiet Leopold's war ungleich geringer; aber die Qualität seiner Herrschaft, die Natur seiner Politik unverändert dieselbe.

Dies zeigte sich nach Innen wie nach Außen. Eine Regierung, welche ihre Provinzen vor Allem als den Schemel ihrer dynastischen Weltstellung betrachtet, kann unmöglich die Beförderung innerer, nationaler Wohlfahrt als ihre höchste Pflicht erkennen. Auch dies ist ganz mittelalterlich: im mittelalterlichen Staate hatte die Regierung überall keine Organe, auf den materiellen und geistigen Zustand der Unterthanen einzuwirken; und nicht anders stand es in Oesterreich noch zur Zeit Leopold's I. Die Regierung hatte außer den Geistlichen und Officieren in den Provinzen fast keine Beamten, als die Erheber der Steuern und Gefälle. Im Wesentlichen lag Gericht und Verwaltung in den Händen der Grundherrn, Schule und Unterricht in den Händen der Kirche. Daß der Staat für die innere Entwicklung des Landes, die Eröffnung neuer Erwerbsquellen, die Steigerung der Cultur etwas thun könne und thun solle, daran hatte man bisher nicht gedacht. Genug, wenn die Unterthanen der Kirche ihre Verehrung, dem Aerar die Steuern, der Armee die Recruten lieferten.

Nimmt man Beides zusammen, die Vernachlässigung der innern Pflege und die Verfolgung der erobernden Weltpolitik, so begreift man leicht die nothwendige Folge, eine permanente Erschöpfung des Landes. Noch im 14. Jahrhundert war der Herzog von Oesterreich, der sonst kein Land als Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain besaß, der reichste unter allen Fürsten Deutschlands gewesen. Seitdem aber Kaiser Friedrich III.

die Anwartschaft auf Burgund und Ungarn gewonnen, seitdem Karl V. Italien und Spanien mit den Goldgruben Mexiko's erworben, war in Madrid und in Wien das Deficit bleibend und die Insolvenz der regelmäßige Zustand. Kaiser Leopold bezog aus seinen Kronländern nach den Etats jährlich 12 Millionen Gulden, in Wirklichkeit aber kam oft genug nicht die Hälfte in die Casse, und wenn er freilich für Justiz, Verwaltung, Unterricht und Kirche sehr wenig verausgabte, so reichte auch für die übrigen Posten, Hof, Ministerium, Diplomatie und Armee jene schmale Einnahme niemals aus. Alle Steuer-Erhöhung half nichts; die Noth führte auf den Gedanken, es müsse erst Geld im Lande sein, ehe es in die Staatscassen gelangen könne, und so begann man die ersten Experimente in der Hebung der Landeswohlfahrt, charakteristisch für Gesinnung und Bildung in diesen Dingen, meistens in derselben Weise, wie man sonst das Goldmachen getrieben hatte, künstliche Projecte, die mit einem Male Millionen erzeugen sollten, Austernbänke in den Teichen der Wiener Gärten, Maschinen, um aus der Kleie noch einmal Mehl zu mahlen, Seidenfabriken und Handelscompagnien, die nach kurzem Bestande zusammenfielen. Mit einem Worte, man war und blieb im Bankerott; man seufzte über dies Leiden jeden Tag, aber man wußte es endlich nicht anders, und nahm es hin wie die Kälte im Winter und die Gewitter im Sommer. Am wenigsten ließ sich Kaiser Leopold dadurch anfechten. Als er im Jahre 1657 den Thron bestieg, war er eben volljährig, von weltlichen Neigungen abgewandt, und hatte mit Kummer der geistlichen Laufbahn entsagt, der er bis zum Tode seines ältern Bruders bestimmt gewesen. Er war denn in theologischer Weise wohl unterrichtet,

ja hier und da gelehrt; er war innerlich fromm, der Kirche gründlich ergeben, geistlichem Wesen so günstig, daß er einem tüchtigen Kleriker alle Fähigkeit zutraute, und seinen Beichtvater wohl zur Aufsicht und Lenkung der Generale in das Hauptquartier schickte. Auch sein eigenes Thun dünkte ihm eine göttliche Mission. Seine Aufgabe faßte er kurz auf Befestigung der rechtgläubigen Kirche und Erhöhung des Hauses Habsburg, und war durchdrungen davon, daß Gott ihn hiezu sichtbarlich schütze und nur böse Menschen ihn zu hindern suchten. Bei dieser Grundstimmung war er durch kein Mißgeschick zu erschüttern, aber auch durch keinen Erfolg aus der Fassung zu bringen; er war im Großen unbeugsam in seinen Richtungen, aber mit zweifelnder Gewissenhaftigkeit stets unentschlossen, weitschichtig und mißtrauisch im Einzelnen; er war gegen die Seinigen ein musterhaftes Familienhaupt, ein treuer Ehemann und liebevoller Vater, immer aber so durchdrungen von seiner Würde, daß ihn auch Frau und Kinder stets nur in spanischem Ceremoniell sahen. Dann schaute unter der mächtigen schwarzen Perrücke das blasse Gesicht mit großer Nase und breit herabhängender Unterlippe gutmüthig und ernsthaft aus großen matten Augen heraus. Die guten Unterthanen und befreundeten Mächte fanden ihn durch und durch wohlwollend, freundlich und freigebig bis zur Schwäche; dafür hielt er es auch ehrlich für Regentenpflicht, gegen jeden politischen Widersacher ohne Erbarmen zu sein. Die ungarische Krone war damals noch nicht erblich, die königliche Macht verfassungsmäßig beschränkt, die Protestanten mit bestimmten Privilegien versehen, Alles Dinge, die seinen tiefsten Ueberzeugungen diametral zuwiderliefen. Die kaiserlichen Garnisonen im Lande geriethen dann bald mit den Einwohnern in

Streit; 1667 machten einige Magnaten eine Verschwörung gegen den Kaiser, wurden aber verrathen und hingerichtet, und Leopold nahm sofort Veranlassung zu einer umfassenden Reaction. Die hungarischen Sachen, schrieb er nach Madrid, seien in gutem statu, ich will mich aber der occasio bedienen, und in Hungaria die Sachen anderst einrichten; obwolen ich sonst nit gar bös bin, so muß ich es diesmal per forza sein, und hoffe bald Alles in guten Stand zu bringen. Er legte dann eine militärische Gewaltherrschaft mit Hintansetzung aller Verfassungsrechte über das Land; die Folge war eben Tököly's Aufstand, der Einbruch der Türken, die Belagerung Wiens. Der Kaiser flüchtete nach Linz, von dort nach Passau, höchst gleichmüthig, denn Gott werde seine Sache nicht verlassen; er kam nach der Siegesschlacht in seine Hauptstadt zurück, immer gleich ernsthaft, nun werde Hungaria in guten Stand kommen. Als dann Ofen erobert war, begehrte er von dem Reichstage die Gewährung der erblichen Königswürde; er kannte zwar die Abneigung der Mehrheit gegen eine solche Concession, hatte aber auch ein sicheres Ueberredungsmittel. General Caraffa behandelte nämlich mittlerer Weile kriegsrechtlich zu Eperies die Theilnehmer an den letzten Verschwörungen, und setzte die Hinrichtungen in Masse genau so lange fort, bis der Reichstag sich in den kaiserlichen Willen gefügt und das Erbgesetz angenommen hatte.

Inmitten dieser Erfolge fand sich Leopold auf einer andern Seite durch die bedeutendste Gefahr seiner Zeit in Anspruch genommen.

Es gab damals in der politischen Welt keinen schärferen Contrast als zwischen dem lockeren und unbehülflichen Gefüge der

österreichisch-kaiserlichen Macht und der straff zusammengefaßten Einheit der französischen Monarchie. Seit dem Tode des Cardinals Mazarin, 1661, hatte König Ludwig XIV., damals zwanzigjährig, die Selbstherrschaft in die Hand genommen und in der ersten Sitzung des Conseils seinen Räthen erklärt, der Premierminister Frankreichs werde fortan er selbst sein. Er war der dritte Regent aus dem vor 70 Jahren in heftigem Bürgerkriege auf den Thron gelangten Hause Bourbon; er ergriff die Macht mit der Frische der Jugend, der eigenen Jugend und der seines Geschlechtes. Er hatte geistige Fähigkeiten der bedeutendsten Art, er war unermüdlich, vielseitig, ruhelos; in Prunk und Glanz, in Genüssen und Ausschweifungen verließ ihn nicht einen Augenblick der ehrgeizige Gedanke, in Frankreich keinen Willen als den seinen, in der Welt keinen als den Frankreichs zu dulden. So hielt er alle Theile seiner Nation in vollständiger Unterwerfung; er durchdrang sie, zur Entschädigung für Recht und Freiheit, mit dem Gedanken nationalen Ruhmes, und indem er ihr gesammtes Dasein für die Zwecke seines Herrschersinnes zusammennahm, war er unaufhörlich bedacht, durch eine thätige und fürsorgende Verwaltung ihrer Kräfte, ihre Hilfsquellen und Reichthümer zu entwickeln und zu steigern. Sein großer Minister Colbert legte mit eisernem Fleiße den Grund zu einer allgegenwärtigen Administration und einem ergiebigen Staatshaushalte; er belebte den Ackerbau, erweckte Industrie und Fabrication, sorgte für Handel und Colonien, ordnete das Vermögen der Stadtgemeinden, baute Canäle und Heerstraßen, veranstaltete neue Gesetzbücher, war ein langes Leben hindurch den Arbeiten von vier Ministerien gewachsen. So stieg mit dem Wohlstand der Nation die Einnahme des Staats auf 120 Millionen, das

Zehnfache der österreichischen, die Flotte war geraume Zeit hindurch sowohl der holländischen, als der englischen gewachsen, das Landheer konnte auf 200,000 Mann gesteigert werden, während Oesterreich damals kaum 50,000 zu bezahlen vermochte. Auf solche Mittel gestützt und jede Rücksicht auf die Rechte Dritter geringachtend, unternahm Ludwig XIV., Europa von einem Ende zum andern in Bewegung zu setzen. Sein Ehrgeiz war nicht so phantastisch, seine Pläne nicht so gigantisch, wie hundert Jahre nach ihm jene des ersten Napoleon; nur das Naheliegende, bleibend zu Behauptende trachtete er geradezu einzuverleiben, im Uebrigen aber seinen Einfluß so weit zu steigern, daß nichts in Europa gegen ihn, nichts ohne ihn sich vollzöge. Weit im Voraus pflegte er seine Ziele vorzubereiten, jeden Gegner, so viel es irgend anging, vor dem Angriffe zu isoliren, endlich den Streich wo möglich von entfernter, überraschender Seite her zu führen. Er selbst war kein hervorragender Feldherr, war aber von tüchtigen Generalen umgeben, und that auch für seine Kriege das Beste durch seine Staatskunst. Er hatte eine Partei unter den deutschen Fürsten, zahlte Pensionen an österreichische und englische Minister, besaß herrschenden Einfluß im Stockholmer Cabinet, wußte den Sultan nach seinem Sinne zu lenken und dem Papste in fortdauernden Händeln zu imponiren: unablässig hielt seine Diplomatie den ganzen Erdtheil in Athem, und arbeitete von den entlegensten Punkten her dem Meister in die Hände. Da verlor dann Spanien die Franchecomté und einen Theil von Flandern, Savoyen wichtige Bergfestungen, das deutsche Reich neben geringeren Plätzen das herrliche Straßburg. Lange Jahre hindurch wagte Niemand, ihm gegenüber sich über eine passive, zuwartende Vertheidigung zu erheben; der natürliche und zumeist bedrohte

Gegner, Kaiser Leopold, hatte keinen Sinn dafür, daß sich mit dem mittelalterlichen und hierarchischen Wesen seines Regiments das moderne Frankreich nicht überwinden ließ; Ludwig sah Europa zu den Füßen seiner Politik.

Endlich wuchs ihm ein ebenbürtiger Kämpfer in dem Statthalter Hollands, dem Prinzen Wilhelm von Oranien heran. Ludwig hatte ihn zuerst mit einem Vernichtung drohenden Angriff auf Holland heimgesucht: Wilhelm vergalt den Streich durch die englische Revolution von 1688, mit der er das französisch gesinnte Haus Stuart aus Britannien vertrieb, selbst dort die Herrschaft erlangte, und sofort Deutschland, Oesterreich, Spanien, Savoyen zum Bunde gegen den allgemeinen Bedränger aufrief. Schon überschwemmten die französischen Heere das Rheinland; für Kaiser Leopold galt es, sich schleunig und kräftig zu fassen.

Prinz Eugen, zu dem wir hier endlich zurückkommen, jubelte auf bei dieser Aussicht. Sein klarer Sinn, überall von Natur auf das Reale gerichtet, hatte auch hier keinen Zweifel. Es kam darauf an, so schnell wie möglich die dringenden Friedensgesuche der Türken zum Abschluß zu bringen, damit auch in Ungarn den normalen Friedensstand herzustellen, und dann alle Kräfte gegen den gefährlichsten Feind zu vereinen. Der Kaiser aber schwankte. Er mochte den heiligen Krieg gegen den Islam nicht unterbrechen, in Ungarn selbst die Waffen nicht aus der Hand legen; von dem päpstlichen Nuntius bestärkt, entschied er sich für die Führung zweier Kriege neben einander. Eugen war lebhaft entrüstet: nur ein Mönch, sagte er, kann solch einen Rath gegeben haben. Die Folgen zeigten sich bald genug in trauriger Weise. Während in Ungarn die Türken die geschwächten kai-

serlichen Heere von Stellung zu Stellung zurückdrängten, vermochte Leopold weder am Rheine noch in Italien ausreichende Streitkräfte aufzustellen. Dazu kam auch hier der gewöhnliche Schaden aller Coalitionskriege, Eifersucht, Eigensinn und Mißtrauen zwischen den Bundesgliedern. Prinz Eugen, der mit der Führung der kaiserlichen Truppen in Italien betraut war und gemeinsam mit Spaniern und Piemontesen unter dem Oberbefehl des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen operiren sollte, hatte denn eine harte, für ihn ganz neue Schule durchzumachen. Hatte er im Türkenkriege die frische Kühnheit vor dem Feinde erprobt, so hieß es jetzt, geduldige Festigkeit und kluge Ausdauer im gespaltenen Hauptquartier bewähren. Der Herzog wünschte sein Land, der Spanier seine Regimenter zu schonen; Einer schob die Last des Krieges auf den Andern, den echten Eifer des Soldaten hatte nicht Einer. Eugen aber war nicht zu ermüden, nicht zu erbittern. Ueberall setzte er sich selbst und seine Truppen ein, zog die Andern sich nach, wie sehr sie sich sträubten, ließ sie in Wien Klage gegen sich führen, daß er aus persönlicher Ruhmsucht, ohne das Blut der Armee zu sparen, immer nach Kämpfen trachte. Wohl wurde er von Wien her wegen dieser Angriffe gewarnt; er antwortete: Laßt sie reden was sie wollen, mir kommt es auf keine Verleumdung, sondern auf meine Pflicht an. So hatte er einmal 1691 die Genugthuung, einen scharfen Angriffszug auf französisches Gebiet zu vollführen und damit sein Jugendgelübde stolz zu erfüllen; bald aber setzte sich der Herzog Victor, des ergebnißlosen Kampfes müde, mit Frankreich in eine geheime Unterhandlung, und obwohl Eugen, dessen scharfer Blick nicht lange zu täuschen war, dem Kaiser sogleich den Rath ertheilte, mit aller Energie auf den treulosen Bundesgenossen

selbst zu fallen, so überwog in Wien doch eine friedfertige Ansicht, und im October 1696 wurde von allen Mächten die Neutralität des gesammten Italien festgestellt. Zum Glücke Europa's hatte in den Niederlanden und im Seekriege die unerschöpfliche Kraft König Wilhelm's III. durch wunderwürdige Anstrengungen bessere Erfolge herbeigeführt; als der neunjährige Krieg endlich durch den Ryswicker Vertrag beendigt wurde, war Ludwig XIV. nicht gerade besiegt, aber sein Vordringen gehemmt, seiner europäischen Offensive nachdrücklich Einhalt gethan.

Ganz unmittelbar war die Rückwirkung dieses Ergebnisses auf den europäischen Osten. Nachdem der Krieg in Italien zur Ruhe gekommen, entschloß sich Kaiser Leopold, die seltene Begabung des Prinzen Eugen zur Beendigung des langwierigen türkisch-ungarischen Kampfes zu verwerthen, und so sah sich zum ersten Male Eugen in voller Selbstständigkeit, weder durch hadernde Bundesgenossen noch durch unfähige Vorgesetzte gehemmt, einer großen Aufgabe gegenüber. Allerdings, er fand hier Anlaß genug, seine Kräfte zu erweisen. Wie hatten sich seit der siegreichen Erstürmung Belgrads die Dinge in Ungarn geändert! Während die Venetianer Morea, die Russen Asow eroberten, hatten die Kaiserlichen Verlust über Verlust erlitten. Sie waren aus Serbien verdrängt, Belgrad von den Türken wieder genommen, der Banat von Temesvar vollständig, Croatien und Slavonien zur Hälfte in der Hand des Feindes. Siebenbürgen wurde von der Moldau her bedroht, in Oberungarn rührte sich die magyarische Rebellion auf's Neue, durch Entsendungen nach all diesen gefährdeten Punkten war das Hauptheer bei Esseck bis auf 30,000 Mann geschmolzen. Und in welch trauriger Verfassung fand Eugen selbst dort die Angelegenheiten. In dem

Heere, schrieb er mit fast naiver Wendung dem Kaiser, gibt es zwar sehr viele Krankheiten, dafür aber sehr wenig Geld. Alle Regimenter waren in Soldrückstand, die Cassen leer, die Soldaten in Hunger und Entblößung. Die Verpflegung war äußerst ungenügend, Brot war für zwei Wochen, Fourage für wenige Tage vorhanden, alle Märsche von den Flüssen hinweg in das Binnenland schienen durch die Unmöglichkeit der Ernährung verboten. Bei dieser Lage waren die Truppen in höchst niedergeschlagener Stimmung. Als Eugen im Lager bei Esseck ankam, der kleine häßliche Mann in schlichtem braunem Rocke mit gewöhnlichen Messingknöpfen, meinten die Soldaten: Der Capuziner wird den Türken auch nicht viel Haare ausraufen. Bald aber wurden sie inne, welch eine Fülle des Lebens nach allen Seiten von diesem Capuziner ausging. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ergriff Eugen mit sicherer Hand die Führung. Etwas Geld brachte er mit sich, mit unsäglicher Mühe setzte er leidliche Organisirung der Zufuhr durch; der Soldat fand sich erfrischt und den Feldherrn voran bei jeder nöthigen Entbehrung und Strapaze. Indeß eilten Eugen's Befehle nach Croatien, dem Oberlande, Siebenbürgen, um alle detachirten Truppen auf das Schleunigste zum Hauptheere heranzuziehen. Die Provinzen mochten sehen, wie sie sich für den Augenblick deckten; das Wichtige war, alle verfügbare Kraft an der entscheidenden Stelle zu vereinen, hier den feindlichen Herrscher zu schlagen, und damit das Schicksal des gesammten Kriegsschauplatzes zu bestimmen. Von dem Feinde wußte man, daß seine zahlreichen Schaaren sich in Nissa sammelten, und sich bereits von dort nach Belgrad zu ergießen begannen, wo dann Sultan Mustafa persönlich den Oberbefehl zu übernehmen gedachte. Von dort konnte er ent-

weder im Süden der Donau stromaufwärts rückend einen Angriff auf Peterwardein eröffnen, oder den Strom überschreitend, sei es nordwärts gegen Oberungarn, sei es ostwärts gegen Siebenbürgen sich wenden. Eugen vermuthete das Letzte, mußte aber auf jeden dieser Fälle gefaßt sein, und vor Allem eine Stellung suchen, wo der Feind ihn nicht von den heranziehenden Verstärkungen trennen konnte. Mit dem Blicke des echten Kriegergenies erkannte er das Kühnste als das Sicherste, und führte sein schwaches Heer dem Feinde hart auf den Leib nach Kobila, im Norden der Donau zwischen Peterwardein und Belgrad, wo er zugleich jene Festung und die Straße nach Oberungarn deckte und im Nothfalle auch zum Marsch nach Siebenbürgen bereit war. Die Truppen waren elektrisirt durch die Keckheit, mit der sie dem Feinde unter die Augen traten; Eifer, Kampflust, Disciplin stellten sich an der frischen Energie des jungen Führers mit erstaunlicher Schnelligkeit her. Man war wenige Tage in Kobila, als Eugen seine Ansicht bestätigt fand, indem die Nachricht einlief, daß der Sultan bei Pancsowa die Donau überschritten habe und gegen Norden ziehe. Darauf rückte auch Eugen ohne Zaudern an die Theiß, und marschirte den Fluß hinauf ebenfalls nach Norden, den heraneilenden Truppen von Oberungarn und Siebenbürgen entgegen, mit denen er dann seine Vereinigung bei Kanisa und Zenta glücklich vollzog. Indeß auch sein Gegner war kein verächtlicher Schachspieler. Während Eugen ihn in vollem Marsche auf Temesvar vermuthete, hatte sich in seinem Rücken der Sultan plötzlich westwärts gewandt, und sein Heer in raschem Uebergang bei Titel auf das rechte Ufer der Theiß gebracht, als wenn er sich nun doch auf Peterwardein zu stürzen gedenke. Dieser wichtige Platz mußte um

jeden Preis gedeckt werden; die Lage schien mißlich, denn der Feind stand jetzt zwischen der bedrohten Festung und dem kaiserlichen Heere; Eugen aber, wohl wissend, was er bereits seinen Truppen zutrauen konnte, beschloß, auf alle Gefahr hin an dem feindlichen Lager vorüber in seine alte Stellung bei Kobila zurückzukehren. Es galt einen achtzehnstündigen Marsch über die völlig wasserlose Heide, ohne Unterbrechung, ohne Lösung der Glieder, in stets geschlossener Schlachtordnung, da man den halben Tag hindurch das türkische Heer in dichtester Nähe hatte und jeden Augenblick den Stoß desselben in die linke Flanke gewärtigen mußte. Aber die Haltung der Truppen war so trefflich, Eugen's Anordnungen so zweckmäßig, die Kühnheit des Marsches schüchterte den Gegner so völlig ein, daß man ohne irgend einen Unfall Kobila erreichte. Mustafa sah, daß Peterwardein seinem Griffe entzogen war, dafür lagen jetzt die Straßen nach Norden und Osten seinen Schaaren offen — vorbehalten natürlich für Eugen, dem einbrechenden Feinde dann die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden und so den Rücken desselben vernichtend zu bedrohen. Der Sultan nahm dies nicht so genau; wenige Tage nachher war er in vollem Marsche die Theiß hinauf; seine Reiter erfüllten weithin das Land mit Brand und Verwüstung und verbreiteten ringsum den Schreckensruf, daß der Angriff der schwachen Feste Szegedin gelte, wo die Hauptmagazine und Arsenale Eugen's angehäuft waren. Schon aber hatte auch Eugen sich erhoben, dem Feinde in eiligem Zuge zu folgen; die Soldaten jubelten in der Aussicht auf eine Schlacht, die bei der jetzigen Stellung die höchsten Erfolge versprach; unabläßig, mit allen Kräften von Roß und Mann ging es vorwärts von früh Morgens bis spät in die Nacht, um an den Feind zu kommen.

In der Frühe des 11. September brachten die streifenden Husaren einen türkischen Pascha gefangen ein; Eugen examinirte ihn gleich bei fortwährendem Marsche, bedrohte ihn mit sofortiger Enthauptung, wenn er nicht die Wahrheit sage, und erfuhr nun, daß der Sultan bei Zenta Halt gemacht, den Angriff auf Szegedin aufgegeben und wieder eine neue Wendung, dieses Mal nach Osten gegen Siebenbürgen, beschlossen habe. Es sei deshalb eine Brücke über die Theiß geschlagen, die Reiterei passire eben den Fluß, das Fußvolk sei beschäftigt, zur Deckung des Uebergangs eine Schanze zu ziehen. Auf der Stelle befahl Eugen, die Schlachtordnung zu bilden und den Feind inmitten seines Uebergangs zu fassen. Mit höchster Schnelligkeit eilte man voran; am Mittag hatte man den Halbkreis der feindlichen Verschanzungen vor sich, sah die lange Reihe der türkischen Reiter und Kanonen fort und fort über die Brücke defiliren und formirte ohne Aufenthalt die Angriffscolonnen unter einem heftigen Geschützfeuer von hüben und drüben. Eugen's Falkenblick hatte im ersten Momente wahrgenommen, daß am nördlichen Ende des Lagers der Fluß eine langgestreckte Untiefe zeige; vor Allem hierhin warf er eine starke Abtheilung unter Guido Stahremberg, welche, durch das Wasser watend, die Schanzen umging, die Vertheidiger derselben im Rücken faßte und dann mit den Fliehenden im raschen Laufe die Brücke erreichte. Indeß hatte der Kampf auf allen Punkten der Verschanzung mit rasender Wuth begonnen; die kaiserliche Reiterei saß in Masse ab und stürmte gemeinsam mit dem Fußvolk: da ging plötzlich der Ruf durch das Lager, die Brücke sei genommen, der Rückzug abgeschnitten und Alles verloren. Eine furchtbare Verwirrung erfolgte; nirgend waren die Janitscharen länger im Gliede zu halten; die Einen

stürzten sich auf Stahremberg's Bajonette, die Andern in die sumpfigen Fluthen der Theiß; noch Andere erschlugen erst ihre Officiere und warfen sich dann in den letzten Todeskampf gegen die überall hereinfluthenden Schaaren der Deutschen. Pardon wurde nicht gegeben noch genommen, 20,000 Türken mit der blanken Waffe erschlagen, 10,000 in den Fluß gesprengt, das ganze Fußvolk des Feindes bis auf 2000 vernichtet. 5 Veziere, 13 Paschas, 53 Agas und Beis waren unter den Todten, 7 Roßschweife, 87 Kanonen, 62 Pontons, die türkische Kriegscasse, das große Siegel des Sultans, eine Menge Proviant, Munition und Waffen erbeutet. Eugen hatte die Genugthuung, am 13. ein kaiserliches Schreiben zu erhalten, das ihn zu einer Feldschlacht ermahnte, er konnte melden, daß bereits mehr, als irgend zu hoffen gewesen, vollbracht sei. Den tapfern Heldengeist der gesammten Armee, schrieb er dem Kaiser, kann meine schwache Feder nicht genugsam entwerfen, noch weniger sattsam loben und preisen, das muß ich als ihr geringes Haupt zu ihrem unsterblichen Nachruhm attestiren. Ueber sein eigenes Verdienst kein Wort.

Sultan Mustafa hatte die Vernichtung seines Heeres vom andern Ufer jammernden Herzens angesehen und war dann, von allen Kriegsgedanken geheilt, nach Hause entronnen. Gleich nachher begann er den Frieden zu unterhandeln, der nach langem Hin- und Herfeilschen auf der Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes 1699 zu Carlowitz geschlossen wurde. Die Venetianer behielten Morea, der Kaiser, mit Ausnahme des Temesvarer Banates, ganz Ungarn und Siebenbürgen. So war nach fünfzehnjährigem Ringen aus tiefster Bedrängniß ein großer Triumph, ein mächtiger Landgewinn, ja man kann wohl sagen,

eine neue Weltstellung für Oesterreich hervorgegangen. Die Monarchie war um ein Drittel des bisherigen Bestandes vermehrt; sie war durch die Erwerbung des türkischen Ungarn und die Erblichkeit der ungarischen Krone zur europäischen Großmacht geworden. Fortan hätte man die Mittel gehabt, um allein mit der eignen Kraft ein volles Gegengewicht für Frankreich zu bilden. Es hätte dazu die Einrichtung einer productiven Verwaltung, Steigerung der Finanzkraft und Herstellung eines festen Rechtszustandes gehört. Leider konnte sich Leopold dazu nicht entschließen. Vor Allem war in Ungarn keine Rede von Beobachtung der Gesetze und der Verfassung; der Steuerdruck wuchs ohne Vermehrung des Wohlstandes; in allen Classen des Volkes kochte verborgene, glühende Erbitterung. Der Kaiser nahm davon keine Notiz und hatte keinen Begriff von den unausbleiblichen Folgen seines Systems. Seine Garnisonen bedeckten das Land; seine Einnahmen sollten von 12 auf 14 Millionen steigen; Ketzer und Rebellen durften sich nicht rühren und somit schien ihm Jegliches in bester Ordnung zu stehen.

In dieser Verfassung ging der Kaiser einer weitern europäischen Krisis entgegen, welche, seit dreißig Jahren heranrückend, jetzt allmälich den gesammten Horizont des Welttheils mit ihren Wolken erfüllte. In Spanien ging der Mannsstamm der dort herrschenden Habsburger Linie zur Neige; wenn er ausstarb, handelte es sich um ein Erbe, wie die Erde niemals ein ähnliches gesehen, um die Kronen von Castilien und Aragon, die Herrschaft in Belgien, in Mailand, Neapel und Sicilien, in den unabsehbaren Gebieten beider Indien, Mittel- und Süd-Amerika's. Die Welt war seit Jahren erfüllt von der spannenden Frage, welcher Nachfolger einst diese Fülle der Macht aus der Hand

des hinsiechenden König Karl erhalten würde. Es lag in der Natur der Dinge, daß sehr verschiedene Ansprüche und Gesichtspunkte sich geltend machten. Die älteste Schwester König Karl's war, wie wir sahen, mit Ludwig XIV. vermählt; es war jedoch in einem feierlichen Staatsvertrag zwischen beiden Reichen ihr Verzicht auf die Erbfolge ausgesprochen worden. Es dauerte aber nicht lange, so fand Ludwig, daß ein solcher Vertrag juristisch null und nichtig sei. Die monarchische Erbfolge sei wie die Monarchie überhaupt eine Einrichtung von Gott selbst; daran könne ein Mensch nichts ändern, und durch eine Verzichtleistung nicht sich selbst, geschweige denn seine Kinder der von Gott ihnen zugewiesenen Rechte berauben. Mit diesen Ansprüchen trat er vor Allem dem Kaiser Leopold entgegen. In Wien betrachtete man sich stets als den natürlichen Erben der Madrider Vettern; auch Leopold hatte sich mit einer Schwester König Karl's vermählt, und ein Testament König Philipp's IV. lag vor, welches beim Erlöschen des Mannsstammes die spanische Krone in erster Linie dieser jüngsten Tochter; nach derselben ihren Nachkommen, in deren Ermanglung aber dem Kaiser Leopold vermachte. Die Kaiserin hatte nun eine Tochter, deren Hand Leopold dem baierischen Max Emanuel bewilligte, aber nur unter der Bedingung, daß beide auf jeden spanischen Erbantheil verzichteten, und somit Leopold selbst in dessen Besitz einrückte. Allein auch hier mußte dann der Kaiser dieselbe Erfahrung wie bei Ludwig XIV. machen.

Als dem Kurfürsten 1692 ein Sohn geboren wurde, rührte ihn das Gewissen, daß er das Kind durch einen unrechtmäßigen Verzicht seines gottgeordneten Erbes nicht berauben dürfe, und überall, in Wien und in Madrid, in Paris und London meldete er seine erneute Forderung an.

Der Streit der drei Prätendenten wurde weiter verwickelt durch einen andern Gegensatz. Dem spanischen Volke, welches in Bezug auf fürstliche Persönlichkeit durch die letzten Habsburger nicht eben verwöhnt war, galt es ziemlich gleich, wer sie künftig beherrschte, wenn nur ihr König in Madrid residire und das ganze Reich ungeschmälert beisammen halte; ihre vorwiegende Neigung ging auf einen jüngern französischen Prinzen, der sich des Schutzes des mächtigen Ludwig zur Vertheidigung des Erbes erfreuen werde. Umgekehrt hatte König Wilhelm von England, damals der wahre Schiedsrichter Europa's und der Hort des politischen Gleichgewichts, vor Allem die Sorge, daß durch das spanische Erbe nicht die Macht eines bereits starken Geschlechts, heiße es nun Bourbon oder Habsburg, zu erdrückendem Uebermaß gesteigert werde: sein Wunsch ging also auf eine Theilung der Monarchie, etwa in der Weise, daß der baierische Prinz den Hauptstamm, Spanien, Belgien und die Colonien, Oesterreich das alte Reichslehen Mailand, Frankreich Neapel und Sicilien erhalte. Es gelang ihm, für diese Auffassung zuerst Holland und dann Ludwig XIV. selbst zu gewinnen, der doch einige Sorge vor neuen Kämpfen, neuen Coalitionen empfand: ein Theilungsvertrag jenes Inhalts wurde von den drei Mächten unterzeichnet. In Madrid war man über solche fremde Einmischung etwas verdrießlich, ließ sich aber so weit auf Wilhelm's Standpunkt ein, daß der König jetzt den baierischen Prinzen seinerseits zum Erben ernannte, allerdings zum Erben nicht eines Theiles, sondern der ganzen Monarchie. Desto eifriger protestirte Kaiser Leopold, zeigte dem Kurfürsten fortan die bitterste Feindseligkeit und erklärte, sein Recht auf das Aeußerste behaupten zu wollen. Gleich nachher starb der junge Prinz an den

Pocken; alle Welt erzählte, der Kaiser habe ihn vergiften lassen, und obwohl keine Anklage weniger erweislich oder wahrscheinlich ist, so war leider der Kurfürst in seiner gereizten Stimmung von ihrer Richtigkeit überzeugt und von leidenschaftlichem Durst nach Rache erfüllt. Auf's Neue aber setzte der jähe Todesfall die englische Diplomatie und den spanischen Hof in Bewegung. Noch einmal brachte Wilhelm einen Vertrag mit Ludwig zu Stande, nach welchem die spanische Krone an des Kaisers jüngsten Sohn Karl, dafür aber an Frankreich außer Neapel und Sicilien noch das Herzogthum Lothringen fallen sollte. Der Kaiser protestirte auch hiegegen; den lebhaftesten Sturm aber rief dieses Mal der Vertrag in Madrid hervor. Die Königin, eine stolze und erregbare Dame, war außer sich, daß die Fremden, daß vollends die ungläubigen Engländer über spanisches Land verfügen wollten; sie zerbrach im Zorne die Tasse auf ihrem Tisch, den Spiegel in ihrem Zimmer; der Adel stimmte ein, das sei die Folge davon, daß man nicht von jeher den bourbonischen Anspruch anerkannt, und dadurch Ludwig XIV. für die Integrität der Monarchie gewonnen habe. Sie bestürmten den König um die Wette, Ludwig's jüngern Enkel als Erben einzusetzen, und damit die Zerreißung der Monarchie zu verhüten. Der ohnmächtige Karl schwankte lange in grausamen Zweifeln; endlich griff er, ganz im altspanischen Sinne, zu der Auskunft, die Entscheidung in eine höhere geweihte Hand, in die Hand des Papstes zu legen. Er erbat sich also ein Gutachten, welches vielleicht über die Zukunft Europa's entschied, von Innocenz XII., einem Greise, der wie Karl an seiner letzten Krankheit siechte, und das Herannahen des Todes in allen Adern fühlte. In Rom war damals aber Ludwig XIV. als Verfolger der Jansenisten und

der Calvinisten hoch angesehen, und der Papst gab sein Gutachten unumwunden für den allerchristlichsten König. Hierauf säumte Karl nicht länger, sondern vollzog das Testament, welches den jungen Philipp von Anjou zum Gesammterben einsetzte; vier Wochen später starb er, am 1. November 1700. Ein unbedingter Jubel in ganz Spanien begrüßte seinen letzten Willen.

Ludwig schwankte einen Augenblick, im Gedanken an den kurz vorher unterzeichneten englischen Vertrag. Sollte er fest an diesem seinem Worte halten, damit dem französischen Staate einen sehr realen Gewinn zuwenden, und sich für immer den unschätzbaren Beistand Wilhelm's III. sichern? Oder aber, sollte er handeln, wie er bisher bei jedem Anlaß gehandelt, den winkenden Vortheil für seine Dynastie ergreifen, der Weltbeherrschung nachtrachten, ohne Rücksicht auf die Verträge, auf die Gefahren Frankreichs? Er erwog drei Tage lang, dann entschied er sich nach seiner Weise, für die Annahme des Testaments. Der junge Anjou wurde als König Philipp V. von Spanien begrüßt, eilte nach Madrid, und fand in allen seinen Landen bereitwillige Anerkennung. In Deutschland trat mit verhängnißvollem Eifer Kurfürst Max mit Köln und Wolfenbüttel zu dieser Partei, in Italien schlossen sich außer dem spanischen Mailand und Neapel auch Savoyen und Mantua an. Um Ludwig schaarten sich also Spanien, Italien, Belgien, Baiern; er selbst stellte 200,000 Mann auf; von solchen Streitkräften umgeben, auf solche Alliirte gestützt, von dem Beifall der römischen Curie getragen, meinte er den Widerspruch der sonstigen Welt verachten zu dürfen.

In Wien langten diese Hiobsposten Schlag auf Schlag an, begleitet von der Kunde, daß unter den deutschen Reichsständen geringes Interesse für so entlegene Fragen erscheine, daß das

englische Parlament kein anderes Wort als Frieden und Neutralität habe. Der Kaiser war tief erschüttert, wollte sein Recht nicht aufgeben, sah keinen Ausweg, suchte sich durch unaufhörliches Gebet zu stärken. Die Minister stimmten für Nachgiebigkeit, man habe etwa 86,000 Mann feldtüchtiger Truppen, nach den letzten Opfern kaum so viel Geld, um 15,000 Mann zu besolden, auf allen Seiten Gegner und nirgendwo Alliirte, wie sei es möglich, damit jener furchtbaren Coalition den Handschuh hinzuwerfen? Der einzige Mensch, der in dieser Lage das Haupt hoch aufrecht trug und muthige Entschlüsse forderte, war Prinz Eugen. Er meinte, wer zaghaft auf den Vorgang zaghafter Genossen warte, möge sogleich auf Erfolg und Größe verzichten; wer unerschrocken sein Recht verfolge, werde bald sich auch Alliirte erwerben. Man will, rief er, Mailand und Brüssel ohne Schwertstreich den Bourbonen überlassen? nun, so erkenne Deutschland nur sofort die französische Oberherrschaft an, denn ein Schlimmeres kann auch nach dem unglücklichsten Kampfe nicht eintreten. Er forderte kühnen Angriff im Namen des guten Rechtes, welches den Arm seiner Vertheidiger stärken werde. Auf den Straßen Wiens rief das Volk nach Kampf und Rache; der Kaiser entzündete sein Herz an Eugen's Feuer und entschied für den Krieg.

II.

Den Angriff auf das gesammte, von einem Willen gelenkte romanische Europa eröffnete Oesterreich im Frühling 1701, mit leeren Cassen, 80,000 Soldaten, für den Augenblick ohne einen Bundesgenossen, außer dem einen Kurfürsten von Brandenburg, dem Leopold die langersehnte Annahme des Königstitels von Preußen bewilligt, und dafür ein Hülfscorps von 10,000 Mann tüchtiger Truppen erhalten hatte. In Südtirol sammelte der Kaiser ein kleines Heer von 30,000 Mann, an deren Spitze Prinz Eugen sich nach Italien wenden und dort die spanischen Nebenlande dem Feinde entreißen sollte. Mit bedeutender Uebermacht bewachte dagegen Marschall Catinat an der Etsch alle Alpenpässe und hielt die Ausgänge des Gebirges so fest geschlossen, daß Niemand an die Möglichkeit glaubte, Eugen könne mit seiner schwachen Schaar diese Schranken durchbrechen. Er selbst gab es nach rascher Besichtigung auf, eine der Heerstraßen zu forciren, und entschloß sich dafür zu einem Alpenmarsche nach dem Muster Hannibal's. Von Roveredo aus wandte er sich südostwärts in das Thal von Chiesa, und nun ging es auf steilen Fuß- und Saumpfaden bergauf, die Reiter ihre Pferde einer hinter dem andern führend, jedes Geschütz mit 20 oder 30 Ochsen bespannt, die Truppen unaufhörlich beschäftigt, den Weg dafür durch Wald

oder Gesteine durchzuhauen. Eine Menge Geräth ging auf dem kühnen Zuge zu Grunde, aber die Hauptsache gelang, nach vier Tagen stand das Heer ohne erhebliche Beschädigung auf venetianischem Boden, und nach kurzer Rast wandte sich der Prinz gegen die von Catinat sorgsam besetzte Linie der Etsch. Catinat, schon durch den Alpenübergang auf das Höchste überrascht, rechnete jetzt auf einen Angriff bei Verona; wieder aber täuschte ihn Eugen, indem er ohne Halten stromabwärts nach Süden zog, bei Castelbaldo die Etsch passirte, eine Schaar selbst den Po überschreiten ließ, und dadurch ganz Modena mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllte. Catinat, völlig im Unklaren über Eugen's Angriffsplan, verzettelte sein Heer von Rivoli bis zum Po; Eugen hatte nichts Anderes beabsichtigt, und griff nun mit unaufhaltsamer Energie das feindliche Hauptcorps bei Carpi an, warf es in blutiger Niederlage über den Haufen, und trieb so den Gegner zuerst über den Mincio, dann auch über den Oglio zurück. König Ludwig zürnte höchlich über diese Verluste, verstärkte sein Heer bis auf 60,000 Mann und gab dem alten und trockenen Soldaten, dem Marschall Catinat, den liebenswürdigsten und unwiderstehlichsten Cavalier seines Hofes, Villeroy, zum Nachfolger. Dieser meldete dann auch gleich nach seiner Ankunft, er habe viel mehr Truppen, als er bedürfe; seine Zuversicht wuchs, als Eugen mit plötzlich verwandelter Haltung sich hinter dem Oglio bis an die Zähne verschanzte und unbeweglich geschlossen in vorsichtiger Ruhe verharrte. Siegessicher und tumultuarisch drängte Villeroy gegen Eugen's Schanzen heran, wurde aber sofort bei Chiari mit zermalmenden Schlägen abgewiesen. Eugen beherrschte die östliche Hälfte der Lombardei seitdem vollkommen; überall erhob sich die thätige Sympathie der Bevölkerung für

seine Sache, und der doppelt überlegene Villeroy vermochte nicht das Mindeste gegen ihn auszurichten.

Unterdessen hatte sich nicht minder glänzend als Eugen's kriegerisches Genie auch seine politische Voraussicht bewährt. Immer mehr Elemente erhoben sich, das Eis einmal gebrochen, in Europa gegen die französische Uebermacht. Ende 1701 war es sicher, daß außer Baiern und Köln ganz Deutschland zum Kaiser stehen würde. Dänemark stellte 6000 Mann Hülfstruppen, die niederländischen Generalstaaten wurden durch König Wilhelm gewonnen, und nur das englische Parlament hielt noch zurück: als in hochmüthiger Verblendung Ludwig XIV. selbst seinen Gegnern zu Hülfe kam und, um seinen zähesten Feind zu kränken, bei dem Tode des vertriebenen König Jakob Stuart dessen Sohn als König von England begrüßte. Dies rief in England einen Sturm nationaler Entrüstung und Begeisterung hervor; das Parlament, von Wilhelm kräftig angetrieben, bestätigte alle Bundesverträge des Königs und bewilligte ihm, erfüllt vom höchsten Zorne gegen Ludwig, die Geldmittel zum Kriege mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die große Allianz, welche so zwischen England, Holland, Dänemark, Deutschland und dem Kaiser zu Stande kam, verpflichtete ihre Theilnehmer, die Waffen nicht aus der Hand zu legen und keine Friedensunterhandlung zu beginnen, bis der hohe Zweck des Kampfes erreicht, und die Vereinigung der französischen und spanischen Macht hintertrieben sei. Die Absicht war, während Leopold's ältester Sohn Joseph in der Kaiserwürde nachfolge, dem jüngeren Bruder desselben, Karl, die spanische Krone zuzuwenden. Dieses diplomatische Gelingen, diese mächtige Vereinigung, an welcher die Größe Ludwig's scheitern sollte, erlebte Wilhelm III. noch; es war die Aufgabe,

an die er alle Kräfte seines Daseins gesetzt hatte, jetzt, wenige Stunden, nachdem er die Geldbills des Unterhauses sanctionirt hatte, starb er den 7. März 1702. Seine Schwägerin Anna, die ihm auf dem englischen Thron folgte, obwohl im Grunde des Herzens ihrem vertriebenen Bruder und dessen Beschützer König Ludwig wohlgeneigt, wurde durch einen starken persönlichen Einfluß in der Kriegspolitik ihres Vorgängers festgehalten. Sie stand seit Jahren in der engsten Freundschaft mit der Lady Marlborough, und da sie selbst beschränkt, träg und schwerfällig, die Lady aber lebendig, ehrgeizig und gebieterisch war, so gerieth Anna bald in volle Abhängigkeit von ihrer Freundin. Deren Gemahl aber, der Herzog von Marlborough, war ein bedeutendes militärisches und diplomatisches Talent; er hatte die Aussicht, als Lenker der entscheidenden englischen Macht an die Spitze der ganzen Coalition zu treten, verbündete sich also im Innern mit den kriegslustigen Whigs und betrieb nach außen mit rastloser Energie die Vorkehrungen zum Kampfe, der von nun an den halben Welttheil mit seinen glühenden Armen umfaßte.

Anfangs hielten sich die beiden großen Parteien ungefähr das Gleichgewicht, ja die Franzosen entwickelten eine gewisse Ueberlegenheit. Wohl bezwangen am Niederrhein die Verbündeten das Erzstift Köln, dagegen scheiterte Marlborough's Angriff auf Belgien an dem kaltblütigen und festen Widerstande des Marschalls Boufflers. Am Oberrhein eroberte Ludwig von Baden den Franzosen Landau ab und bereitete einen Stoß auf Lothringen vor, als sich plötzlich in seinem Rücken Max Emanuel erhob, Ulm einnahm, und damit den Markgrafen nöthigte, über den Rhein zurückzugehen und in einer festen Stellung auf dem Schwarzwalde womöglich die Vereinigung der Baiern und

der Franzosen zu hindern. In Italien eröffnete Eugen den Feldzug durch einen wagehalsigen Handstreich gegen die Festung Cremona, indem er durch einen alten, leer und unbeachtet gelassenen Abzugsgraben mit 2000 Mann in dieselbe einbrach, den feindlichen Feldherrn Villeroy auf dessen eigener Hauptwache gefangen nahm, dann aber den Platz gegen die Uebermacht doch nicht behaupten konnte. Das Pariser Spottlied rief die Franzosen auf, dem Kriegsgott für ihr beispielloses Glück zu danken, denn „Ihr habt Cremona behalten und Euren General verloren:" es war in der That für Eugen keine Verbesserung, daß an die Stelle des untauglichen Villeroy der Herzog Ludwig von Vendome trat, Laura Mancini's Sohn und mithin Eugen's Vetter, ein höchst geistreicher, aber nicht minder sittenloser Mensch, voll von Genialität in seinen kriegerischen Operationen, selbst aber überzeugt, daß das Genialste an ihm seine Ausschweifungen seien, deshalb auch höchst unzuverlässig in seinen Leistungen, bald unermüdlich vorwärts drängend, bald in tödtliche Schlaffheit versunken, wie er aber war, damals ohne Zweifel einer der besten unter den französischen Generalen. Durch die angestrengte Thätigkeit Ludwig's XIV. wurde zugleich sein Heer auf 80,000 Mann gebracht, mit Geld und Material auf das Reichste versehen und durch die Anwesenheit des Königs von Spanien zu höchstem Eifer angefeuert. Gegen solche Kräfte gestaltete sich Eugen's Lage bald äußerst peinlich. Vergebens drängte er den Kaiser um Verstärkung, Geld und Zufuhr; er hatte Alles in Allem 38,000 Mann, in Hunger und Kummer, in einem Elend, schrieb er, wie es nie erhört ist, daß ich es nicht länger ansehen kann und den Dienst zu quittiren gedenke. So konnte er nicht hindern, daß Vendome die Kaiserlichen völlig über den Mincio

zurückdrängte und das hart blockirte Mantua siegreich entsetzte. Als er dann aber den Plan entwarf, Eugen in seinem festen Lager von Borgoforte von drei Seiten her zu umstellen und zu erdrücken, als demnach seine Abtheilungen zu dieser Umzingelung des Feindes sich in weiter Bogenstellung voneinander trennten, da erfaßte Eugen wieder mit raschem Griffe den Moment zu einem verzweifelten Angriffsstoße auf das größte der drei französischen Corps bei Luzzara. Er erfocht keinen völligen Sieg (ohne Gottes Zulassung, sagte er, kann ich keine Mirakel machen); aber er behauptete das Schlachtfeld und verleidete seinem Gegner alle ferneren Angriffspläne. Wider aller Welt Erwarten konnte das Heer den Feldzug hindurch auf italienischem Boden ausdauern und endlich zwischen Mincio und Etsch seine Winterquartiere beziehen.

Nun aber war der Prinz nicht länger zu halten; er übergab Guido Stahremberg den Oberbefehl, und eilte schleunig nach Wien, um dort persönlich seine Stimme gegen die Indolenz der Regierung, die Schlaffheit des Hofkriegsraths, die Fäulniß der Finanzverwaltung zu erheben. Wen er sprach, Kaiser, Minister, Präsidenten, Jeder gab ihm Recht, aber das Geringste zu bessern, schien lange unmöglich. Eugen bemerkte, daß der Beichtvater des Kaisers der einzige Mensch sei, welcher denselben zu einem Entschlusse zu bringen vermöge; er fand den Pater auch erfüllt vom besten Willen, aber selbst dieser Gewaltige kam bei der stumpfen Unbeweglichkeit Leopold's zu keinem Ergebniß. So ließ sich das Jahr 1703 auf allen Seiten höchst bedrohlich an für Oesterreich. Im Westen unternahm Max Emanuel, durch die Franzosen unter Villars unterstützt, seinen Angriff auf Tirol; zwar scheiterte er an der patriotischen Hingebung, womit die Bauern die Gebirgs-

pässe des Brenner gegen ihn vertheidigten: als dann aber die Kaiserlichen von vier Seiten her einen rächenden Angriff auf Baiern unternahmen, bewährte der Kurfürst wirksamer als je seine glänzende Kriegernatur. Inmitten der feindlichen Schaaren operirend, schlug er eine nach der andern, besiegte den General Styrum bei Höchstädt, stürzte von dort auf Regensburg und nahm die Stadt, eilte dann rasch hinüber gegen Augsburg und überwältigte es; hier wichen die Feinde vor seinen Schlägen ebenso scheu nach Schwaben, wie dort nach Böhmen zurück; plötzlich stand er wieder an der österreichischen Grenze, und überraschte Passau, zum höchsten Schrecken der Kaiserlichen, die ihn bereits im unaufhaltsamen Zuge gegen Wien zu erblicken meinten. Die Sorgen der Hofburg wurden verdoppelt durch eine nicht minder gefährliche Entwicklung in Ungarn. Dort war der Groll des Volkes über die gesetzwidrige Militärherrschaft so hoch gestiegen, daß einsichtige Beobachter schon seit Jahren einen neuen Ausbruch prophezeiten. Da geschah, daß der bei allen Magyaren hoch angesehene Fürst Rakoczy wegen politischen Verdachtes verhaftet wurde, nicht in völliger Unschuld, nicht mit bestimmt erweislicher Schuld; es gelang ihm zu entkommen, und jetzt auf das Aeußerste gebracht, zuerst die Bauern der Karpathen, und bald zwei Drittel der Bevölkerung unter die Waffen zu rufen. Die kaiserlichen Officiere behaupteten nur die Festungen; das platte Land war völlig in der Hand der Empörer, und nach wenigen Monaten überschritten Rakoczy's leichte Schaaren bereits brennend und sengend die Grenzen Oesterreichs und Mährens, so daß man in Wien selbst den Rauch der angezündeten Dörfer zum Himmel steigen sah. Was sollte bei der Mittellosigkeit und Ohnmacht der Regierung daraus werden, wenn sich der massive

Strom einer baierischen Invasion mit den tosenden Wellen des ungarischen Aufstandes vor Wien vereinigte?

Die Erschütterung dieser verdoppelten Gefahr brach endlich Leopold's Unempfindlichkeit, und führte herbei, was wir eine Ministerkrisis nennen würden. An die Spitze der Finanzen trat der feste und rechtschaffene Gundacker Stahremberg, die Leitung des Heerwesens übernahm als Präsident des Hofkriegsrathes Prinz Eugen. Er hatte es nicht gewünscht, er hatte es anfangs ablehnen wollen; bei seiner genialen Erregbarkeit liebte er es nicht, im trockenen Detail der actenmäßigen Geschichte zu arbeiten; indeß er war der einzige Helfer und Retter, und so griff er mit rastlosem Fleiße und gewissenhafter Strenge die furchtbar schwierige Aufgabe an, und erschrak selbst vor der Bodenlosigkeit der lange eingerosteten Verderbniß, die sich jetzt erst in vollem Umfange seinen Blicken enthüllte. Er arbeitete bei Tag und bei Nacht, aber er erklärte selbst, daß es unmöglich sei, vor vielen Monaten etwas zu erzielen. Im Herbste ging er persönlich nach Preßburg hinüber, mit gleich unbedingter Vollmacht zur Verhandlung wie zum Kampfe mit den Ungarn. Der sonst so zähe Leopold war völlig eingeschüchtert, verzichtete auf alle Steuern in Ungarn, sandte einen Friedensvermittler nach dem andern, nur Geld und Truppen, welche freilich schwierig zu finden waren, sandte er nicht. Eugen war weder durch das Eine noch durch das Andere in der sofort ergriffenen Auffassung zu irren. Er erklärte es für den Untergang der Monarchie, wenn man nicht den letzten Mann und den letzten Gulden aufbiete. Er erklärte es allerdings für schrankenlose Verblendung, daß man die Ungarn durch so vielfache Gewaltthat zum Aeußersten gebracht. Er erklärte es aber auch für schlechthin verderbliche Täuschung, wenn

man vor Bezwingung des bewaffneten Aufstandes von irgend einer Unterhandlung etwas erwarte. So mahnte er unablässig, zu rüsten, zu zahlen, vor Allem auszuhalten. Da er nicht aus vollem Holze schneiden konnte, so flickte er und leimte und reparirte, wie es gehen wollte. Diese lockern Kurutzen- und Czikosenhaufen würden Oesterreichs stolzen Bau nicht in Trümmer werfen, wenn Oesterreich sich nicht selbst zu Grunde richte. Durch unendliche Anstrengung gelang es ihm, wenigstens eine leidliche Deckung der eigenen Grenze zu Stande zu bringen.

Im Jahre 1704 kam er nach Wien zurück, bereits von dem Gedanken erfüllt, welcher dem Weltkampf eine neue Wendung geben sollte. Der Kaiser hatte sich indessen unter allem Elend der Nähe mit fernher schimmernden Aussichten beschäftigt; Savoyen und Portugal waren der großen Allianz beigetreten, und des Kaisers zweiter Sohn Karl sollte jetzt nach Lissabon abgehen, um sich von dort aus mit englischen und portugiesischen Kräften ein spanisches Königreich zu erobern, dann aber Mailand seinem Vater abzutreten. War von diesen Dingen eine mehrfache Ablenkung der feindlichen Kräfte zu erwarten, so sprach Eugen mit doppeltem Nachdrucke die Ueberzeugung aus, daß der eigentliche Sitz der Gefahr nicht in Italien, nicht in Belgien, nicht in Ungarn, daß er schlechterdings nur in Baiern sei, daß dort die Entscheidung des ganzen Krieges liege, daß zur Ueberwältigung des Kurfürsten alle vorhandenen Kräfte vereinigt werden müßten. So kam er zu dem Antrage, da weder in Oesterreich noch am Oberrhein die hiefür ausreichende Truppenmacht vorhanden sei, aus Belgien den Herzog von Marlborough an die Donau zu ziehen, und mit seiner Hülfe den entscheidenden Streich zu führen. Mochten indeß die Franzosen gegen Holland einige Fortschritte

machen; wäre Max Emanuel erst bezwungen, so würde man auf allen Seiten unwiderstehlich sein.

Der Gedanke, einmal ausgesprochen, mußte jedem Blicke einleuchten. Der Kaiser genehmigte ohne Zaudern, Marlborough erklärte sich mit Begeisterung einverstanden, und auch die zähe Bedenklichkeit der Holländer wurde durch den Beistand ihres Generalpensionärs Heinsius beschwichtigt. Marlborough erschien mit einem stattlichen englisch-deutschen Heere nach einem vorsichtigen und schleunigen Marsch im Laufe des Juni am Neckar. Am 10. sprach ihn Eugen in Mundelsheim, am 13. traten beide mit Markgraf Ludwig von Baden zur Feststellung des Feldzugsplanes unter der Linde am Wirthshaus von Großheppach zusammen. Die Aufgabe war, an der Donau den Kurfürsten und den französischen General Marsin zu besiegen, und während dessen am Oberrhein den Einbruch des im Elsaß stehenden Marschalls Tallard zu verhüten. Eugen hätte am liebsten zusammen mit Marlborough an der Donau gekämpft, war aber auf den Wunsch des ältern Markgrafen ohne Sträuben bereit, sich mit der glanzlosern Aufgabe zu begnügen, und eilte ohne Murren an den Rhein; denn ein Jeder, sagte er, muß einzig und allein das gemeine Wohl im Auge haben. Der Uebermacht der beiden Andern gelang es, am 2. Juli die baierische Schaar des Grafen Arco, welche den Uebergang bei Donauwörth in den Verschanzungen des Schellenberges deckte, nach wildem, heldenmüthigem Widerstande zu überwältigen, die Donau zu passiren, Max und Marsin zum Rückzuge nach Augsburg zu nöthigen.

Der Kurfürst war tief von der Gefahr seines Landes betroffen; nicht ohne Thränen dachte er an den Heldentod der Arco'schen Bataillone; er ist ein so schwacher Mensch, schrieb

Marsin, daß ihn der Ruin seines Volkes rührt. Indessen hatte Tallard den Befehl erhalten, um jeden Preis dem Kurfürsten Hülfe zu bringen; Eugen war nicht im Stande, ihm den Weg zu verlegen, zog aber parallel mit ihm ebenfalls ostwärts nach Baiern, wo sich also von allen Seiten her die Kräfte zum Entscheidungskampfe sammelten. Am 3. August traf Tallard bei dem Kurfürsten in Augsburg, Eugen aber an der Donau in Höchstädt ein, und eilte von dort persönlich hinüber nach Schrobenhausen zu Ludwig und Marlborough. Er war mit Beiden wenig zufrieden; er fand, daß seit dem letzten Siege so gut wie nichts geschehen wäre; seinem geraden und raschen Soldatensinne erschien jeder unthätig verlorene Tag wie eine Sünde. Marlborough, mit dem greisen, launischen und ewig mißvergnügten Markgrafen längst überworfen, stimmte von Herzen bei; es gelang, diesen mit einem abgesonderten Corps zur Belagerung von Ingolstadt zu bestimmen, und nun führte Marlborough im eiligsten Zuge die übrigen Truppen über die Donau zurück, zur Vereinigung mit Eugen's Abtheilung. Es war die höchste Zeit, denn auch der Kurfürst wollte nach Tallard's Eintreffen nicht feiern, sondern war in vollem Anzug gegen Eugen's Lager, um dies womöglich vereinzelt zu schlagen, in jedem Falle aber zu schlagen gegen jeden Feind. So kam es am 16. zu dem schicksalschwangern Zusammentreffen von Höchstädt oder Blindheim. Die Baiern und Franzosen zählten 56,000, Eugen und Marlborough etwas über 52,000 Mann. Dicht am Flusse stand Marlborough dem Marschall Tallard, weiter im Lande Eugen dem Kurfürsten und Marsin gegenüber, zwischen ihnen bildete auf beiden Seiten eine große Reitermasse das Centrum. Eugen war nicht im Stande, die von dem Kurfürsten energisch ge-

führten baierischen Regimenter zu brechen, im Gegentheil war es nur die Festigkeit der von dem Dessauer Leopold trefflich disciplinirten preußischen Infanterie, welche hier den furchtbar mörderischen Kampf im Gleichgewichte hielt: bis endlich im Centrum nach zahllosen Attaken hinüber und herüber Marlborough durch einen mächtigen Gesammtsturm die französische Reiterei völlig zersprengte, darauf linkshin einschwenkend, Tallard's Fußvolk in Blindheim umzingelte, und die ganze wirre Masse zur Ergebung nöthigte. Darauf blieb auch dem Kurfürsten nur der Rückzug übrig, der mit unerschütterlicher Ordnung und Ruhe ausgeführt wurde. Die Sieger hatten ihren Triumph mit 11,000 Todten und Verwundeten bezahlt; die Geschlagenen büßten 14,000 Todte, 13,000 Gefangene, unter denen Marschall Tallard selbst, und 164 Geschütze ein.

Das französische Heer war vernichtet, der Kurfürst aus seinem Lande verdrängt, Baiern in der Hand der großen Allianz. Wir übergehen hier die Erinnerung an die traurigen Vorgänge, durch welche Baiern damals die Verschuldung seines auswärtigen Bündnisses sühnte. Nur das Eine wollen wir anführen, daß, so lange Eugen das Schicksal des eroberten Landes bestimmte, bei aller Strenge des Kriegsrechts keine Ungebühr vorkam; seine Art zeichnet sich vollständig in einer Ordre, worin er jede Thätlichkeit gegen seine Soldaten mit dem Tode bedroht, dann aber hinzusetzt: daß die Bürger den Soldaten keinen guten Willen erzeigen, dazu sind sie nicht gehalten, und ist sich deswegen auch nicht über selbe zu beklagen.

Betrachten wir statt dessen die weitere Entwicklung der großen europäischen Triumphe. Von dem Höchstädter Schlachtfelde hinweg ging der Zug der siegenden Heere an den Rhein und

über den Rhein, wo noch in demselben Jahre Landau und Trier dem Feinde entrissen wurden. Die beiden Feldherren traten in immer engeres Verständniß; merkwürdig war, wie ihre höchst verschiedenen Naturen sich ergänzten. Marlborough, einer der schönsten und stattlichsten Männer der Zeit, war gleich ausgezeichnet als Hofmann und Parteihaupt, als Diplomat und Militär, ein Virtuose in der Kunst der Menschenbehandlung, und wie es dazu nöthig ist, unter hinreißenden Formen von kalter Berechnung und tiefer Selbstsucht erfüllt, ein blendendes Talent, stets heiter und stets muthig, überall höchst wirksam und an keiner Stelle zuverlässig, auf den Erfolg noch mehr als auf den Ruhm, und auf Geldgewinn mehr als auf jeden andern Erfolg bedacht. Eugen war stets derselbe, wie wir ihn kennen, mit zunehmenden Jahren etwas steif im Ausdruck, etwas pedantisch im Geschäfte, die Häßlichkeit des Gesichtes noch gesteigert durch unaufhörliches Schnupfen. Dafür stand sein geistiges Dasein jetzt in voller reifer Entwicklung; sein Blick umfaßte die europäische Welt; seine Thätigkeit war den höchsten Aufgaben gewachsen und überall mit festem Pflichtgefühl ausschließlich auf die Sache gerichtet. Ohne eine Spur von Selbstsucht und Eigennutz war er mild gegen Untergebene und Schwache, bescheiden gegen Gleichstehende, von unbedingtem Freimuth gegen Höhere. Als die alten Uebelstände in Wien damals fortdauerten, schrieb er mit einer bei dieser Regierung unerhörten Derbheit: ich möchte doch endlich wissen, ob der Kaiser gar nicht remediren wolle; kein Geld, kein Volk, kein Magazin, keine Munition, kein Ernst, kein Eifer, keine Sorge, und doch gleichwohl Krieg führen, triumphiren und Kron' und Scepter mit Land und Leuten gewinnen wollen, das sind contradictoria, die ich nicht mehr auseinander-

klauben kann. So war er schneidend und schonungslos, wenn es die Sache forderte, und weichen Sinnes und menschenfreundlich, wo er seinem Herzen folgen durfte. Er hatte den Ehrgeiz, daß neben seinem Lager der Bauer ungestört den Acker bestellen könne, und unaufhörlich schärfte er seinen Soldaten die Achtung vor den Frauen ein. Es war zwei Menschenalter nach den Gräueln des dreißigjährigen Krieges, es war erst eines nach der Verbrennung der Pfalz: daß der Krieg nicht die losgebundene Unmenschlichkeit sein soll, hat Eugen zuerst in Europa bethätigt. Ich denke, es ist nicht das schlechteste Blatt in seinem Ruhmeskranze.

Kaiser Leopold erlebte noch die Unterwerfung Baierns, die Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden; bald nachher, 5. Mai 1705, starb er nach beinahe fünfzigjähriger Regierung. Es folgte ihm in Oesterreich wie in der Kaiserwürde sein ältester Sohn Joseph I. Ein Thronwechsel, der für den Augenblick in dem Verlaufe des Krieges kaum bemerkt wurde, aber für die innere Politik Oesterreichs höchst bedeutungsvoll war. Joseph war, in vollem Gegensatze zu seinem Vater, ein jugendfrischer, stattlicher Fürst, erfahren in allen ritterlichen Uebungen, prunkliebend, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd. Von seinem Regentenberufe hatte auch er eine sehr hohe Vorstellung, aber ein nicht minder klares Gefühl von den ihm selbst daraus erwachsenden Pflichten. Als zehnjähriger Knabe fragte er einmal den jungen Erbprinzen von Würtemberg, ob er auch so viel arbeiten müßte. Der sagte, er werde künftig nicht so viele Länder beherrschen, und brauche also nicht so viel zu studiren. Dem kleinen Erzherzog erweckte das eine lange Gedankenreihe: ich sehe, rief er endlich, ich muß noch viel mehr lernen. So kam er auf den

Thron, sehr wohl unterrichtet, nicht so gelehrt wie sein Vater, aber durstend nach Ruhm und Macht und Vergrößerung; er fühlte seine Kraft, und wurde eben deshalb leichter als Leopold zu einer liberalen Concession bestimmt, aber auch leichter zu einem unvorsichtigen Schritte fortgerissen. Von der theologischen Richtung Leopold's hatte er sich völlig abgewandt. Wohl war er persönlich in der religiösen Stimmung eben so warm wie in allen andern Dingen; er versäumte keine Messe, und geleitete das Sacrament, wo es ihm begegnete. Aber er war entschlossen, dem Klerus fortan in politischen Dingen keinerlei Einfluß zu gestatten, und die Andersgläubigen in ihrer Rechtsstellung unangetastet zu lassen. Es bestärkte ihn in dieser Stimmung nicht wenig, daß in seinem ersten Regierungsjahr, nachdem er in Ungarn Toleranz gegen die Protestanten befohlen, die Jesuiten in Siebenbürgen dem Rakoczy Triumphbögen errichteten. Auch der Papst verharrte noch immer bei der französisch-spanischen Partei; Joseph aber war in seiner Jugend unterrichtet worden, gegen einen feindseligen Papst den Kirchenstaat anzugreifen, sei erlaubt wie jeder andere Krieg; das eigentliche Patrimonium Petri müsse ein christlicher Fürst respectiren, jedoch die andern Provinzen zu erobern, sei keine Verletzung der Christenpflicht. Er mußte so in eine der väterlichen ganz entgegengesetzte Politik hineinkommen.

Die Absicht für den Krieg ging dahin, daß nach den mächtigen süddeutschen Erfolgen die beiden Feldherrn den errungenen Vortheil in verschiedener Richtung verfolgen, Marlborough gegen Lothringen und Belgien vorgehen, Eugen in Italien dem hartbedrängten Herzog von Savoyen helfen sollte. Anfangs jedoch erlebte man große Hindernisse auf beiden Seiten. Marlborough war durch die Schwäche der Oesterreicher, die Saum-

seligkeit der Reichsstände, die ewigen Bedenken der Holländer gehemmt; der Angriff auf Lothringen schlug fehl; endlich im Sommer 1706 gelang es ihm, die Franzosen bei Ramillies vollständig zu besiegen und den größten Theil von Belgien einzunehmen. Nicht geringere Trübsal hatte unterdessen in Italien Eugen durchzumachen. Die starke Geldnoth des Kaisers hinderte die Verpflegung, der ungarische Krieg die Verstärkung seines Heeres; Eugen bedurfte der höchsten Anstrengung, um sich bis zum Frühling 1706 nur am Rande des italienischen Gebiets zu behaupten, während die Franzosen allmälich Piemont überschwemmten, alle Plätze des Landes einnahmen und endlich die Belagerung des letzten, der Hauptstadt Turin, begonnen. Indeß erwirkte Marlborough in London ein stattliches Anlehen für den Kaiser und bestimmte den König von Preußen zu einer ansehnlichen Truppensendung nach Italien; eine Anzahl sonstiger Reichsvölker sammelte sich in Tyrol, und Eugen konnte endlich wieder zur Offensive, zu Befreiung Turins, schreiten. Die Aufgabe war immer äußerst schwierig. Um nach Turin zu gelangen, mußte man die ganze lombardische Ebene durchziehen, die bekanntlich von Nord nach Süd durch die Etsch, sodann durch die verschiedenen Nebenflüsse des Po, den Mincio, Oglio, Adda, Tessin durchströmt wird, deren jeder den Franzosen eine neue Vertheidigungslinie darzubieten und Eugen's Vorrücken endlos zu erschweren drohte. Jedoch erschien der Prinz im Mai 1706 im Felde, drang auf dem linken Etschufer nach Süden vor und schritt zur Ausführung eines Planes, der alle jene Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigte, und neunzig Jahre später von Napoleon I. in umgekehrter Richtung mit gleichem Erfolge wiederholt worden ist. Unter den Augen des überraschten Gegners

überschritt er nicht die mittlere, sondern die untere Etsch, gelangte dann fast ohne Kampf auch über den untern Po, und drang nun im Süden dieses Stroms, durch keinen irgend erheblichen Nebenfluß gehemmt und die französischen Barrieren umgehend, unaufhaltsam gegen Westen vor. Vendome, in diesem kritischen Moment zu dem belgischen Heere abgerufen, verließ das Lager mit bangen Ahnungen; sein Nachfolger im Commando, der Herzog von Orleans, hatte den Kopf völlig verloren, und dachte nur auf zeitweilige Deckung Mailands. Noch hätte er eine Möglichkeit gehabt, Eugen's Marsch zu hemmen, bei Stradella, wo die Apenninen sich bis hart an den Fluß fortsetzen und eine leicht zu sperrende Enge bilden — es ist die Stelle, von welcher aus im Jahre 1800 der erste Consul zur Schlacht von Marengo vorbrach; Eugen selbst war verwundert, die Position unbesetzt zu finden. Orleans zog indessen hinüber zu dem Belagerungsheere vor Turin, wo sich dann vor der eingeschlossenen Festung die Franzosen mit sieben Fuß hohen Verschanzungen umgaben und in diesen den Angriff der Verbündeten abzuwarten beschlossen. Am 1. September vereinte sich hierauf Eugen mit dem Herzog von Savoyen, am 8. schritten sie zum Sturme auf die feindlichen Wälle. Das Gefecht begann auf dem linken Flügel der Prinz von Würtemberg mit österreichischen Grenadieren, und Leopold von Anhalt-Dessau, der Bullenbeißer, wie Eugen ihn nannte, mit den preußischen Bataillonen. Das Feuer war äußerst heftig und wurde bald allgemein; die Preußen gingen kaltblütig und langsamen Schrittes bis auf zehn Schritt an die Verschanzung vor, dort aber wurde der Kugelregen so dicht, daß sie stockten und allmälich wieder zurückzuweichen begannen. Da sprengte Eugen selbst heran, trat an ihre Spitze und riß sie, die über

diese Auszeichnung hoch aufjubelten, vorwärts. In einem Augenblick waren sie auf dem Kamme der Schanzen, und ein wildes Handgemenge entspann sich, in welchem Eugen zur Seite ein Page und ein Diener erschossen und er selbst zu Boden gerissen wurde. Nun aber erschienen auch die Grenadiere Würtembergs, die deutschen Regimenter des Centrums; Orleans selbst wurde verwundet, Marschall Marsin getödtet, die Niederlage der Franzosen war vollständig. Die Trümmer ihres Heeres drängten in verwirrter Flucht der Grenze zu: Italien ist unser, rief Eugen, seine Eroberung wird uns nicht viel mehr kosten. In der That capitulirte Mailand nach einigen Wochen; etwas später konnte General Daun mit einer schwachen Abtheilung Neapel besetzen, wo er von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt wurde; die Preußen rückten in den Kirchenstaat ein, und der Papst, von Wien aus in der ernstlichsten Weise bedroht, entschloß sich zur Anerkennung der habsburgischen Erbfolge in Spanien.

Wir erinnern uns an dieser Stelle, wie im 16. und 17. Jahrhundert die spanische Monarchie die vorwiegende Macht in Europa gewesen. Von Neapel aus hatte sie den Vatican beherrscht, von Mailand und Belgien her ihre Truppen bei jedem Anlaß in Deutschland auftreten lassen. Damit war es jetzt vorbei auf immer. Die Castilianer hatten sich mit höchster Begeisterung um Philipp V. geschaart und alle Versuche des habsburgischen Karl auf Madrid vereitelt. Indem die Verbündeten des Letztern hierauf die Niederlande und Italien besetzten, war die spanische Herrschaft in sich selbst zerrissen und für alle Zeiten aus Mitteleuropa beseitigt. So kann man sagen, daß die Schlachten von Höchstädt, Ramillies und Turin den Ausgangspunkt für die moderne Gestaltung des europäischen Staatensystems

bilden: das Machtverhältniß zwischen Oesterreich, England, Frankreich und Spanien, welches sie geschaffen, ist ein volles Jahrhundert hindurch unverändert geblieben.

Sehr bald nach diesen gewaltigen Katastrophen kam die zweite große Sorge des Kaisers, die ungarische Rebellion, zu ihrem Höhenpunkt und Ausgang. Die Ermahnungen und Versprechungen, welche Joseph nach seinem Regierungsantritte dorthin gesandt, trugen keine Frucht. Rakoczy mochte sie für Schwäche halten, empfing damals reiche Geschenke von Ludwig XIV., eröffnete eine, zum Glück fruchtlose Unterhandlung mit der Pforte, ließ sich 1707 zum Großfürsten von Siebenbürgen ausrufen, und 1708 endlich auch durch den ungarischen Landtag die Absetzung Joseph's verkünden. Allein dieser radicale Schritt hatte dieselbe Folge, wie die Wiederholung desselben in der Revolution von 1848. Eine Menge einflußreicher Männer, die sich an dem Aufstande gegen rechtswidrige Unterdrückung betheiligt hatten, traten zurück von einer Sache, die sich selbst durch die ärgste Rechtsverletzung befleckte. Die kaiserlichen Generale Palffy und Stahremberg erfochten glänzende Siege; in den Reihen der Aufständischen erfolgte ein Abfall nach dem andern; zuletzt trat einer der tüchtigsten Feldherren Rakoczy's, Karolyi, mit den Kaiserlichen in Unterhandlung, brachte den größten Theil der Kuruczen auf seine Seite und schloß 1711, nachdem Rakoczy nach Polen geflohen, seinen Frieden mit der Regierung. Am 30. April zog er die ganze Reiterei der Insurgenten, mehr als 10,000 Pferde, in der Ebene von Maiteny zusammen; ihre Officiere und Fahnenträger bildeten einen weiten Kreis um den General Palffy und schworen unter dem Zuruf der Truppen dem Kaiser den Huldigungseid. Karolyi hatte sich für seine Thätigkeit von der

Regierung 50,000 Ducaten versprechen lassen; die Hofkammer suchte nachher Ausflüchte, um sich der Zahlung zu entziehen; Prinz Eugen aber erklärte, man müßte halten, was man einmal versprochen; er gönne der Hofkammer gar gerne ihre Wirthschaft, wo aber der Name und die Ehre des Kaisers in das Spiel komme, da sei alle Wirthschaft umsonst. In demselben liberalen und umsichtigen Sinne hatte der Kaiser dem Landtag zu Szathmar unbedingte Amnestie und vollständige Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes in Ungarn und Siebenbürgen bewilligt, und auch hierin wurde die kaiserliche Verheißung besser als jemals früher gehalten. Die Wirkung war segensreich, dauernd, vollständig. Ungarn blieb vierzig Jahre lang in tiefer Ruhe, und als dann sich das Land wieder einmal in begeisterter Insurrection erhob, geschah es nicht, um den Kaiser, sondern um die Feinde Oesterreichs zu bekämpfen, unter dem stürmischen Rufe: Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia.

Indessen ging der französische Krieg im Rheinland, Flandern und Spanien mit unverminderter Hartnäckigkeit seinen Gang. Ludwig XIV. strebte, die Verluste der letzten Feldzüge wieder gutzumachen, die Verbündeten hofften, unter den Mauern von Paris die Räumung Spaniens durch Philipp von Anjou zu erzwingen. 1707 erkämpfte Marschall Villars große Erfolge am Oberrhein, und Marlborough wurde in Flandern so hart bedrängt, daß im Frühling 1708 wieder alle Blicke auf Eugen als den allein der Lage Gewachsenen sich richteten. Er erschien mit wenigen Husaren in Marlborough's Lager, erfrischte auf der Stelle die niedergeschlagenen Gemüther durch seine Sicherheit und Freudigkeit und brachte bei Oudenarde den Franzosen eine neue große Niederlage bei. Die Mittel Frankreichs waren durch den

jetzt siebenjährigen kolossalen Kampf in hohem Grade erschöpft; aber der Versuch einer Friedensunterhandlung im Haag zerschlug sich; noch einmal raffte Ludwig mit größter Anstrengung alle Kräfte zusammen, und noch einmal kam es 1709 in Belgien zu einem furchtbar hartnäckigen Zusammenstoß. Die Schlacht von Malplaquet war die blutigste des ganzen Kriegs; sie kostete jeder der streitenden Parteien über 20,000 Menschen, ein volles Drittel ihrer Stärke. Der Sieg aber war wieder bei den Verbündeten, die Niedergeschlagenheit und Demüthigung in Paris vollständig, und Ludwig entschloß sich, auch auf die härtesten Bedingungen den Frieden anzunehmen. Es war der Wendepunkt der Dinge.

Es kam denn im Jahre 1710 zu einer neuen Unterhandlung in Gertruydenburg. Ludwig war bereit, seinen Enkel aufzugeben und Spanien dem Erzherzog Karl zu überlassen. Aber wenn er in früheren Jahren so oft durch harte Begehrlichkeit seine Gegner in Verzweiflung gebracht, so war ihm jetzt bestimmt, die Vergeltung auch hiefür in gleichem Maße zu erfahren. Der Ehrgeiz Kaiser Joseph's, die Forderungen der deutschen Reichsstände, die Kriegslust Marlborough's wetteiferten miteinander, und man blieb bei allen Begehren, an welchen 1709 die Haager Verhandlung gescheitert war. Man forderte zunächst die Herausgabe Straßburgs, des Elsasses, Lothringens; das geschehen, sollte Waffenstillstand sein, der Frieden aber dann erst definitiv werden, wenn Ludwig, mit Oesterreich und England vereint, seinen Enkel selbst aus Spanien vertrieben hätte. Ludwig war in seiner Bedrängniß zu den höchsten Opfern bereit. Er bot Straßburg, bot dann den ganzen Elsaß; er erbat für seinen Enkel das einzige Sicilien, und wollte, wenn Philipp dann an Spanien festhalte, Subsidien zu seiner Bekämpfung zahlen. So weit hatte ein gerechtes Ge-

schick den greisen Monarchen gebracht. Sein weltbeherrschender Uebermuth hatte einen Sturm heraufbeschworen, unter dessen Brausen die Fundamente seines Reichs erzitterten. Seine Heere waren geschlagen, seine Grenzen verletzt, seine Bevölkerung decimirt und verarmt. Er war gebrochen in sich selbst. Er war bereit, auf allen Gewinn seiner siegreichen Jahre zu verzichten. Mit diesem bitteren Entschlusse fand er dann sein gutes Gewissen und seine innere Kraft wieder. Was man ihm weiter zumuthete, die Vertreibung Philipp's aus Spanien, betraf nicht mehr ein französisches Interesse, aber er war entschlossen, nichts gegen seine Ehre zu thun und nicht selbst die Waffen gegen seinen Enkel zu führen, sondern eher mit seinem Volke zu Grunde zu gehen. Da die Alliirten auf ihrer Forderung bestanden, so lösten sich im Juli 1710 die Gertruydenburger Conferenzen auf.

Wir dürfen sagen: es war ein frevelhafter Uebermuth, welcher die Verbündeten damals erfüllte. Es war vor Allem ein Unheil für Deutschland, daß Ludwig's Bedingungen verworfen und somit die Restitution des Elsasses verschmäht wurde — weshalb? weil auf der einen Seite der Kaiser weder auf Sardinien noch auf Sicilien verzichten wollte, weil auf der andern Marlborough, in seiner Heimath bedroht, sich durch die Fortsetzung des Krieges unentbehrlich zu machen glaubte. Was Eugen betraf, so war er 1709 höchst bestimmt für den Frieden. Während er dem französischen Unterhändler in der schärfsten Weise zusetzte, schrieb er dringend nach Wien um einige Einräumungen. Das Kriegsglück sei wandelbar, bei den Alliirten die Abneigung gegen weitere Opfer allgemein, ohne deren Hülfe Oesterreich ganz außer Stand, den Krieg fortzuführen. Wenn man jetzt das französische Angebot verwerfe, sei überwiegende

Gefahr vorhanden, daß man später nicht so viel erreiche. Er setzte durch, daß man in Wien eine Concession an der Rheingrenze für möglich erklärte, aber in der italienischen Frage blieb alle Bemühung vergeblich. Im folgenden Jahre hatte sich im Allgemeinen die Gesinnung Eugen's nicht geändert; indessen glaubte er aus einigen Anzeichen schließen zu müssen, daß Frankreich nur zum Scheine, nur um Zeit zu neuer Rüstung zu gewinnen, unterhandle, und freute sich nach dieser — freilich irrigen — Vermuthung über den Abbruch der Conferenzen.

Der Frieden war verworfen. Die Nemesis folgte auf der Stelle mit raschen Schlägen.

Der Erste war ein Machtwechsel in England. Die Whigpartei war dort die Seele des Krieges, seit dreißig Jahren im heftigen Gegensatze zu Frankreich, mit Eifer und Lust der großen auswärtigen Politik ergeben. Jetzt erlebte sie, daß die Masse des Volkes über die wachsende Steuerlast ungeduldig wurde, die Tories eine starke hochkirchliche Bewegung im Lande erregten, die Königin mit plötzlichem Entschluß ihre Neigung der Lady Marlborough entzog. So kam im Sommer 1710 ein toryistisches Ministerium an das Ruder, in dem ein höchst talentvoller Staatsmann, St. John, oder wie er später hieß, Viscount Bolingbroke, das auswärtige Amt einnahm. Er wollte nicht Frieden im Moment, nicht Frieden um jeden Preis, aber er wünschte den Krieg zu beendigen, sobald es sich irgend wie in vortheilhafter Weise thun ließe.

Zum Zweiten entschied sich, December 1710, in Spanien der Krieg vollständig zu Gunsten Philipp's V. Eine englische Heerschaar wurde gefangen, eine österreichische besiegt; Karl III. sah sein Königthum auf die Mauern von Barcelona beschränkt.

Es leuchtet ein, wie ungünstig dies für den Standpunkt des Kaisers war, wie es denselben geradezu umkehrte. Der Kaiser hatte für seinen Bruder außer Spanien auch Sicilien begehrt. Jetzt stand es so, daß Karl zwar Sicilien und die anderen Nebenlande, Philipp aber das Hauptland Spanien unerschütterlich besaß. Auch wenn Ludwig XIV. sich fügte, hätte die Verjagung Philipp's aus Spanien einen neuen großen Krieg erfordert, zu welchem Niemand weniger als das neue englische Ministerium Neigung hatte.

Von noch größerer Tragweite aber war das Dritte, daß am 17. April 1711 ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen Kaiser Joseph I. in blühendem Mannesalter durch einen Anfall der Pocken plötzlich dahingerafft wurde. Dies war ein Ereigniß, durch welches in der That die gesammte Weltlage eine Umwandlung erfuhr. Es folgte ihm in den österreichischen Erblanden, und wie sich verstand auch in der deutschen Kaiserwürde, sein Bruder Karl VI., derselbe Prinz, welchen die Verbündeten bis dahin der französischen Thronfolge in Spanien entgegengestellt hatten. Auf dessen Haupt also sollten jetzt alle Kronen Karl's V. versammelt werden; er sollte in Wien und Regensburg, in Ofen und Brüssel, in Mailand und Neapel, in Madrid und Indien herrschen. War dies ein Ausgang, wie ihn Wilhelm III., wie ihn überhaupt die Stifter der großen Allianz gewollt hatten? Man war in den Kampf gegangen, um die Universalmonarchie Ludwig's XIV. zu verhindern; sollte man jetzt den Kampf fortsetzen, um die Weltherrschaft Karl's VI. zu gründen?

Bolingbroke war fest entschlossen, daran keinen Theil zu nehmen, und trat mit kühnem Muthe an die Aufgabe heran, die für ihn einen Kampf auf Leben und Tod mit einer mächtigen

englischen Partei, mit dem von dem Volke vergötterten Feldherrn, mit den siegreichen und ehrgeizigen Bundesgenossen in sich schloß. Für sich hatte er die bornirte Königin, die friedenssehnsüchtigen Kaufleute, die Prälaten der Hochkirche und deren augenblicklich sehr erregten Anhang im Lande. Er nahm sich wunderlich genug in dieser Parteistellung aus, er, der glänzendste Lebemann seiner Zeit, der kein höheres Bild in der Weltgeschichte kannte, als den Athener Alkibiades, der es liebte, die eine Nacht mit berufenen Courtisanen zu verprassen und die folgende über der Entwerfung einer Europa's Schicksal entscheidenden Depesche zu verwachen, der von geoffenbarter Religion nichts wußte, alle Hierarchie verachtete und eine unerschöpfliche Lauge vernichtenden Spottes über das äußere Kirchenthum ergoß. Ein Mensch, der die geistige Kraft besaß, der Gründer zugleich des neuen Staatensystems und des modernen Rationalismus zu werden, und der für sein eignes Leben diese Schöpfungen geringer achtete, als den Genuß der Macht, der Intrigue und des sinnlichen Taumels. Ein Mensch, der seine Laufbahn wie eine Cabale gewöhnlichen Schlages begann, aber eine solche Stellung und eine solche Kraft besaß, daß diese Cabale zu einer großen weltgeschichtlichen That wurde.

Er eröffnete seinen Weg mit höchster Vorsicht. Einen englischen Dichter sandte er heimlich nach Versailles, im tiefsten Incognito kam dann ein französischer Diplomat nach Windsor. Nach schneller Einigung über die wesentlichsten Punkte wurde für den Frühling 1712 ein allgemeiner Congreß in Utrecht verabredet und darauf das Geschehene dem Parlamente mitgetheilt. Die Whigs in beiden Häusern tobten, Marlborough erhob offene Opposition, der kaiserliche Gesandte erging sich in lebhaften Schmähungen. Aber Bolingbroke war nicht zu schrecken. Im

Unterhause gewann er die Mehrheit mit allen Mitteln der Ueberredung, Drohung und Bestechung; den Angriff der Lords brach er durch einen großen Peersschub; den kaiserlichen Gesandten wies er aus London hinweg; Marlborough verwickelte er in einen bedenklichen Unterschleifsproceß. Auf des Kaisers Befehl ging Eugen selbst nach London hinüber, um eine Aenderung der englischen Politik zu erwirken; er wurde mit höchsten Ehren aufgenommen, richtete aber nicht das Mindeste aus. Als er darauf 1712 die Kriegsoperationen an der flandrischen Grenze erneuerte, besann sich Bolingbroke keinen Augenblick, den englischen Truppen Befehl zur Unthätigkeit zu geben, wodurch dann eine blutige Schlappe für das kaiserliche Heer bei Denain herbeigeführt wurde. Es war deutlich, daß Bolingbroke schlechterdings kein Mittel scheuen würde; es zeigte sich wieder einmal, was die Kraft eines klaren und unbedingten Willens vermag; er trug es davon, und sammelte außer dem Kaiser und dem König Philipp die Gesandten aller am Kriege betheiligten Mächte in Utrecht.

Sein Begehren ging nun im Wesentlichen dahin, daß, unter festen Garantien der ewigen Trennung der französischen und spanischen Krone, Philipp V. Spanien und Indien behalte, Karl VI. aber durch Belgien, Mailand und Neapel entschädigt werde; Sicilien solle der Herzog von Savoyen, England Gibraltar und Minorca, Deutschland aber Straßburg und Landau empfangen. Diese Vorschläge entsprachen durchaus den Ergebnissen der Waffen, da die Allianz in Belgien und Italien glänzend gesiegt, am Rheine eben das Uebergewicht behauptet, in Spanien eine völlige Niederlage erlitten hatte: auch waren Eugen und die Mehrzahl der deutschen Minister Karl's sofort der Meinung, daß Kaiser und Reich dem englischen Plane beitreten sollten.

Eugen's entscheidendes Argument war die Unmöglichkeit fernerer Kriegführung ohne Hülfe der Seemächte. Sie wird auch uns sogleich auf das Schlagendste durch wenige Ziffern aus den Finanzen des Kriegs erhellen. Holland hatte bis dahin auf den Kampf vierzig, das deutsche Reich dagegen vier Millionen Gulden verwandt. Der Kaiser konnte für seine Heere im besten Falle jährlich sechs bis acht Millionen aufbringen, während England jedesmal sechzig bis siebenzig gestellt hatte. So viel bedeutet eine verständige Verfassung und innere Freiheit für die auswärtige Macht der Staaten. Sogar mit dieser Hülfe war Oesterreich in stetem Deficit gewesen, was sollte nun erst werden ohne sie? In der Sache stand es so, daß Oesterreich nach dem englischen Vorschlag eine Menge der reichsten Provinzen gewinnen sollte, nach Karl's Wünschen aber wie einst unter Karl V. zu einem spanischen Nebenlande herabgesunken wäre. Denn Karl VI. war während seines spanischen Aufenthaltes auf das Gründlichste hispanisirt; die völlig andächtige Devotion des spanischen Hoftones hatte ihn höchlich beglückt, so daß er die freiere deutsche Weise plump und respectwidrig fand; er war auch jetzt von einer Anzahl spanischer Granden umringt, duldete kein Wort für den Frieden und wies alle Vorstellungen seiner deutschen Minister zurück. Darauf wurde auch Bolingbroke ungeduldig und gab den Franzosen die Behauptung Straßburgs nach. Sonst wurde am 11. April 1713 der Frieden von Utrecht auf die erwähnten Bedingungen unterzeichnet. Der Kaiser war tief entrüstet, und das schwache Reichsheer mußte noch eine Campagne am Oberrhein machen, welche dann allerdings äußerst unglücklich ausfiel, und durch alle Talente Eugen's nicht zum Bessern gewandt werden konnte, zumal Karl's spanische Freunde sogar die Ent-

sendung der in Italien stehenden österreichischen Regimenter an den Rhein verhinderten. So ließ sich endlich Karl VI., die erste Entrüstung einmal durchgemacht, durch die deutschen Minister überzeugen, daß Bolingbroke freilich ein hassenswerther Verräther, aber der Gewinn von Belgien und Mailand, von Neapel und Sardinien doch nicht zu verachten sei. Die Kosten seines langen Zögerns trug das deutsche Reich, da im Frieden zu Rastadt und Baden 1714 die Franzosen außer Straßburg auch noch Landau behielten. Eugen, der mit Marschall Villars selbst den Frieden unterhandelte, hatte das Mögliche und Unmögliche versucht, um die neue Einbuße zu verhüten, zuletzt aber dem großen, für Deutschland ungünstigen Zusammenhang der Dinge weichen müssen.

So trat er mit nicht ungetrübter Stimmung aus dem dreizehnjährigen Weltkampfe hervor, welcher ihm die Fülle unsterblicher Lorbeeren gebracht, seinem erwählten Vaterlande die glänzendste Erweiterung zugewandt, und die europäische Suprematie König Ludwig's XIV. von Grund aus gebrochen hatte. Sein Ruhm erfüllte ganz Europa, sein Name wurde in England wie in Deutschland gefeiert, und in Rastadt selbst hatte er sich die verehrende Freundschaft seines französischen Gegners erobert. Kaiser Karl, obwohl durch seine spanischen Neigungen gegen ihn abgekühlt, überhäufte ihn mit Ehren und Dotationen und ernannte ihn zum Generalstatthalter der neu gewonnenen Niederlande. Ehe er jedoch sich den Geschäften dieser Verwaltung widmen konnte, eröffnete sich ihm im fernen Osten ein anderer Schauplatz gewaltigen Streitens, glorreicher Siege, unabsehbarer Erfolge.

Die Osmanen hatten die Verluste des Carlowitzer Friedens keineswegs verschmerzt. Es war ihnen gelungen, im Jahre 1711 dem russischen Czaren die Festung Asow wieder zu entreißen;

im Jahre 1715 richteten sie ihren Angriff auf die Republik Venedig, um ihr die Halbinsel Morea wieder abzunehmen; sie meinten, daß Oesterreich nach dem langen französischen Kriege unmöglich werde interveniren können. Hier aber war Eugen mit Kaiser Karl vollständig eines Sinnes, daß unthätiges Zuwarten sowohl die Ehre als die Interessen Oesterreichs im hohen Grade gefährden müsse; am 13. April 1716 wurde die Allianz mit Venedig unterzeichnet, und im Laufe des Sommers ein Heer von 65,000 Mann in der Nähe von Peterwardein zusammengezogen. Dieses Mal war es dem Prinzen gelungen, durch weitgreifende ökonomische, militärische und diplomatische Vorkehrungen die Mängel der früheren Jahre fern zu halten; als er im Juli im Lager von Futak erschien und den Oberbefehl antrat, konnte er mit stolzer Freude die vollzählige Mannschaft, die reichen Vorräthe, die wohlzuströmende Verpflegung mustern. Die Mehrzahl der Leute kannte den Krieg, alle waren von unbedingtem Vertrauen auf ihren Führer erfüllt, und drängten mit der Gewißheit des Sieges zum Kampfe. Ende Juli überschritt der Großvezier Damad Ali mit mehr als 200,000 Mann die Donau und näherte sich der kaiserlichen Stellung. In Eugen's Kriegsrath meinten die Einen, man solle über die Donau zurückgehen, die Andern, man möge sich im Lager verschanzen, sie Alle, die türkische Uebermacht müsse man vorerst an den Wällen Peterwardeins sich verbluten lassen. Eugen aber verwarf diese Meinungen sämmtlich. Die Truppen seien weniger zahlreich als die türkischen, aber viel zu gut, um sie durch Verstecken hinter den Schanzen zu entmuthigen; der Soldat komme frisch aus dem Quartier, sei wohlgenährt und streitbegierig: worauf denn wolle man noch warten? Am 5. August rückte er aus dem

Lager, das Fußvolk in dicken Colonnen, die Cuirassiere in schweren Massen zusammengefaßt; ein wildes Getümmel entstand, in welchem die Spahis einmal durch die Linie des Fußvolkes hindurchbrachen; im Ganzen aber blieb man geschlossen, ging bald selbst zum zermalmenden Angriff über, und bereits um Mittag war Alles entschieden, der Großvezier todt, das feindliche Heer zersprengt, eine unermeßliche Beute gewonnen. Die unmittelbare Frucht des Sieges war die von Eugen lang ersehnte Eroberung des Banates, dessen Hauptstadt Temesvar nach tapferem Widerstand am 17. October capitulirte. Aber dabei blieb die Einwirkung von Eugen's Waffenglück nicht stehen. Die christliche Landbevölkerung des türkischen Reiches ertrug die Herrschaft der Osmanen damals so widerwillig wie heute, und hatte in jener Zeit noch nicht gelernt, auf Rußland als nächsten christlichen Genossen ihre Blicke zu richten oder in dem römisch-katholischen Oesterreich einen confessionellen Gegner zu sehen. Vielmehr erblickten sie auch in diesem einfach eine christliche Macht, deren Waffen sich ihren Grenzen nahten, und weithin durch die Balkanhalbinsel knüpften sich an den Namen Eugen's die Hoffnungen der Raja. Die Bischöfe Albaniens sandten zu ihm um Befreiung vom muhamedanischen Joche, in den Kirchen der Walachei betete das Volk um seine Erlösung durch die Ankunft der Deutschen. Eugen ergriff mit Nachdruck die Aussichten, die sich an diese Bewegung knüpften. Jenen Bischöfen sandte er ermunternde Zusicherungen und hielt den ganzen Winter hindurch die Hoffnungen der Raja durch unablässige Streifzüge nach Bosnien, Serbien, der Walachei lebendig. Er selbst ging nach Wien, um persönlich für die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge zu wirken, und hatte die Genugthuung, daß die vereinten

Kräfte der kaiserlichen Erblande und des deutschen Reiches, der römischen Kirche und der österreichischen Judenschaft die Kriegscasse reichlich füllten. In seinem Lager, als der glänzendsten Schule des großen Krieges, sammelten sich Freiwillige aus halb Europa, die Söhne Max Emanuel's mit 6000 Mann baierischer Truppen, ein Enkel Ludwig's XIV., begleitet von einer glänzenden Schaar französischer Edelleute, ein portugiesischer, zwei lothringische, eine große Anzahl deutscher Prinzen. Am 18. Juni 1717 ging Eugen über die Donau, um den Schauplatz seiner populärsten Waffenthat, der Belagerung von Belgrad, zu recognosciren. 61 Bataillone und 176 Schwadronen, im Ganzen etwas über 100,000 Mann, führte er über den Strom —

er ließ schlagen einen Brucken,
daß man konnt' hinüberrucken
mit der Armee wohl für die Stadt.

Seine Lagerlinien, durch Schanzen und Batterien gedeckt, umschlossen Belgrad im Süden von dem Ufer der Donau bis zum Rande der Save, während eine bewaffnete Flotille den Zugang der Festung von den Wasserseiten verwehrte. Die Belagerung begann sogleich mit großer Lebhaftigkeit, indessen hielt die Belagerung standhaft aus, und begrüßte mit lautem Jubel am 30. Juli die von den Zinnen des Schlosses wahrgenommene Ankunft des Entsatzes, mit welchem der Großvezier Chalil, den Kaiserlichen um die Hälfte überlegen, einen Kanonenschuß weit von Eugen's Schanzen am 1. August eine feste Stellung bei Krozka bezog. Die Lage des christlichen Heeres war kritisch. Rechts und links einen bedeutenden Fluß, hinter sich die starke türkische Festung, vor sich das überzählige feindliche Heer, welches sogleich durch eine unausgesetzte Beschießung jeden Punkt des

christlichen Lagers unsicher machte — dazu die eigenen Truppen durch die vierwöchentlichen Strapazen ermüdet, durch die bisherigen Kämpfe auf 70,000 Mann vermindert, von Mangel und Seuchen in immer wachsendem Maße heimgesucht. Eugen fand den Rückzug über die Brücken im Angesicht des Gegners unmöglich; das Abwarten eines feindlichen Angriffes hätte den sichern Ruin durch Krankheit und Beschießung auch ohne Kampf gedroht; er sah wieder die höchste Klugheit in der entschlossensten Kühnheit und beschloß auf den 16. August die eigene Offensive, die Zersprengung des feindlichen Ersatzheeres. Um Mitternacht rückten die Colonnen, in tiefem Schweigen antretend, hinaus auf das freie Feld; gegen Morgen legte sich ein dicker Nebel über die Gegend, welcher die Annäherung der Armee dem Feinde eine Weile verdeckte, dafür aber auch einige Colonnen sich zu weit nach rechts schieben ließ, so daß im Centrum der Schlachtreihe eine bedeutende Lücke entstand. Zuerst auf dem rechten Flügel stießen Palffy's Reiter im Dunkel auf einen feindlichen Laufgraben; der Alarm flog sogleich durch das türkische Lager und auf allen Seiten brach ein verwirrtes Fechten los. Niemand vermochte, durch den Nebel weiter als zehn Schritte zu blicken; Jeder warf sich auf den Feind, wo er ihn fand; bei der Enge des Raumes gab selbst der Donner des Geschütz- und Gewehrfeuers kein Urtheil über den Stand der Schlacht. Endlich zerriß gegen acht Uhr der frische Morgenwind den Nebel und entrollte vor Eugen's Augen in einem Moment das Bild der Lage. Seine beiden Flügel waren gewaltig vorgedrungen, im Centrum aber hatte das türkische Fußvolk Boden gewonnen, und war eben im Begriffe, dem rechten Flügel der Kaiserlichen in Seite und Rücken zu fallen. Da brauste in Eugen selbst das alte Sol-

datenherz auf; er setzte sich persönlich an die Spitze seiner Reserven und stürzte sich auf die feindliche Colonne. Ein furchtbares Gemetzel entspann sich, und während das Fußvolk Angriff auf Angriff folgen ließ, ergriff der Prinz seine nächsten Reiterregimenter und schmetterte mit ihnen dem schweren Klumpen der Janitscharen in die Flanke. Damit war der letzte Widerstand gebrochen und die Niederlage des Feindes wie vorher auf den Flügeln, so jetzt auch im Centrum vollendet. Die Türken verloren 12,000 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene, 200 Geschütze, 50 Fahnen, ihr ganzes Lager mit unendlichem Geräth. Sechs Tage nachher capitulirte Belgrad. Es war damit ganz Serbien der Botmäßigkeit der kaiserlichen Waffen unterworfen, und von dort und von Siebenbürgen aus die Donaufürstenthümer einem doppelten Angriff so völlig eröffnet, daß beide Hospodare sich zu Tribut und Kriegssteuer bequemten. Kaum 30,000 Mann zerrütteter und eingeschüchterter Truppen hatte der Großvezier noch beisammen, während die christliche Bevölkerung bis tief nach Albanien und Bulgarien hin in fieberhafter Erregung war. Ein kühner Ehrgeiz oder eine erregbare Phantasie hätte den Gedanken einer gänzlichen Vertreibung der Türken aus Europa fassen mögen; aber auch die ruhigste Erwägung durfte die Erwerbung der Moldau und der Walachei und damit den Besitz der Donaumündungen für gesichert halten. Mit dieser Abrundung hätte Oesterreich den Titel des Donaureiches zur Wahrheit gemacht und für Ungarn die natürliche Bahn zum Meere gewonnen; es hätte auf alle Zeit die entscheidende Stellung im Oriente eingenommen und das russische Reich in Europa von jeder Berührung mit der orientalischen Frage abgeschnitten. Als die Pforte den Frieden begehrte, forderte denn Eugen, Februar 1718, um die

Grenzen der Christenheit sicher zu stellen, die Abtretung Bosniens und Serbiens auf dem rechten, der Walachei und halben Moldau auf dem linken Donauufer.

Während dieser stolze Antrag von den Diplomaten auf dem Congresse zu Passarowitz in kritische Behandlung genommen wurde, haben im nassen Feldlager vor Belgrad die kaiserlichen Soldaten das deutsche Lied erdacht, das Lied von Prinz Eugenius, dem edlen Ritter.

III.

Als Prinz Eugen einst zu seinem ersten italienischen Feldzug abging, war der französische Marschall Villars in Wien, und Eugen drückte ihm beim Abschied Hochachtung und Freundschaft aus. Einige Hofleute wunderten sich darüber, daß Eugen in solchem Tone zu einem Feinde spreche; da rief Villars ihnen lebhaft zu: Meine Herren, ich will Ihnen sagen, wo sich die wahren Feinde des Prinzen aufhalten; sie sind hier in Wien, so wie die meinigen in Versailles.

Eugen sollte jetzt die Richtigkeit dieses Wortes erfahren. Es war ihm nicht bestimmt, auf dem orientalischen Kriegsschauplatze vollständigere Erfolge als auf dem französischen zu ernten. Dieselbe Ursache, welche hier trotz alles Siegesglanzes die diplomatischen Ergebnisse geschmälert hatte, wirkte auch dort mit nicht geringerer Schädlichkeit ein.

Kaiser Karl hatte sich in Rastadt mit Frankreich, Philipp von Spanien in Utrecht mit England und Holland versöhnt. Seitdem ruhten allerdings die Waffen in ganz Westeuropa, aber zu einem förmlichen Friedensschlusse zwischen den beiden Prätendenten selbst war es nicht gekommen. Karl führte zu lebhafter Entrüstung des Madrider Hofes den Titel eines Königs von Spanien und Großmeisters des goldenen Vließes fort; Phi-

lipp nannte ihn stets nur den Erzherzog und war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit die altspanischen Theile Italiens, Neapel, Sardinien, Mailand seinem Reiche wieder zu gewinnen. Dieser Gedanke wurde noch verstärkt, als er im September 1714 sich in zweiter Ehe mit Elisabeth Farnese von Parma vermählte, welche bei dem bevorstehenden Aussterben des farnesischen Mannsstammes in Parma oder des mediceischen in Florenz, Erbansprüche auf diese Landschaften besaß. Elisabeth war in strenger und staatskluger Zucht herangewachsen; ihr lebhafter Sinn war früh auf politische Dinge, auf Ehrgeiz und Machtbesitz gerichtet, ihr rasches Temperament auf Fleiß, Berechnung und Selbstbeherrschung gelenkt worden; mit diesen Gaben wußte sie den arbeitsscheuen, melancholisch hinbrütenden und reizbar auffahrenden Gemahl bald sich völlig zu unterwerfen. Er konnte ihre Gesellschaft nicht einen Augenblick bei Tag und bei Nacht entbehren; sie war stets munter und unterhaltend, fügte sich jeder kleinen Laune, pries jede seiner Schwächen, und lenkte ihn so bei allen wichtigen Sachen nach ihrem Willen. Da ihre eigenen Söhne keine Hoffnung zur Thronfolge in Spanien hatten, so wünschte sie ihnen Fürstenthümer in Italien zuzuwenden, und der englische Gesandte meldete demnach schon 1716 seiner Regierung, wer dem spanischen Hofe das höchste Angebot in Italien mache, könne unbedingt über dessen Eifer verfügen.

Politischen Rath nahm damals Elisabeth vor Allem von Cardinal Alberoni, eines Gärtners Sohn aus Piacenza, einem Zwerge mit dickem Kopfe, pockennarbigem Gesicht, verschwindend kleiner Nase und mächtig breiten Schultern, welcher Küster, Jesuitenschüler, Intendant gewesen, dann Priester, Kanonikus, Abbate geworden, von frühe auf unendliche Lernbegier, Anstellig-

keit und Unermüdlichkeit entwickelt, und während des Krieges sich dem Herzog von Vendome durch scharfen Verstand, schnöde Witze und burleske Schmeichelei empfohlen hatte. Durch diesen an den spanischen Hof gelangt, hatte er ein allseitiges Talent für Staatssachen bewährt, und eine Freude war es, wie unter seiner einsichtigen Leitung Spanien sich von den Nachwehen des Krieges erholte. Es zeigte sich jetzt, daß der Verlust der Nebenlande ein reiner Gewinn für die Krone war; die Verwaltung und Behauptung Belgiens und Neapels hatten jährlich große Summen gekostet; 1717 stand die Einnahme des Staates viel höher als jemals unter den Habsburgern, und Alberoni sagte dem König: Nur noch fünf Jahre Frieden, und Spanien soll so reich und mächtig wie irgend ein Land Europa's sein. Sein Wunsch war, den Frieden fort und fort zu erhalten, aber um die Gunst seiner Herren zu bewahren, mußte auch er ihren Eroberungsgelüsten schmeicheln und wenigstens für die Zukunft Verwirklichung verheißen. Damit untergrub er selbst sein Princip, und als 1717 ein spanischer Prälat in Mailand verhaftet wurde, und König Philipp dies als persönliche Beleidigung hoch aufnahm, war Alberoni nicht im Stande, den Ausbruch des Krieges zu verhüten. Eine spanische Flotte lief aus, die Insel Sardinien, und nach deren Bezwingung auch Sicilien anzugreifen.

Die Gefahr für Oesterreich war eben nicht groß. Weder England noch Holland, noch auch Frankreich, dessen Regent, der Herzog von Orleans, mit König Philipp persönlich zerfallen war, wollten einen Bruch des Utrechter Rechtszustandes dulden, und alle diese Mächte schlossen ohne Zaudern eine Allianz mit dem Kaiser zur Einschränkung des spanischen Ehrgeizes. Man er-

kannte darin allerdings die Erbansprüche Elisabeth's auf Parma und Florenz an, bekräftigte aber dem Kaiser den Besitz von Mailand und Neapel, und verbesserte noch seine Stellung, indem man ihm Sicilien überwies, während Piemont sich statt dessen mit Sardinien begnügen mußte. Karl hätte also allen Grund gehabt, dem spanischen Angriffe mit Gemüthsruhe entgegenzusehen, und sich in dem aussichtreichen türkischen Kriege nicht beirren zu lassen.

Allein eine andere war die Stimmung in Wien. Karl war völlig in der Hand seiner spanischen Räthe, und diesen war Deutschland zuwider und der Orient gleichgiltig, während sie in den italienischen Provinzen, als einem Reste von Karl's spanischer Krone, die einzigen werthvollen Kleinodien seiner Herrschaft sahen. Der Kaiser hatte aus ihnen einen sogenannten spanischen Rath gebildet, und diesem die Verwaltung Mailands, Neapels, Sardiniens ausschließlich übertragen; alle höheren Aemter in diesen Provinzen wurden mit Spaniern besetzt, und der liebste Traum ihres Ehrgeizes war, von dort aus Spanien selbst zurückzuerobern. Eine schöne Castilianerin, welche sich der hohen Gunst des Kaisers erfreute, brachte ihren Gemahl, den völlig unbedeutenden Grafen Althan, zu großem politischen Einfluß, und dieser, ursprünglich ein eben so bescheidener wie nichtiger Mensch, begann es bald unerträglich zu finden, daß alle Welt nur vom Prinzen Eugen rede, daß in allen Stücken nur nach der Meinung des Prinzen Eugen gefragt werde, als wenn es gar keine großen Männer gebe als den Prinzen Eugen. Und dieser Prinz Eugen hatte nun gar kein spanisches Herz, hatte 1709 das spanische Sicilien opfern wollen, um dem deutschen Reiche Straßburg zu gewinnen, hatte sich 1714 in Rastadt nicht

um Catalonien, sondern um Landau bekümmert, und antwortete 1717, als er schleunigst Truppen aus Ungarn nach Neapel senden sollte, was denn an einer Landung von einigen Tausend Spaniern in Italien viel gelegen wäre. Die Spanier in Wien waren darüber höchlich erzürnt, und Kaiser Karl war in diese Stimmung um so leichter hineinzuziehen, je weniger ihm die unbedingte Freimüthigkeit des Prinzen zusagte. Er war der echte Sohn seines Vaters, gutmüthig und wohl gebildet, ein gelehrter Münzforscher und so musikalisch, daß er wohl sein Orchester selbst dirigirte, und als sein Capellmeister einmal ausrief: Majestät könnten gleich Capellmeister werden, schmunzelnd antwortete: Nun ich habe jetzt auch meinen Unterhalt — in politischen Dingen aber begriff er nicht, daß andere Menschen andere Meinungen oder andere Standpunkte haben könnten als seinen habsburgischen, und wie er überhaupt etwas langsam begriff, so war er nach der Weise schwacher Geister höchst mißtrauisch auf seine Selbstständigkeit, ließ sich von schmiegsamer Mittelmäßigkeit lenken, und scheute vor jedem aufrichtigen und bedeutenden Rathgeber zurück. Althan verstand, ihn eben an dieser Stelle zu fassen, und Eugen's gerades Auftreten auf das Gründlichste zu verdächtigen. Mit einem Worte, der Sieger von Belgrad war in formeller Ungnade, in dem Augenblick, wo er die Zukunft des Orients in die Hand seines Herrschers zu legen im Begriff stand. Karl beschloß, so schnell wie möglich mit den Türken Frieden zu schließen, um seine Truppen für Italien verfügbar zu haben. Eugen bewährte hier auf's Neue seine Selbstverleugnung, und instruirte selbst, nachdem des Kaisers Befehl ertheilt war, die österreichischen Gesandten auf Herabstimmung ihrer Forderungen. Venedig mußte Morea in der Hand der Türken lassen, Oesterreich

begnügte sich mit Belgrad und einem kleinen Bezirke der westlichen Walachei, und die schönen Träume, die Donau bis zum Pontus zu gewinnen, die Herrschaft des Halbmondes zu zertrümmern, die entscheidende und führende Macht im Orient zu werden, waren, wer weiß auf wie lange, zerronnen. Freilich kam es dann gegen Spanien schnell zur Entscheidung. Eine englische Flotte schlug die spanische am Capo Passaro, ein österreichisches Heer dehnte sich in Sicilien aus, ein französisches Corps überschritt die Pyrenäen. In Madrid verlor König Philipp den Muth, Elisabeth fand die von der Allianz gebotene Bestätigung ihrer Erbansprüche auf Parma und Florenz unwiderstehlich; die Schuld der sonstigen Kriegsunfälle wurde auf Alberoni geworfen, und der Minister in plötzlicher Ungnade des Landes verwiesen. Spanien nahm darauf die Bedingungen der Verbündeten an, und der Kaiser sah seine italienische Herrschaft glänzender als jemals abgerundet.

Eugen, nach Wien zurückgekehrt, behielt äußerlich durchaus die bisherige hohe Stellung als Präsident des Hofkriegsrathes, Conferenzminister und Generalgouverneur der Niederlande. Aber sein persönliches Verhältniß zum Kaiser war zerstört. Seine spanischen Gegner verbargen kaum den Wunsch, ihn völlig aus Oesterreich zu entfernen; er selbst warnte wohl seine Freunde, bei irgend einer Bitte sich nicht von ihm empfehlen zu lassen, weil dann die Abweisung sicher sei. Anerkanntermaßen war er das Haupt der deutschen Partei des Hofes, und nach wie vor in engem Verhältniß mit Gundacker Stahremberg, der sich übrigens so viel wie möglich aus den politischen Streitigkeiten hinter seine Finanztabellen zurückzog. Die Lage war um so zerfahrener, als ein Theil der deutschen Staatsmänner, wie die Grafen Schlik

und Windischgrätz, obwohl den Spaniern gleich feindselig, aus persönlicher Eifersucht auch von Eugen sich trennten und eine dritte Partei bildeten. Im Jahre 1719 kam es so weit, daß der Schwager Althan's, ein junger Graf Nimptsch, der als lustige Person bei Karl VI. wohlgelitten war und sich Manches herausnehmen durfte, eine Reihe bestimmter Anklagen gegen Eugen, auf verrätherische Umtriebe mit Baiern und dem österreichischen Adel, dem Kaiser zutrug, während ein politischer Abenteurer, Abbate Tedeschi, eine Creatur des sardinischen Gesandten, die Beweise dafür zu liefern versprach. Glücklicherweise erhielt Eugen Nachricht von diesen Umtrieben, und faßte seinen Entschluß mit derselben Kraft und Schnelligkeit wie auf dem Schlachtfelde. Er erschien vor dem Kaiser, er selbst als Kläger, mit der Forderung scharfer Strafe gegen die Verleumder, sonst werde er auf der Stelle Oesterreich und den kaiserlichen Dienst verlassen. Dieser ruhigen Festigkeit war Karl nicht gewachsen. Eine Criminaluntersuchung wurde gegen Nimptsch und Tedeschi eröffnet, jener zur Festung, dieser zur Landesverweisung verurtheilt, und Eugen's Ehre auf das Glänzendste hergestellt. Seitdem wagten die Gegner keinen offenen Angriff mehr; des Kaisers Stimmung gegen Eugen war aber durch diese Demüthigung nicht verbessert, und der Gegensatz der Factionen dauerte in den Geschäften mit gleicher Bitterkeit fort. Nimmt man zu diesen Spaltungen die unsichere Natur des Kaisers hinzu, so begreift man die Stockung der Arbeiten, die Unbehülflichkeit der Verwaltung, das Schwanken der auswärtigen Politik, welche die Folge solcher Verhältnisse sein mußten.

Auch das Genie des Prinzen war nicht vermögend, in seinem besondern Fache, in der Verwaltung des Heerwesens, überall

den Uebelständen der Lage zu steuern. Zunächst dauerte die Finanzklemme fort. Der Kaiser hatte in dieser Hinsicht manche vortreffliche Wünsche: in seinen spanisch-italienischen Beziehungen hatte er die Wichtigkeit von Seehandel, Colonien, Kriegsflotten kennen gelernt und meinte, daß durch ihre Erschaffung Oesterreich neue Reichthümer gewinnen und seine Macht verdoppeln würde; er verfügte also Schiffs- und Hafenbauten in Triest, bewirkte die Anlage einer Handelscompagnie in Ostende und war zu jeder Unterstützung eines hierhin einschlagenden Planes bereit. Prinz Eugen wußte so gut, wie ein Anderer, was eine stolze Flotte bedeute: aber vor seinem unbarmherzig klaren Blicke lag die nackte Thatsache, daß weder die kurze belgische noch die ganz beschränkte Triestiner Küste, weder das industriell unentwickelte Land noch der im ewigen Deficit befindliche Staatsschatz den Stoff zu einer großen Marine liefern könnten. Karl's Pläne nahmen sich ihm nicht viel anders aus als die Austernbänke in den Wiener Gärten; er nannte die maritimen Berather des Kaisers windige Projectenmacher und sah mit schmerzvollem Aerger die Millionen in dieser, wie er überzeugt war, hoffnungslosen Spielerei zerrinnen. Die Einnahmen des Reiches kamen auch jetzt nicht über vierzehn Millionen Gulden; davon wurden ihm acht für die Kriegsverwaltung überwiesen und demnächst der Bestand des Heeres auf 70,000 Mann gestellt. Als während des Friedens die Lande sich erholten und die Einnahmen sich besserten, wurde der Soll-Etat des Heeres allmälich auf 150,000 Mann erhöht. Allein wir werden sehen, wie weit die Wirklichkeit hinter dem papierenen Befehle zurückblieb. Die Hauptursache lag ohne Zweifel in der traurigen Beschaffenheit der Gesammtregierung: von aller Schuld aber wird man den Prinzen

schwerlich freisprechen können, da auch in spätern Jahren, wo sein Einfluß stärker und schrankenloser als jemals früher war, das Ergebniß sich nicht wesentlich verbesserte. Ich bemerkte schon, daß er bei höchstem Fleiße, strenger Gewissenhaftigkeit im Großen und etwas pedantischer Umständlichkeit im Einzelnen nicht die regelrechte, stets sich gleichbleibende, täglich wiederkehrende Genauigkeit des Geschäftsmannes besaß, und man kann sich denken, wie dieser Mangel durch das widerwärtige Treiben der Hofparteien, die factiöse Vereitelung der besten Anträge, die ewige Fruchtlosigkeit der ernstlichsten Maßregeln nicht verbessert werden mochte.

Von den amtlichen Verdrießlichkeiten erholte sich der Prinz täglich während einiger Abendstunden in vertrautem Kreise bei der geistreichen und charaktervollen Gräfin Batthyany; er machte dort sein kurzes Spiel Piquet, die einzige Unterhaltung, die er ungern entbehrte; sonst bewegte sich das Gespräch auch dort um geistig-ernste, politische oder wissenschaftliche Dinge. Von Ergötzung, Ruhe und Genuß ist überhaupt in diesem Lebensgange kaum etwas zu melden. Verheirathet ist Eugen niemals gewesen, und noch weniger hat er sein Herz einem andern weiblichen Einfluß geöffnet, so daß ein italienischer Schöngeist ihn deshalb einmal als den Mars ohne Venus gepriesen hat. Seine einzige Erfrischung war Wechsel der Thätigkeit. Von den Staatsgeschäften ruhte er aus in der eifrigen Pflege und Bewirthschaftung seiner Güter, in einer weiten Correspondenz mit den bedeutendsten Männern Europa's, in einer regen und mannichfaltigen Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, wo sein Interesse unerschöpflich, seine Kenntniß sehr umfassend, sein Geschmack ebenso gebildet wie vielseitig war. Noch heute ragt das von

ihm aufgeführte Belvedere unter den Prachtbauten Wiens hervor; in dem Parke desselben unterhielt er mit naturwissenschaftlichem Interesse eine bedeutende Menagerie; seine Verbindungen in ganz Europa benutzte er vor Allem, um schöne Ausgaben werthvoller Bücher, Handzeichnungen berühmter Künstler, Kupferstiche in den besten Abdrücken zusammenzubringen. Leibnitz überreichte ihm eines seiner philosophischen Hauptwerke, die Monadologie, und Eugen bewahrte das Manuscript in reich verziertem Behälter als eine seiner werthesten Kostbarkeiten. Den französischen Dichter Baptist Rousseau zog er längere Zeit in seine nähere Umgebung, und niemals, sagte Rousseau, habe ich in einem Manne so viel Größe mit so viel Einfachheit verbunden gesehen, kalt bei der ersten Begegnung, vertraulich bei längerem Umgange, ein weit größerer Bewunderer der Tugenden Anderer als seiner eigenen. Der Poet, welcher durch seine satirischen Gedichte sich manchen Verdruß zugezogen, dachte sich von seiner Kunst hinweg und der Geschichtschreibung zuzuwenden. Der Prinz rieth ihm ab; über vergangene Zeiten sei es fast unmöglich, die authentischen Documente zu erlangen; die Geschichte der Gegenwart aber zu schreiben, sei ebenso schwierig wie gefährlich — es gibt, sagte Eugen, immer Machthaber und ganze Völker, die nicht gewinnen, wenn man selbst schonend und leidenschaftlos von ihnen die Wahrheit sagt.

Er hatte damals doppelte Ursache zu diesem Satze. Kaiser Karl war eifrig beschäftigt, ein Stück Geschichte solcher Art zu liefern.

Wie vor zwanzig Jahren in Spanien, war jetzt in Oesterreich das habsburgische Haus seinem Erlöschen nahe. Wieder regte sich in Europa der Streit der Ansprüche und der Interessen

schon im Voraus um das gewaltige Erbe und wurde für drei Jahrzehnte der Brennpunkt aller großen Politik. Einst hatte Kaiser Joseph I. verordnet, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes seine Töchter folgen sollten, von denen die eine späterhin nach Baiern, die andere nach Sachsen verheirathet wurde. Aber schon im Jahre 1713 erklärte Karl VI., daß jeder Kaiser das Recht habe, jedes Gesetz seines Vorgängers zu ändern, und so that auch er mit jenem Erbgesetz, indem er durch die sogenannte pragmatische Sanction die Verfügung traf, daß bei fehlendem Mannsstamme seine eigenen Töchter, und erst nach diesen und deren Nachkommen die Töchter seines Bruders erben sollten. Dagegen stand außer den Ansprüchen dieser Prinzessinnen in Bezug auf das Kurland Böhmen noch zweierlei in Widerspruch, einmal das Reichsgesetz, wonach ein Kurland nicht in weiblicher Linie vererbte, sodann ein Vertrag Baierns mit Ferdinand I. 1546, welcher nach dem Abgange von Ferdinand's Mannsstamme den baierischen Herzögen Böhmen zusicherte. Es waren also, um die pragmatische Sanction zu sichern, eine Menge Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen: es bedurfte der Zustimmung der Landstände in den Kronlanden, der Genehmigung des deutschen Reichstags, und eines festen Rückhalts in Europa gegenüber der Feindseligkeit der andern Prätendenten. Die landständische Einwilligung wurde ohne Mühe beigebracht, und hierauf war Eugen der Meinung, man solle jetzt vor Allem auf ein starkes Heer und einen reichen Schatz bedacht sein, und dann in fester Ruhe erwarten, wer einen Widerspruch wagen würde. Aber Kaiser Karl wollte nach seiner Sinnesweise seine Garantien schwarz auf weiß, mit Brief und Siegel haben. Er übersah, daß er sich mit der Eröffnung solcher Unterhandlungen in ein

grenzenloses Labyrinth begab: je wichtiger die Sache war, desto sicherer kamen alle europäischen Interessen in Bewegung. Gleich der erste seiner Versuche gab die übelste Vorbedeutung für die Weise, womit in Wien damals die entscheidenden Fragen behandelt wurden.

Wir sahen, wie gegen die spanischen Eroberungsversuche das englisch-französische Bündniß zu Gunsten Karl's entscheidend und durchgreifend auftrat. Nach dieser Erfahrung und nach der ganzen Weltlage war nichts klarer: wollte Oesterreich nicht bloß, wie Eugen gerathen, sein Heil in die eigene Kraft setzen, wollte es für die pragmatische Sanction eine formelle Anerkennung Europa's, so mußte es vor Allem sein französisch-englisches Bündniß hegen und pflegen. Dazu stimmte sehr gut ein Zweites: wollte man Anerkennung der Sanction in Deutschland, so kam schon damals das Meiste auf Preußen an, welches, obwohl an Umfang fünfmal kleiner als Oesterreich, durch stramme Verwaltung und Ordnung ein ebenso starkes Heer und eine ebenso große Einnahme wie der Kaiser besaß, und welches damals auch mit Frankreich und England in bestem Einvernehmen stand. Offenbar wiesen alle Umstände den Kaiser auf ein gutes Verhältniß zu diesen Höfen.

Allein das gerade Gegentheil trat ein. Karl hatte den Engländern den Verlust der spanischen Krone trotz der letzten guten Dienste nicht vergessen, und diese Abneigung erhielt frische Stärke, als man in London aus Handelseifersucht der Lieblingsschöpfung des Kaisers, der Ostendischen Compagnie, alle möglichen Hindernisse in den Weg legte. Nun geschah, daß Karl's bitterster Gegner, König Philipp von Spanien, seinerseits in heftiges Zerwürfniß mit den großen Westmächten gerieth. Es war die

Heirath des jungen Ludwig XV. mit einer spanischen Infantin verabredet, und diese bereits nach Paris zu französischer Erziehung hinübergesandt worden. 1725 aber kam die französische Regierung auf andere Gedanken, und schickte ohne alle Umstände die arme Infantin plötzlich über die Pyrenäen zurück. Eine so schimpfliche Behandlung mußte in Madrid einen Sturm der Entrüstung bewirken. Der König rief seinen Gesandten ab, die Königin sagte dem französischen Botschafter in's Gesicht: alle diese Bourbonen sind ein Geschlecht von Teufeln — mit Ausnahme Ew. Majestät, setzte sie, sich besinnend, ihrem Gemahle hinzu. Unter diesen Umständen kam bei der leidenschaftlichen Fürstin der Gedanke zum Durchbruch, bei solchen Beschwerden gegen England und Frankreich, es einmal mit einer Annäherung an den heftigsten der bisherigen Widersacher, an Oesterreich, zu versuchen. Ein holländischer Baron Ripperda, der unter Alberoni in Madrid emporgekommen, ein rühriger, selbstgefälliger, etwas windiger Diplomat, der weder Schwierigkeiten noch Gewissensscrupeln kannte, kam in tiefem Incognito nach Wien, um die vertrauteste Allianz der beiden Kronen und insbesondere die Vermählung der beiden Söhne Elisabeth's mit zwei Töchtern des Kaisers vorzuschlagen. Eugen, von dem Kaiser befragt, erhob sich mit vollem Nachdruck dagegen, und sein Freund Stahremberg fragte geradezu, ob man Oesterreich zur spanischen Provinz machen wolle. Aber um so lebhafter wirkte die spanische Partei zu Ripperda's Gunsten; der Kaiser entschied nach ihrem Sinne, und im April und Mai 1725 wurden mehrere Verträge geschlossen, auf engste Freundschaft, gute Handelspolitik, die Verheißung jener beiden Heirathen; falls England und Frankreich dagegen wären, würde man Krieg gegen beide auf das Aeußerste führen; und

endlich wollten beide Mächte zusammenstehen gegen alle Ungläubigen, gegen Türken und Protestanten. Es schien damit die Politik des vereinten Oesterreich-Spanien aus den Zeiten Karl's V. noch einmal auf dem Schauplatze der europäischen Politik zu erscheinen. Czar Peter I. von Rußland, damals gegen England wegen dänischer Händel erbittert, war bereit, zum österreichisch-spanischen Bunde hinzuzutreten; es hatte das Ansehen, als sollte das Kriegsfeuer wieder durch ganz Europa von Gibraltar bis zur Newa aufprasseln.

Natürlich blieb gegen ein so überraschendes Auftreten eine starke Reaction nicht aus. Je mehr man die einzelnen Bestimmungen der Wiener Verträge mit Geheimniß umgab, desto mißtrauischer griff der einmal aufgeregte Argwohn in seinen Vermuthungen umher. England und Frankreich zogen ihr Bündniß fester; Dänemark und Holland, Sardinien und Baiern näherten sich ihnen, und im September 1725 entschloß sich auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, mit England einen Bundesvertrag zu Hannover einzugehen. Er war in diesem Augenblicke erzürnt auf den Kaiser wegen kirchlicher Zänkereien im Reiche, und vor Allem, auch er hatte eine Erbschaftssorge, an der er unbedingt zu fassen war. Falls der kinderlose Kurfürst von Pfalz-Neuburg stürbe, erhob der König gewisse Ansprüche auf das Herzogthum Berg, stieß damit aber auf lebhaften Widerspruch bei Pfalz-Sulzbach, Holland, Sachsen, endlich auch beim Kaiser. Als jetzt England und Frankreich dem König ihre Unterstützung in dieser Sache versprachen, konnte Friedrich Wilhelm nicht widerstehen, warf seine kaiserliche Gesinnung hinter sich und zeichnete die Allianz mit den Westmächten. Bei der ersten feindseligen Regung Oesterreichs

sollten zu gleicher Zeit Neapel, Mailand und Schlesien angegriffen werden.

Wenn eine solche Coalition den Kaiser auf das Gefährlichste bedrohte, so zeigte sich bald, wie wenig solide Stütze ihm das spanische Bündniß gewährte. Die verheißenen Zahlungen wurden sehr unvollständig geleistet, von ernsten Rüstungen war in Spanien keine Rede, und gerade über den wichtigsten Punkt, über die Verheirathung der jungen Erzherzoginnen, kam man in ärgerliche Differenzen. Genug, Kaiser Karl wurde in nachdrücklicher Weise inne, welch' ein Fehler seine spanische Allianz gewesen, wie richtig Eugen die Folgen derselben vorausgesagt, und ein völliger Umschlag trat in der Gesinnung des Kaisers ein. Althan war gestorben und Eugen rückte in dem bestimmenden Einfluß wieder höchst entschieden an die erste Stelle. Sofort nahm Oesterreichs Politik eine andere Gestalt an.

Ohne die bisherige Freundschaft mit Spanien übereilt zu lösen, ohne den bisher feindlichen Seemächten eine demüthigende Concession zu machen, gab Eugen doch dem Kaiserhofe sofort eine völlig veränderte Haltung. Zunächst wies er mit dem höchsten Nachdrucke auf Oesterreichs natürliche Verbündete, auf die deutschen Staaten und vor Allem auf deren mächtigsten, auf Preußen. Dessen König hatte 1709 den belgischen Feldzug unter ihm mitgemacht und ihm seitdem die höchste persönliche Neigung und Verehrung gezollt; Eugen schickte jetzt den General Seckendorff nach Berlin, einen Officier aus fränkischer Familie, der in holländischen, deutschen, preußischen und österreichischen Diensten sich bewegt, vielfache Studien gemacht und ein großes Talent, die verschiedensten Menschen zu beobachten und zu bearbeiten, ausgebildet hatte. Schon bei einer frühern Sendung hatte er

die volle Gunst des Königs gewonnen, indem er mit ihm exercirte, rauchte und zechte, ihn mit derben Soldatenspäßen ergötzte, Sparsamkeit, Kirchlichkeit und Treuherzigkeit zur Schau trug, vor Allem aber des Königs reizbare Laune mit dem größten Geschicke zu behandeln wußte. Kaum sah ihn Friedrich Wilhelm, so fragte er ihn: Sie meinen auch wohl, Herr General, ich sei gut hannoverisch? — und als Seckendorff bejahte: Auf Officiersparole, ich bin besser kaiserlich als hannoverisch. In der That lag diesem Hohenzollern die kaiserliche Gesinnung, welche sein Haus durch drei Jahrhunderte bethätigt hatte, tief im Blute; der Trieb der Selbstständigkeit, zu welcher er seinen Staat emporhob, konnte ihn momentan davon hinwegdrängen, wohl im Herzen war ihm aber nur, wenn er sich in kaiserlicher Freundschaft wußte und dann ein derbes Vivat Germania deutscher Nation rufen konnte. So ging die Verständigung rasch und leicht von Statten. Zwar zu einer Allianz kam es noch nicht, weil dafür Preußen ein für allemal die Anerkennung seines bergischen Erbrechts begehrte und Kaiser Karl nicht so entschieden mit Pfalz-Sulzbach brechen wollte. Immer aber war ein Großes erreicht; der König war von dem hannoverischen Bunde abgelöst und zur Neutralität zurückgekehrt. Die Spanier, welche unterdessen ihrerseits den Krieg gegen England vor Gibraltar eröffnet hatten, drängten den Kaiser um so heftiger, Ernst mit den Wiener Verträgen zu machen, ebenfalls zum Schwert zu greifen und zugleich die Ehe der jungen Maria Theresia mit dem Infanten Don Carlos zum Vollzug zu bringen. Aber wir wissen, wie völlig der Wind in der kaiserlichen Hofburg umgeschlagen war. Der Kaiser war von allen spanischen Sympathien geheilt; die Kaiserin hatte für ihre zehnjährige Tochter, ohne erst die hohe

Politik zu fragen, bereits nach ihrem Sinne einen Gemahl in dem jungen Herzog Franz von Lothringen ausgesucht, und Prinz Eugen war sehr bereit, die ablehnende Antwort an den Madrider Hof zu redigiren. Zu alledem kam hinzu, daß auch die Berliner Verhandlung wieder aufgenommen war; Seckendorff hatte endlich die runde Anerkennung des Bergischen Erbanspruches überbracht, und der König war darauf zu Allem bereit, zu engster Allianz, zur Garantie der pragmatischen Sanction, zur Verheißung, den künftigen Gemahl Maria Theresia's zum Kaiser zu wählen; nur müsse, setzte hier der König hinzu, dieser Gemahl ein Deutscher sein: keinen Spanier, sagte er, keinen Franzosen, einen Deutschen wollen wir. Hierauf wurde dann, nachdem Eugen den möglichst höflich abgefaßten Korb nach Madrid geschickt hatte, December 1728 in Berlin gezeichnet. Das erste große Ziel, die entscheidende deutsche Allianz, war erreicht, in einem Grade, wie es Niemand hätte vermuthen können. Bei allen deutschen Höfen warb von nun an der König für Oesterreich; Degen und Pistolen, sagte er, will ich meinen Kindern in die Wiege legen, daß sie für den Kaiser fechten lernen. Seckendorff, welcher mehreren preußischen Ministern ansehnliche Pensionen bezahlte, war viele Jahre hindurch der mächtigste Mann am preußischen Hofe und der eigentliche Lenker der preußischen Politik. Schon etwas früher hatte Oesterreich auch in Petersburg den Abschluß eines förmlichen Bundesvertrags erreicht; Eugen fand jetzt festen Boden unter seinen Füßen: wenn Kaiser, Brandenburg und Muscovia zusammenhalten, sagte er, wer will den drei Adlern etwas anhaben? Die heilige Allianz, die in unserer Zeit ein Menschenalter hindurch Europa gelenkt hat, schien damals keine geringere Rolle spielen zu sollen.

In Madrid hatte unterdessen die kaiserliche Absage natürlich bitterböses Blut gemacht. In der That, Königin Elisabeth hatte Unglück in den Heirathsplänen für ihre Kinder und empfand es auf das Heftigste. Wie einst die Rücksendung ihrer Tochter aus Paris sie in die Freundschaft Oesterreichs getrieben, so warf jetzt umgekehrt der Unglücksbrief aus Wien sie wieder den Westmächten in die Arme. Sie bot den Engländern alle ersinnlichen Handelsvortheile, wenn zur Sicherung ihres Erbanspruchs Parma und Toscana schon jetzt mit spanischen Garnisonen belegt würden. Gegen diesen Wunsch hatte man weder in London noch in Paris etwas einzuwenden; beide Höfe standen mit Wien noch immer auf schlechtem Fuße und gaben demnach dem spanischen Antrag 1729 ohne Schwierigkeit ihre Zustimmung. So hatten sich die Allianzverhältnisse völlig umgekehrt: 1725 standen Oesterreich, Rußland, Spanien gegen England, Frankreich, Preußen, 1729 aber Oesterreich, Rußland, Preußen gegen England, Frankreich, Spanien. Prinz Eugen wünschte, wie er im deutschen Reiche die Freundschaft Preußens gewonnen, weiter in Europa mit England wieder in besseres Vernehmen zu kommen. Er wußte aber, daß man einen starken Widersacher besser dadurch bekehrt, daß man ihm Respect einflößt, als daß man ihm unsichere Furcht zeigt. Er trat also zunächst sehr kategorisch auf, erklärte, daß er das Erscheinen eines einzigen spanischen Soldaten in Italien als Kriegsfall betrachten würde, und ordnete die bedeutendsten Rüstungen an. In England redete man nicht weniger heftig und tapfer; überall waren für's Erste die Diplomaten der beiden Höfe in lebhaftem Hader, und insbesondere lieferten sich an dem Berliner Hofe der englische und der österreichische Einfluß noch einmal einen Kampf von wahrhaft verhängnißvollen Folgen.

König Friedrich Wilhelm I. war, wie bekannt, kein Fürst von einnehmender Art. Er war durch und durch Despot, in seinem Hause, seinem Heere, seinem Staate, und dabei zwar gutmüthig, aber jähzornig und ungebildet. Jedoch hatte er zwei Eigenschaften, die seinen Despotismus selbst zum Vortheil seines Landes machten, einen unbedingten Trieb zur Selbstständigkeit und einen unerschütterlichen rechtschaffenen Willen. Unaufhörlich vermehrte er mit einem ganz hervorragenden Organisationstalente sein Heer, übte es mit eisernem, genauem, kleinlichem Fleiße; ein Fürst, sagte er, der keine Soldaten hat, findet keine Achtung in der Welt. Mit diesem Sinne für militärische Ordnung, Unterwerfung und Zucht griff er dann die gesammte Landesverwaltung an, nahm alle Gemeinden unter die strenge Aufsicht seiner Beamten und stellte diese unter den Griff einer großen Centralbehörde, des Generaldirectoriums. Mit dem Eifer eines Hausvaters war er selbst mit dessen Acten beschäftigt und theilte seine übrige Zeit zwischen Besichtigung seiner Domänen und seiner Recruten. Während damals die meisten Staaten sich überhaupt nicht um den Wohlstand der Unterthanen bekümmerten und die meisten Höfe das Mark des Landes in liederlichem Prunke verschlemmten, reglementirte der König den Bau jedes Privathauses, jagte die Bürger von der Kegelbahn an die Arbeit, ließ keinen Athemzug im Lande ohne Aufsicht und Benutzung, aber hatte selbst auch keine andere Freude als diesen Beruf, arbeitete, sparte, knauserte und gönnte sich keinen Genuß als ein Glas Bier und eine Pfeife Taback. Er war weder weitblickend noch vielseitig; er verachtete die Kunst als weibisches Wesen und mißtraute der Wissenschaft als einer Schule der Gottlosigkeit; er drückte den Verkehr durch Handels- und Luxusverbote, um, wie man sich ausdrückte,

das Geld im Lande zu behalten. Aber in allen seinen Provinzen blühte der Ackerbau, wie sonst in Europa nur noch in Belgien und England; der Staatsschatz war zum Ueberfließen gefüllt, das Heer galt aller Orten für musterhaft, wenngleich Prinz Eugen nicht recht traute, ob diese Paradesoldaten sich auch im Kriege bewähren würden.

Hielten sich so im Staatsleben seine guten und übeln Eigenschaften die Waage, so machte er trotz aller Rechtschaffenheit aus seinem Hause durch brutale Heftigkeit und grenzenlose Rohheit den Seinigen eine Hölle. Der damals siebenzehnjährige Kronprinz Friedrich machte ihm nichts recht; er hatte Freude an Literatur und Flötenspiel und zeigte keinen Eifer für orthodoxe Kirchlichkeit, und das war genug für den Vater, ihn für einen effeminirten Kerl zu erklären und ihn bei jedem Anlaß mit Scheltworten und Püffen zu mißhandeln. Seine Kinder hatten keinen lebhafteren Wunsch, als das väterliche Haus zu verlassen, und waren ihrer Mutter, einer englischen Prinzeß, mit Entzücken dankbar, als sie den Gedanken auf die Bahn brachte, Sohn und Tochter mit Kindern ihres Bruders, des Königs Georg von England, zu verheirathen. Friedrich Wilhelm war nicht unbedingt dagegen, und eine officielle Unterhandlung spann sich an. In Wien entstand damit die lebhafte Besorgniß, ob durch diese Heirathen Preußen nicht dem Kaiser entfremdet werden würde, und Eugen entschloß sich, so lange England dem Kaiser feindselig bleibe, den Heirathen entgegenzuarbeiten. Besonnen und billig wie er war, wünschte er nicht in heftiger Weise Partei zu nehmen, befahl vielmehr dem General Seckendorff, vor Allem bei der Königin und dem Kronprinzen selbst sich Einfluß zu verschaffen und bei diesen in freundlichem Sinne zu wirken. Secken-

dorff aber, der hier nicht viel ausrichtete und um jeden Preis die Engländer zurückschlagen wollte, bot dann alle Mittel auf, um bei dem Könige die Wünsche des Kronprinzen zu hintertreiben; mit Bestechung, Umtrieben und Intriguen aller Art gelang es ihm, und der englische Gesandte reiste endlich nach einer heftigen Scene aus Berlin hinweg. Der junge Friedrich, verzweifelt und außer sich, versuchte dann 1730 dem Vater zu entfliehen, wurde verrathen, verhaftet, als Deserteur vor Gericht gestellt. Der Kaiser, sowie Prinz Eugen verwandten sich ernstlich für sein Leben, waren dann aber bemüht, ihm eine Braut nach dem Sinne der österreichischen Politik auszusuchen, und erst als Friedrich sich zu dieser Verbindung entschlossen, erhielt er die vollständige Verzeihung seines Vaters. Es war eine ziemlich unscheinbare Prinzeß von Braunschweig-Bevern, deren Familie damals dem kaiserlichen Hofe unbedingt ergeben war. Friedrich hatte sich lange Zeit auf das Heftigste gesträubt und warf einmal, um der verhaßten Partie zu entrinnen, den Gedanken hin, ob man ihn nicht mit Maria Theresia vermählen wolle. Ein Vorschlag, der, wie keiner Erörterung bedarf, die ganze Zukunft Deutschlands und Europa's umgestaltet haben würde. Eugen aber war unerbittlich. Er war wie Seckendorff der Meinung, daß Friedrich's Antrag nur ein Fallstrick für die österreichische Partei in Berlin sein sollte. „So sehr nun auch, so schrieb er dem Gesandten, hieraus des Prinzen Falschheit abzunehmen ist, so sehr erhellt doch aus diesem Projecte, was für weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe. Wiewohl selbe noch flüchtig und nicht ganz überdacht sind, muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen. Um so gefährlicher dürfte er aber auch mit der Zeit seinen Nachbarn werden, wenn er von

seinen gegenwärtigen Grundsätzen nicht abgebracht wird. Dies ist jedoch ohne die Heirath mit der Prinzeß von Bevern nicht zu hoffen, sondern vielmehr zu fürchten, daß je härter der König mit ihm umgeht, er desto mehr auf seinen Gedanken beharren und Alles, was jetzt der Vater thut, seiner Zeit umändern wird." In der That blieb in dem Herzen Friedrich's aus diesen Vorgängen ein tiefer scharfer Stachel zurück. In den Verhältnissen Preußens lag an sich selbst der Trieb zur Emancipation von der kaiserlichen Vormundschaft: bei dem Vater wurde er stets noch durch die überlieferte reichsfürstliche Anhänglichkeit an den Kaiser zurückgehalten; diese aber war jetzt bei dem Sohne gründlich und für alle Zeit seines Lebens ausgetilgt.

Man wird hiernach es nicht in Abrede stellen können: es war ein Fehler, daß Eugen sich in die Familienhändel des Berliner Hofes so weit einließ. Und dieser Fehler war um so weniger motivirt, als die Feindseligkeit gegen England, welche das Ganze veranlaßt hatte, dem Prinzen, wie wir sahen, keineswegs als eine tiefe, kaum als eine ernstliche erschien. Er dachte an nichts weniger, als die Dinge mit London zum Bruche zu treiben. Im Gegentheil, es zeigte sich bald, daß er seinen Widerspruch gegen die spanischen Garnisonen in Parma und Florenz nur als Mittel zu einem weiteren Zwecke, zur Durchführung der pragmatischen Sanction gebraucht hatte. Es dauerte nicht lange, so deutete er an, daß er die Ankunft der Spanier genehmigen würde, wenn Spanien und die Seemächte die Erbfolge Maria Theresia's gewährleisten wollten. In der That kam es 1731 auf diese Bedingungen zu einem Vertrage in Wien, und König Georg vereinte dann als Kurfürst von Hannover seine Bemühungen mit jenen Brandenburgs, um

auch auf dem deutschen Reichstage die Garantie der pragmatischen Sanction durchzusetzen. So hatte Prinz Eugen binnen vier Jahren ohne Schwertstreich die Stellung Oesterreichs auf das Glänzendste befestigt. Als er die Lenkung ergriff, hatte man halb Europa gegen sich, und keinen Genossen als das entlegene Rußland und das unzuverlässige Spanien. Jetzt war nach aller menschlichen Voraussicht die Zukunft Oesterreichs gesichert. In Deutschland waren Baiern und Sachsen mit ihren Widerspruch gegen Maria Theresia's Erbfolge völlig vereinzelt, und wenn es in Europa der pragmatischen Sanction immer noch an der ausdrücklichen Anerkennung Frankreichs fehlte, so stand dafür Oesterreich jetzt in formeller Allianz mit Preußen, Rußland und den Seemächten; niemals, so schien es, hatte man weniger zu fürchten gehabt.

Prinz Eugen war damals im siebenzigsten Lebensjahre, auf der Höhe seines Ruhmes und an der Grenze seiner Kraft. Sein Körper hatte seinem Willen und seinen Arbeiten bis dahin ausgereicht, war aber nicht so robust, um ihn in ungeminderter Jugendfrische sich bewegen zu lassen. Jetzt am Schlusse seiner Tage sollte er noch eine Verwicklung erleben, wo gegen seinen Rath die Gefahr heraufbeschworen und er dann genöthigt wurde, wieder, von den nöthigsten Mitteln entblößt, als der einzige Retter mit dem Schatten seines Namens die Grenzen des Vaterlandes zu decken.

Der Wunsch der Kaiserin, ihre älteste Tochter mit Franz Stephan von Lothringen zu vermählen, war im Laufe der Jahre von der ganzen kaiserlichen Familie adoptirt worden. Franz war der Sohn des berühmten Türkensiegers, stand wie sein Vater in österreichischen Diensten, war mit der jungen Erzherzogin zu=

sammen erzogen worden und hatte sich ihre zärtlichste Liebe erworben. Seit Jahrhunderten war das Haus Lothringen mit Habsburg ebenso befreundet, wie mit den Bourbonen in tödtlichem Hader; der junge Herzog war brav und stattlich, sonst aber nicht eben eine glänzende Partie, da der größere Theil seines Landes schon damals in französischen Händen war: dem Kaiser war dabei gerade der Gedanke erfreulich, daß in Folge der Heirath dieser lothringische Rest in der Zukunft ein geharnischtes Vorwerk Oesterreichs im Herzen der feindlichen Grenzstellung werden könnte. Dies war denn allerdings so einleuchtend, daß auch in Paris nur eine Stimme darüber gehört wurde, sobald die Heirath vollzogen werde, dürfe man selbst den größten Krieg nicht scheuen, um Lothringen vollständig zur französischen Provinz zu machen. Der alte Marschall Villars, Eugen's naher Freund und tüchtigster Gegner, sprach dies bei jeder Gesellschaft am Hofe unverholen aus; der leitende Minister, der feine, friedfertige, ruhig würdige Cardinal Fleury sagte es nicht, dachte es aber mit derselben Schärfe und Präcision, allerdings mit der drückenden Besorgniß, bei Oesterreichs neuesten Allianzen sich dadurch einen höchst gefährlichen Kampf mit halb Europa aufzuladen. Nichts auf der Welt ersehnte er lebhafter, als daß der Kaiser seinerseits ihm einen Grund oder Vorwand zum Angriffe liefern möchte, welcher außerhalb der Bestimmungen der englischen oder preußischen Bündnisse läge, und ihm damit die Möglichkeit zur Isolirung Oesterreichs gewährte.

Diese Dinge waren in Wien keineswegs unbekannt. Man war von feindseligem Mißtrauen gegen Frankreich erfüllt: und gerade aus dieser Stimmung heraus that man den Schritt, wie ihn Cardinal Fleury sich wünschte, man

that ihn in einer Weise, wie sie Fleury nie zu hoffen gewagt hatte.

Im Jahre 1733 wurde die polnische Wahlkrone durch den Tod König August's II., Kurfürsten von Sachsen, erledigt, und innere Parteiung und fremde Umtriebe drängten sich um die Besetzung des glänzenden und morschen Thrones. Zwei streitende Candidaten standen im Vordergrunde, auf der einen Seite der Sohn des Verstorbenen, der neue Kurfürst von Sachsen, auf der andern Stanislaus Leszinsky, der schon einmal die Krone getragen, 1709 aber durch die Russen und Sachsen verjagt und späterhin der Schwiegervater des Königs von Frankreich geworden war (eben seine Tochter war die wenig beneidenswerthe Braut, um derentwillen man 1725 die spanische Infantin ihrer Mutter zurückgesandt hatte). Schon vor drei Jahren hatten die benachbarten Mächte die Frage in Erwägung gezogen, und zuerst hatten Rußland und Preußen sich 1730 geeinigt, da jenes den Stanislaus, dieses den sächsischen Prinzen nicht mochte, es solle irgend ein polnischer Edelmann aus dem Piastenstamme König werden. Auch in Wien verabscheute man den Stanislaus als französischen Schützling und den Sachsen als österreichischen Prätendenten, wußte aber keinen dem Kaiser bequemen polnischen Magnaten aufzufinden und proponirte demnach in Berlin und Petersburg als Throncandidaten einen sehr harmlosen fremden Prinzen, den Infanten Emanuel von Portugal. Rußland war einverstanden; der König von Preußen sah dazu anfangs keinen Grund, gab aber endlich auch seine Zustimmung, als die Gesandten der beiden Kaiserhöfe ihm dafür erneuerte Garantie des Bergischen Erbes und außerdem das Herzogthum Kurland boten. Es zeigte sich jedoch, daß Seckendorff hierzu keine Vollmacht

von seinem Hofe gehabt; in Wien war man sehr ärgerlich, daß das bereits so starke Preußen eine neue Vergrößerung erhalten sollte; immer aber rieth Eugen, den wichtigen Bundesgenossen nicht durch die Verweigerung der Ratification zu kränken. Allein er wurde überstimmt, der Vertrag nicht bestätigt und die Frage einstweilen vertagt, bis sie durch den endlich erfolgenden Tod August's II. zu einer brennenden wurde.

Kaum war die Nachricht davon durch Europa gegangen, so gab Rußland den Polen die Erklärung, es werde den Stanislaus nicht dulden, sondern die Erwählung desselben als Kriegsfall ansehen, Frankreich dagegen verkündete nicht minder feierlich, es werde gegen Jeden, welcher die polnische Wahlfreiheit verletze und gegen Stanislaus auftrete, die Waffen ergreifen. Nichts schien unter diesen Umständen für Oesterreich näher zu liegen, als von dem Handel so weit wie möglich entfernt zu bleiben; die Russen waren dreimal stark genug, für sich allein die Partei des Leszinsky niederzuschlagen, und Frankreich besaß durchaus keine Mittel, ihnen etwas anzuhaben. Nun aber erschien eine sächsische Gesandtschaft in Wien und bot dem Kaiser, wenn auch er die Wahl des Kurfürsten in Polen unterstützen wolle, die Anerkennung der pragmatischen Sanction und den Verzicht Sachsens auf alle österreichischen Erbansprüche. Das war ein Ton, schlechthin unwiderstehlich im kaiserlichen Ohre. Der Minister von Sinzendorf erging sich in der Schilderung von Fleury's Friedensliebe und war unerschöpflich in Beweisen, daß Frankreich seine Kriegsdrohung nicht ernstlich meine, Anstands halber die Wahl des Stanislaus befürworte, an Losschlagen aber gar nicht denke. Ganz anders war die Ansicht Eugen's. Auf das Ernstlichste rieth er, die Sache nicht auf's Aeußerste

zu treiben, den Franzosen nicht durch polnische Einmischung zu liefern, was sie am meisten wünschen, einen Handel, bei dem Oesterreich auf keinen Bundesgenossen rechnen könne. Aber der Kaiser war nicht zu halten; man schloß mit Sachsen ab, erließ eine kategorische Drohung nach Warschau und stellte zur Unterstützung derselben einen Heerhaufen an der schlesischen Grenze auf. Nach Berlin ging die Einladung zum Anschluß. Der König war ärgerlich genug, daß man ihm wieder einen neuen Candidaten, und gerade den ihm widerwärtigsten zumuthe: aber, sagte er, ich bleibe bei dem Kaiser, wenn er mich nicht mit den Füßen wegstößt; und sprach seine Bereitwilligkeit aus, wenn auch Sachsen ihm den Bergischen Erbanspruch und Kurland bewillige. Der Kurfürst aber, der selbst zu den Bergischen Prätendenten gehörte, verweigerte Beides. Der König wandte sich darauf unmittelbar nach Wien und bot seine ganze Armee für den Rheinkrieg, wenn der Kaiser ihm die sofortige Besetzung Bergs gestatte. Allein Karl war jetzt völlig von Sachsen eingenommen, wollte dieses in der Bergischen Sache nicht verletzen und antwortete dem König äußerst kühl, es sei ganz ausreichend, wenn Preußen sein Reichscontingent, 10,000 Mann, aufstelle. Die Folge war eine tiefe Verstimmung in Berlin, sehr langsames Erscheinen der Zehntausend, im Uebrigen Zurücktritt Preußens zur Neutralität.

Cardinal Fleury beobachtete mit höchster Befriedigung diese Kette von Fehlgriffen. Auf diese eine Karte — er meinte die polnische Erbfolge — werde ich einige Königreiche gewinnen, pflegte er zu sagen. Während die Seemächte dem Kaiser eröffneten, daß in ihren Verträgen von Polen nichts vorkomme und sie ihn seinem Schicksal überlassen müßten, wenn er um

Polens Willen in Krieg gerathe, sammelte Fleury Spanien und Sardinien durch die Aussicht auf italienische Beute um seine Fahne und eröffnete im Sommer 1733 den Krieg durch einen lebhaften Angriff diesseits und jenseits der Alpen. Wohl überwältigten in Polen die Russen den König Stanislaus mit reißender Schnelligkeit, aber nicht minder unaufhaltsam überschwemmten die Franzosen ganz Lothringen und Bar, und zwang Marschall Berwick, von Straßburg aus den Rhein überschreitend, Kehl zur Ergebung; in Italien aber nahm Marschall Villars Mailand und besetzte in einem Zuge außer Mantua die ganze Lombardei, während ein spanisches Heer von Parma und Toscana aus den Kirchenstaat durchzog und bis zum Mai 1734 ganz Neapel außer Capua und Gaeta eroberte. An keiner Stelle waren die Kaiserlichen zum Widerstande gerüstet; es fehlte an Truppen und an Generalen, an Vorräthen und an Geld; die Bedrängniß war ungeheuer, und in einem Briefe nach dem andern schrieb jetzt der Kaiser dem Prinzen Eugen, daß er sich vor Allem, ja einzig und allein auf seine Liebe, Eifer und zweckmäßige Anstalten verlasse.

Eugen war leidend den ganzen Winter hindurch, aber ununterbrochen thätig für die Rüstungen; er hielt die Gefahr für größer, als irgend eine frühere, aber kein Wort des Unmuths über die verblendeten Rathgeber, die sie veranlaßt, kam über seine Lippen; er wußte, daß die Mittel zum Kampfe höchst ungenügend sein würden, aber ohne einen Moment des Zauderns erbot er sich freiwillig zur Uebernahme des Oberbefehls am Rhein. Bei der Verstimmung des Königs von Preußen, der halb feindlichen Haltung Baierns, der kläglichen Verfassung des sonstigen Reiches, fand er dort ein Heer von 20,000 Mann;

er war damit nicht im Stande, das von Berwick belagerte Philippsburg zu entsetzen, hielt aber in einer trefflich gewählten Stellung bei Heilbronn den vierfach übermächtigen Feind im Schach, zog die allmälich eintreffenden Verstärkungen an sich und hinderte jede weitere Unternehmung der Franzosen. Friedrich der Große, welcher damals einige Monate in Eugen's Hauptquartier zubrachte, erklärte später, daß die Ruhe dieses Feldzuges den Prinzen, als dessen Schüler er sich zu bekennen stolz sei, nicht weniger ehre als die Schlachten irgend eines frühern. Im folgenden Jahre stellten sich die Dinge etwas besser; das Heer wuchs mit Inbegriff eines stattlichen russischen Hülfscorps bis auf 130,000 Mann, Eugen konnte die Feinde über den Rhein zurückdrängen und auch auf dem linken Ufer einige Vortheile an der Mosel erringen. Aber an die Wiedereroberung Lothringens oder Neapels war dennoch nicht zu denken. Im Frühling versuchten die Seemächte in Wien eine Friedensunterhandlung zu vermitteln; der Kaiser lehnte anfangs ab und forderte dann Eugen zum Gutachten auf. Es ist die letzte größere Staatsschrift, die wir von dem Prinzen kennen; sie überschaut mit weitem und sicherem Blicke die Lage Deutschlands und Europa's, zählt die politischen Gefahren und die finanzielle Hülflosigkeit Oesterreichs mit unerbittlicher Klarheit auf, und ist vor Allem merkwürdig durch die nachdrückliche Bezeichnung des einzigen Heilmittels, zu welchem der Kaiser greifen müßte, wenn er sich nicht mit dem Hause Bourbon nachgiebig versöhnen wolle. Eugen findet es in der von München aus begehrten Verheirathung Maria Theresia's mit dem baierischen Kurprinzen und der so zu erzielenden Vereinigung Baierns mit Oesterreich. Ich brauche hier nicht zu erörtern, was vom baierischen Stand-

punkte über den Vorschlag zu sagen wäre; auf dem österreichischen war der Werth desselben ganz unzweifelhaft. In der That wäre damit eine Ausdehnung der österreichischen Macht auf deutschem Gebiete erreicht worden, welche sowohl den Charakter Oesterreichs als der deutschen Reichsverfassung vollständig umgewandelt hätte: Oesterreich wäre durch eine solche Verstärkung seines deutschen Elementes gründlich germanisirt, Deutschland durch eine solche Verstärkung Oesterreichs gründlich centralisirt worden.

Kaiser Karl gab auf Eugen's Erörterung keine Antwort. Wohl machte sie einen tiefen Eindruck auf ihn: denn es mußte sehr schlimm stehen, wenn Eugen die Wünsche der kaiserlichen Familie für Franz von Lothringen so völlig aus den Augen setzte. Der Kaiser zauderte nicht länger; in der Alternative, die ihm Eugen gestellt, der baierischen Heirath oder Nachgiebigkeit gegen die Bourbonen, entschloß er sich rasch und machte seinen Frieden mit Frankreich. Darin überließ er Lothringen dem aus Polen vertriebenen Stanislaus und mithin den Franzosen, und trat Novara an Sardinien, und Neapel und Sicilien dem Infanten Don Carlos ab; hierfür räumte dieser Parma dem Kaiser und Toscana dem kaiserlichen Schwiegersohn Franz Stephan von Lothringen ein. So kamen die Bourbonen nach Neapel gegen Oesterreichs Willen, durch ein französisch-sardinisches Bündniß, unter offener Abneigung der (damals gut österreichisch gesinnten) Einwohner. Indem sie dafür Florenz und Parma herausgaben, war in Italien die Einbuße für Oesterreich eigentlich nicht groß; seine Herrschaft war dort weniger ausgedehnt als früher, aber in sich zusammenhängender, sicherer und besser abgerundet. Völlig unersetzt blieb nur auf der

deutschen Seite die Stärkung Frankreichs durch die Annexion der lothringischen Lande. So zeigt sich ein ähnliches Verhältniß wie bei dem Utrechter Frieden. Damals erhielt man Straßburg nicht zurück, weil man zu eifrig nach Spanien und Sicilien trachtete, jetzt verzichtete man auf Lothringen, um für das verlorene Sicilien wenigstens Toscana zu erhalten. So viele Opfer waren nöthig, damit Franz Stephan die Hand der Maria Theresia empfange. Wenn man im Vergleiche mit diesen Ergebnissen sich die Folgen ausmalt, welche die von Eugen unterstützte Vermählung Maria's mit dem baierischen Kurprinzen herbeigeführt hätte, so ist es unverkennbar, daß hiermit der Schwerpunkt aller österreichischen Politik ebenso entschieden nach Deutschland gerückt worden wäre, wie sich Karl's Vorliebe nach Italien wandte. Man wird es aussprechen können: trotz des Contrastes der physischen Abstammung hatte Prinz Eugen geringeren Sinn für italienische, und lebhafteres Gefühl für deutsche Beziehungen, als der Kaiser des deutschen — oder sagen wir richtiger, des heiligen römischen Reiches.

Der Frieden wurde zu Wien am 3. October 1735 geschlossen; unmittelbar nachher kehrte Eugen nach Hause zurück. Im Felde war er wohlauf und gesund gewesen wie seit Jahren nicht; in Wien befiel ihn nach einigen Wochen sein altes Brustleiden auf's Neue. Ein schmerzhafter Husten, der ihm das Sprechen fast unmöglich machte, hielt ihn fest in das Zimmer gebannt und ließ den Winter hindurch die ernsteste Besorgniß nicht zur Ruhe kommen. Mit dem Eintritt des Frühlings besserte sich der Zustand, Eugen konnte wieder Besuch empfangen, ausfahren, seinen gewohnten Abendverkehr bei der Gräfin Batthyny erneuern. Am 20. April 1736 hatte er Gäste bei sich

zu Tische, ging heiter jedem Ankommenden entgegen und geleitete die Abschied Nehmenden bis zur Thür. Abends spielte er bei der Gräfin bis neun Uhr Piquet. Man bemerkte, daß ihm das Athemholen schwer wurde, doch lehnte er, nach Hause zurückgekehrt, ein vorbereitetes Medicament ab, es habe Zeit damit bis morgen. Um Mitternacht sah ihn der Diener in ruhigem Schlafe und zog sich leise zurück. Am folgenden Morgen blieb es still in dem Zimmer; nach langem Warten drangen die Leute ein und fanden den Prinzen in ruhiger Körperlage, mit heiterem Ausdruck der Züge, leblos im Bette. Eine Lungenlähmung war eingetreten; in sanftem und schmerzlosem Tode war er hinübergegangen.

So endete dieser mächtige, große und gute Mensch.

---

zur Stütze, ging heiter seinem Unternehmen entgegen und geleitete die nächsten Bekannten bis zur Thüre. Abends spielte er bei der Gräfin bis neun Uhr Piquet. Man bemerkte, daß ihm das Athemholen schwer wurde; doch lehnte er, nach Haus zurückgekehrt, ein vorbereitetes Medicament ab, es habe Zeit damit bis morgen. Um Mitternacht sah ihn der Diener in ruhigem Schlafe und zog sich leise zurück. Am folgenden Morgen blieb es still in dem Zimmer; nach langem Warten drangen die Diener ein und fanden den Prinzen in ruhiger Körperlage, mit heiterem Ausdruck der Züge, leblos im Bette. Eine Lungenlähmung war eingetreten; im sanften und schmerzlosen Tode war er hinübergegangen.

So endete dieser mächtige, große und gute Mensch.

Katharina II. von Rußland.

München, 26. März 1859.

Die berühmte Fürstin, mit deren Leben und Herrschen wir uns heute beschäftigen wollen, ist in vielfacher Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. Eine Ausländerin, welche als Vorkämpferin der russischen Nationalität ihren kaiserlichen Gemahl vom Throne wirft; eine Tochter lutherischen Geschlechts, welcher die russische Kirche, als dem Hort und Schirm der Rechtgläubigkeit, die Krone entgegenträgt; eine feine und geschmackvolle Frau von strahlender Liebenswürdigkeit bis in ihr höchstes Alter, der zugleich kein Pferd zu unbändig, keine Strapaze zu beschwerlich, kein geistiges Problem abschreckend, keine Art des Ehrgeizes unbekannt ist; eine Prinzessin aus einem der kleinsten deutschen Häuser, welche dann ihre Hand nach China und Persien, nach Constantinopel und Minorca, nach Polen und Schweden ausstreckt; eine deutsche Fürstentochter, unter deren Leitung Rußland zum erstenmal einen breiten und tiefen Einfluß auf die innern Verhältnisse Deutschlands gewonnen hat.

Noch in unserer Zeit erhebt sich in Deutschland keine brennende Frage, wo wir nicht den Spuren von Katharina's Politik begegnen. Sie hat Dänemark jene berufene Garantie für die Beherrschung Schleswig-Holsteins gegeben, welche als drohender Schild all unserm Streben 1848 entgegengehalten wurde. Sie hat Oesterreich die erste Aussicht auf den Besitz Venedigs er-

öffnet, seit dessen Eroberung die Todfeindschaft zwischen Oesterreich und Italien permanent geworden ist. Niemand aber kann speciellern Grund haben, ein geschichtliches Interesse an den Thaten dieser Selbstherrscherin zu nehmen als gerade das baierische Volk. Denn beinahe zwanzig Jahre hindurch hat sie mit allen Mitteln den Plan verfolgt, Baiern zu einer österreichischen Provinz zu machen. So füllt ihr Einfluß eine wichtige Seite unserer Landesgeschichte, und hat in hohem Grade bedrohlich, zugleich aber auch befruchtend gewirkt.

Auch dem Feinde hat man zuweilen Anlaß zu danken. Wir Alle wissen, welch ein Unterschied zwischen der Regierung Karl Theodor's und Max Joseph's war, welch ein neuer frischer Geist das Eintreten des heutigen Herrscherstamms bezeichnet; nun, es ist kein Zweifel, daß dieser Geist vor Allem in der Schule der Gefahr und der Arbeit, in dem Widerstand gegen die russisch-österreichische Umgarnung erweckt worden ist.

Unter den Quellen für die persönliche Entwicklung der Kaiserin Katharina stehen jetzt ihre eigenen kürzlich erschienenen Memoiren in erster Reihe. Ueber die Echtheit derselben sind vielfache Erörterungen geflogen worden: ein völlig abschließendes Urtheil — die Unmöglichkeit der Unechtheit — wird sich erst aussprechen lassen, wenn der Herausgeber sich näher über den Erwerb seiner Handschrift ausweisen darf. Aber schon jetzt ist zu sagen, daß irgend ein Grund zum Zweifel nicht vorhanden ist. Ohne daß die Darstellung sich von einem andern Buche abhängig zeigte, werden ihre Angaben doch von keiner sonstigen Quelle widerlegt; einige chronologische Irrthümer sind leicht erklärlich bei einer Aufzeichnung aus dem Gedächtniß zwanzig Jahre nach dem Ereigniß; ja sie erscheinen gerade bei so be-

kannten und offenkundigen Thatsachen, daß ein Fälscher sie ganz sicher und ohne Mühe vermieden hätte. Dabei stimmt die Farbe der Sprache, die Weise des Ausdrucks und vor Allem die Kraft des Gedankens genau zu den sonst bekannten Schriftstücken der Kaiserin. Wir sind also für jetzt durchaus in dem Fall, diese Memoiren als authentisch anzusehen und zu benutzen.

Katharina war am 21. April 1729 geboren in der kleinen Stadt Zerbst. Ihr Vater, der Fürst von Anhalt=Zerbst, war preußischer General, und diese Stellung gab 1743 den Anlaß, daß seine damals vierzehnjährige Tochter durch König Friedrich den Großen der russischen Kaiserin Elisabeth empfohlen wurde, welche für ihren Neffen und Thronfolger, den Großfürsten Peter, bisherigen Herzog von Holstein, eine passende Gemahlin suchte. Von dem jungen Mädchen war noch wenig Erhebliches zu sagen; sie war nicht schön, aber anmuthig, lebhaft und regsam; man meinte, daß sie Anlagen habe, nicht eben gut unterrichtet sei, aber wohlgezogen, schmiegsam — und intrigant; unter der Obhut ihrer Mutter, meinte Jemand, welche unaufhörlich in Umtrieben und Machinationen lebte, könne die junge Dame so hinterhaltig werden, wie je eine Prinzessin gewesen. Eben mit dieser Mutter kam sie denn im Februar 1744 nach Rußland. Das deutsche Fürstenkind fand sich plötzlich in eine neue fremde Welt versetzt, und wahrhaftig, der Größenunterschied zwischen Zerbst und Moskau war nicht der stärkste Contrast, durch den es hindurch zu gehen hatte.

Es waren dreißig Jahre verflossen, seitdem Peter der Große, Elisabeth's Vater, den ersten Schritt gethan hatte, um über den asiatischen Prunk und die asiatische Rohheit der Moskowiten die politische Zucht, die geistige Bildung und die socialen Sitten Europa's zu legen. An dem Hofe herrschte eine völlige Aus=

gelassenheit der Sitte inmitten eines kolossalen Luxus, durch welchen doch unaufhörlich die Dürftigkeit und Rohheit einer erst beginnenden Bildung hindurchbrach. Die Kaiserin hatte eine Garderobe von 15,000 seidenen Kleidern, 5000 Paar Schuhen, und so durch alle Artikel hindurch. Ihre Mahlzeiten aber waren Gelage, bei welchen der schwere Burgunder und heiße Tokaier strömten, und in späteren Jahren selbst der Branntwein an die Stelle des Weins trat. In den Palästen wechselten Prachträume, die mit allem Glanz von Versailles wetteifern mochten, mit ärmlich und unreinlich möblirten Stuben; keine Thür und kein Fenster schloß; auf den nachlässig gemauerten Wänden verfaulten die golddurchwirkten Sammettapeten. Von geistiger Bildung, von Streben nach Kenntniß und Gemeinwohl, von feinerer Form des Betragens und idealer Wärme des Herzens war hier keine Spur zu treffen. Das Dasein ging völlig auf in einem ungebundenen streiterfüllten Drängen nach Macht und Genuß; der Starke und Listige kam voran, der Schwache, Unkluge, Vertrauende wurde unbarmherzig zertreten.

In diese Kreise also trat die vierzehnjährige Prinzessin ein. Nicht einen Monat war sie darin, so wußte sie, daß sie in dem wilden und rauhen Getümmel völlig allein stand, ohne Berather, ohne Freund, ohne Schutz. Die Mutter verdarb es durch ihre plumpe Geschäftigkeit sofort mit der Kaiserin, und, was schlimmer war, zeigte der Tochter einen giftigen Neid über deren besseres Gelingen. Der Bräutigam, Großfürst Peter, erzählte ihr, er freue sich, daß sie seine Cousine sei, da könne er Vertrauen zu ihr haben, und ihr sein Herz ausschütten über diese widerlichen Russen, die er nicht leiden könne, mit Ausnahme jenes einen Hoffräuleins, in das er zum Sterben verliebt sei.

Die junge Katharina fand, daß ein solches Gerede einen völlig haltlosen Charakter und engen Geist verrathe, und nahm sich vor, sich selbst um so mehr in vorsichtiges Schweigen, Fügen und Warten zu hüllen. Nach seinem Wesen und Benehmen, sagte sie, war er mir völlig gleichgültig, aber gar nicht gleichgültig war mir, daß ich einst Kaiserin von Rußland würde. Es war vielleicht der erste ernste Gedanke in diesem Mädchenkopf; es war dabei, ganz von selbst und unbewußt, ihre ernstliche Meinung, daß sie in Wahrheit regierende Kaiserin werden würde.

Einstweilen war sie allerdings von einem solchen Ziel so weit wie möglich entfernt. Der leitende Minister Bestuscheff haßte sie und ihren Gemahl; in jedem Augenblicke war sie von Spähern umringt, von Mißtrauen und übler Nachrede begleitet: so lebhaft wie sie war, durfte sie kein unbewachtes Wort, keine unberechnete Geberde wagen. Jede schwächere Natur wäre in dieser trostlosen Lage zermalmt worden; die ihrige aber, durchaus auf Selbstbeherrschung und Beherrschung der andern angelegt, wurde darin entfaltet und gestählt. Sie machte es sich vor Allem zur Regel, Jedem freundlich zu sein, sich nie einzumischen noch vorzudrängen, der Kaiserin grenzenlosen Gehorsam, dem Großfürsten die tiefste Achtung zu zeigen, und auf alle Weise die Gunst des Volkes zu gewinnen. Sie gewöhnte sich an eine genaue Selbstbeobachtung; sie war fünfzehn Jahre alt, als sie einem alten Freunde, der damals als schwedischer Gesandter in St. Petersburg war, eine ausführliche Schilderung ihres Wesens aufschrieb; vierzehn Jahre später war sie selbst über die Tiefe und Schärfe ihres jungen Selbstbekenntnisses erstaunt. Der Gesandte gab es ihr mit einigen Rathschlägen über Erhebung und Festigkeit der Seele zurück. Ich versprach mir, bemerkt sie, seinen Mahnungen

zu folgen, und ich erinnere mich keines Falles, wo ich ein mir gegebenes Versprechen gebrochen hätte. Mit richtigem Tacte griff sie inmitten der rauschenden Geselligkeit des Hofes, in der sie völlig einsam lebte, zu ernster geistiger Nahrung; sie las in jeder ruhigen Stunde die Schriften Cicero's, Tacitus', Plutarch's; sie verstieg sich zu der Platonischen Philosophie, ja zu der Kirchengeschichte des Baronius; sie klagte nur, daß in St. Petersburg solche Bücher so schwer aufzutreiben seien. Ihr Wesen war elastisch genug, um diese schweren Studien in sich aufzunehmen, und doch allen Duft der Jugend und alle Freudigkeit des Genießens zu bewahren. Sie tanzte gut und gern, sie wußte genau, was sie gut kleidete; noch in alten Tagen erinnerte sie sich des Atlasstoffes, blau mit Silber, den ihr die Mutter einmal weggenommen, des weißen juste-au-corps mit der einen Rose geziert, mit dessen schlichter Anmuth sie eines Abends unter den funkelnden Balltoiletten Aufsehen erregt hatte.

So kam denn allmälich der Tag der Hochzeit am 21. August 1746 heran. „Wie er näher rückte, wurde ich stets melancholischer. Das Herz sagte mir kein großes Glück voraus, der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Denn im innersten Sinne trug ich ein sicheres unausgesetztes Gefühl, ich würde früh oder spät aus eigener Macht regierende Kaiserin werden."

Das Verhältniß zum Gemahl stellte sich deshalb nicht besser als früher jenes zum Bräutigam. Peter war kein von Natur schlechter Mensch, wohl aber völlig verwahrlost. Kenntnisse hatte man ihm ziemlich beigebracht, aber nicht das Mindeste zur sittlichen Erhebung seines Geistes, zur Richtung seines Geschmackes auf das Gute, Große und Schöne gethan. Seine einzige Freude war Trinken und Rauchen, seine einzige Thätigkeit das Dressiren

von Hunden und das Drillen von Recruten. Unaufhörlich drängten sich in dem verkommenen Herzen die gemeinen Affecte hervor, und machten sich, durch kein Gefühl für das Schickliche gezügelt, breite Bahn. Katharina behauptete eine Weile sein Vertrauen, indem sie alle seine Ungehörigkeiten mit schweigender Ungeduld ertrug, bei keiner Verwicklung den sichern Muth verlor, und bei jeder Verlegenheit Rath und Auskunft wußte. Er nannte sie wohl Madame Ressource, und trug ihr selbst seine politischen Geschäfte entgegen, holsteinische Angelegenheiten, Händel mit Dänemark, weitschichtige Erörterungen und Streitfragen, wo sein enger Sinn weder den Rechtspunkt noch die politischen Folgen zu überblicken vermochte. Hier gab denn Katharina ihre ersten Proben in der praktischen Staatskunst, und in der That mit glänzendem Erfolg. Sie war 21 Jahre alt. Sie hatte einen sehr tüchtigen dänischen Gesandten, sie hatte den ganzen Einfluß des russischen Ministers gegen sich; ihr Gemahl, der „verschwiegen war wie ein Kanonenschuß," verrieth den Gegnern jeden Zug ihres Spiels — und zuletzt konnte sie dem Gesandten lächelnd eröffnen, er werde morgen den Endbescheid empfangen, zu dessen Fassung sie sehr gerne mitgewirkt habe — der Bescheid aber enthielt die gänzliche Vereitlung der dänischen Wünsche. Seitdem zog sie ihre Hand aus den politischen Geschäften nicht mehr zurück, und ließ allmälich ein festeres Selbstgefühl in ihrer Haltung erkennen. Die nächsten Folgen davon waren jedoch für sie nicht erfreulich. Nur zu bald fühlte sich ihr Gemahl durch ihre Ueberlegenheit gedrückt, klagte aller Welt über ihren Stolz und ihre Bosheit, und hatte heute mit dieser, morgen mit jener Dame des Hofes ein zärtliches Verständniß. Die Kaiserin Elisabeth aber erfüllte sich mit eifersüchtigem Mißtrauen gegen

ihre Nichte, verfolgte Jeden, dem Katharina Vertrauen oder Neigung zeigte, entfernte unnachsichtlich jeden Anhänger der Großfürstin vom Hofe. So auf allen Seiten von Haß und Argwohn gepeinigt, von dem Gemahl gemieden und abgestoßen, ohne eine theilnehmende Seele, bei der sie durch Aussprechen ihrer Schmerzen Stärkung und Tröstung hätte suchen dürfen, wurde sie von der verhängnißvollsten Katastrophe ihres Lebens betroffen.

Im Jahre 1753 kam an den Hof des Großfürsten der junge Graf Sergius Soltykow, ein stattlicher und glänzender Cavalier, von gewandter und einnehmender Haltung, der schnell die volle Gunst des Großfürsten gewann, und dann im Stillen Katharinen eine Anhänglichkeit ohne Grenzen und bald eine glühende Neigung bekannte. Es war das erste Mal, daß ein solcher Ton an ihr Ohr schlug; es war in ihrer Lage eben nicht ein Wunder, daß sie ihn mit Erquickung einsog. Dennoch widerstand sie dem gefährlichen Reize lange Zeit. Aber Alles wirkte zusammen, um sie in den lockenden Abgrund hineinzudrängen. Bei dem ersten Flüstern, daß auch ihr Herz nicht völlig gefühllos sei, vereinte sich der ganze Hof, um Soltykow zu unterstützen. Dieselben Menschen, welche jede harmlose Freundschaft der Fürstin verfolgt hatten, sahen mit Befriedigung, daß endlich auch Katharina sich in ein Verhältniß verstrickte, wie sie in dieser Gesellschaft tägliches Vorkommniß waren. Selbst der Minister Bestuscheff meinte aus Gründen höherer Staatsklugheit, die Intrigue begünstigen zu müssen. Soltykow erreichte sein Ziel, und gewann die erklärte Gegenliebe der Großfürstin. Katharina hatte den ersten Schritt zu einer neuen Lebensbahn gethan, sie trieb von nun an vorwärts auf dem uferlosen Meere der Genüsse und der Leidenschaften.

Das Verhältniß zu dem Gemahl war rettungslos für alle Zeit zerstört. Er zeigte ihr offenen Widerwillen, sie verbarg ihm ihre Verachtung nicht: dafür war sie jetzt mit ihrem alten Todfeind Bestuscheff in Verbindung getreten, und wußte ihn binnen Kurzem vollständig zu zähmen und zu unterwerfen. Die Gesundheit der Kaiserin, durch Unmäßigkeit und Ausschweifungen aller Art untergraben, begann zu schwanken, und der Minister wandte seine Blicke dem bisher verfolgten jungen Hofe zu. Katharina überzeugte ihn darauf leicht von Peter's geringer Begabung; sie bewies ihm, daß er nie die Gunst des Großfürsten gewinnen würde; Beide vereinten sich, ihre Interessen gemeinsam gegen Peter zu sichern. Die Geburt des Großfürsten Paul, welche 1754 erfolgte, änderte in diesen Verhältnissen nichts, ebensowenig die Versetzung Soltykow's auf einen Gesandtschaftsposten in Madrid; Katharina weinte bitterlich über die Trennung, wandte aber bald nachher ihre Gunst dem polnischen Grafen Stanislaus Poniatowski zu. Der Großfürst wüthete über dies Benehmen, und erging sich in seinen Trinkgelagen mit Bedienten und Unterofficieren in Drohungen aller Art gegen seine Gemahlin — dann aber, als sie ihn stolz und kategorisch auffordern ließ, seine Klagen bei der Kaiserin vorzubringen und zu beweisen, zog er scheu und brummend sich zurück. Sie erwog darauf mit fester Klarheit ihre Stellung; es lohnt sich, sie selbst über sich und ihre Lage zu hören. „Ich hatte meine Partei genommen," sagt sie, „ich sah jedem Schicksal mit philosophischer Ruhe entgegen. Ich fühlte in mir den Muth zu steigen oder zu fallen, ohne daß mein Geist und mein Herz dadurch gehoben oder gedrückt würden. Wenn ich von jeher begriffen hatte, daß es schwer, ja unmöglich war, einen Gatten zu lieben, der nicht liebenswerth war,

und sich keine Mühe gab es zu sein, so hatte ich dennoch ihm und seinen Interessen die treueste Anhänglichkeit eines Freundes, ja eines Dieners gezeigt. Jahrelang hätte er sich meine Neigung sichern können; er aber bewies mir stets, daß es auf der Welt nichts gleichgültigeres für ihn gab als seine Frau. Anfangs machte mir das Kummer, aber mein Stolz machte mir bald den Gedanken unerträglich, daß ein Anderer als ich selbst mich unglücklich machen könnte. Neben einer solchen Wendung des Geistes war ich von Natur mit einem empfänglichen Gemüth begabt; mein Aeußeres war einnehmend, und im Verkehr war ich entgegenkommend, so daß Niemand eine Viertelstunde mit mir sprach, ohne sich wie einen alten Bekannten zu fühlen, weil Jeder fand, daß ich guten Willen und sichere Rechtschaffenheit hatte. Wenn ich so sagen darf, ich war ein gerader und ehrlicher Ritter, mehr von männlichem als von weiblichem Geist, doch ohne männische Manieren; man fand bei mir neben dem Charakter eines Mannes die Reize einer recht liebenswürdigen Frau."

Ich füge noch zwei weitere Sätze dieser merkwürdigen Bekenntnisse hinzu, welche die beiden Pole dieser großen und verhängnißvollen Natur bezeichnen. Sie fährt fort: „Ich sagte also, daß ich gefiel wo ich auftrat; damit war leider die Hälfte des Wegs der Versuchung gemacht; wo das Herz redet, vergißt der Kopf die Vorschriften der Pflicht, und bis zur Stunde weiß ich nicht, wie man das hindern soll — zumal es in unserer Lage so schwer, ja unmöglich ist, vor der Gefahr sich durch die Flucht zu retten. Denn Niemand hält ja sein Herz in der Hand, und kann es durch einen Druck der Faust nach seinem Belieben öffnen oder verschließen." Dahin war es durch die zersetzenden

und demoralisirenden Einflüsse des St. Petersburger Hofes mit dieser Meisterin der Selbstbeherrschung gekommen. Es war eine Illusion, wenn sie sich von der Ohnmacht ihres Willens vorsprach. Er war noch immer so stark, so fest, so geübt wie früher; der Unterschied war nur der, daß er einst nach dem Gebot der Pflicht und der Klugheit sich erhob, und jetzt nur noch durch den Reiz der Leidenschaften erregt wurde. Er war hülflos geworden, wenn der Genuß winkte; er hatte auch jetzt noch die volle frühere Energie, sobald der Ehrgeiz ihn aufrief. „Als der Großfürst mich so hart bedrohte," sagt Katharina, „überlegte ich mein Geschick. Ich sah drei gleich mißliche Wege vor mir. Erstens, die Wünsche und das Schicksal des Großfürsten unter allen Umständen zu theilen. Zweitens, mich willenlos von ihm zu Grunde richten zu lassen. Drittens, meinen eigenen unabhängigen Weg zu gehen, mich selbst, meine Kinder und den Staat aus den Schiffbruch zu retten, mit welchem seine Unfähigkeit uns Alle bedrohte. Das dünkte mich das Sicherste. Ich beschloß also, dem Großfürsten den besten Rath über seine wahren Interessen zu geben, wo sich der Anlaß darböte, im Uebrigen ein sehr ernsthaftes Schweigen zu beobachten, und vor Allem mein eigenes Interesse bei dem Publicum zu wahren, so daß ich ihm als der Retter des Staatswohls im Nothfall erschiene."

Wir sehen, das Kind, welches vor zehn Jahren ganz naiv die Hände nach dem Glanz der russischen Krone ausstreckte, war zur erwachsenen, gereiften, übergereiften Frau geworden. Alle Kräfte ihres Geistes waren entfaltet, die Harmlosigkeit und die Täuschungen der Jugend verronnen, das eigentliche Leben, das Leben des Kampfes, des Herrschens, des Genießens sollte beginnen. Im Jahre 1758 wiederholte sich der Krankheitsanfall

der Kaiserin; Bestuscheff glaubte, daß sie höchstens noch ein paar Monate zu leben hätte, und schlug Katharinen eine entscheidende Maßregel vor. Es war die Zeit des siebenjährigen Krieges; Elisabeth hatte sich, sehr gegen den Wunsch des jungen Hofes, mit Oesterreich und Frankreich zur Ueberwältigung Friedrich's des Großen verbündet; General Apraxin hatte eine preußische Abtheilung bei Großjägerndorf besiegt, und den größten Theil der Provinz Ostpreußen eingenommen. Er war aber ein naher Freund des Ministers, und ein warmer Verehrer Katharinens; so faßten diese Beiden den Gedanken; Apraxin sollte sein Heer nach Rußland zurückführen, um bei dem Tode der Kaiserin anstatt des Großfürsten Peter den jungen Paul unter Katharinens Regentschaft als Kaiser auszurufen. Um den Plan zu verhüllen, schrieben Beide an den General ostensible Briefe, worin sie ihn ermahnten, seine Triumphe über die Preußen kräftig weiter zu verfolgen; plötzlich aber wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß der siegreiche General in eiligem Rückmarsch nach Rußland begriffen sei. Die Gesandten Oesterreichs und Frankreichs waren außer sich, boten Alles auf, die Sache zu ergründen und zu hintertreiben; es geschah, daß die Kaiserin sich unvermuthet wieder erholte, und nun mit höchstem Zorne Apraxin nach St. Petersburg zur Rechenschaft berief. Gleich nachher wurde auch Bestuscheff abgesetzt und verhaftet, und Katharina sah den ärgsten Sturz in dichter Nähe vor Augen. Indeß wollte ihr das Glück so wohl, daß Apraxin in diesem Augenblick starb, und in seinem Nachlaß sich keine weitern Papiere als die erwähnten ostensiblen Briefe fanden. So fehlte es der Anklage an Beweisen, Bestuscheff blieb außer Amt, aber straflos, und Katharina, welche sofort die stolze Haltung gekränkter Unschuld

annahm, kam mit einigen allgemeinen Verweisen wegen Hochmuth und Ehrgeiz über die Gefahr hinüber. Noch volle drei Jahre vergingen, bis durch den Tod der Kaiserin Elisabeth, Januar 1764, die Krisis ihres Schicksals eintrat.

Zunächst übernahm ihr Gemahl, Kaiser Peter III., ohne alle Schwierigkeit die Regierung. Er zeigte sich in der neuen hohen Stellung wie es seine Vergangenheit erwarten ließ. Ursprüngliche Herzensgüte, lang angesammelter Aerger, tiefe Unbildung, überhastiger Eifer bezeichneten jeden seiner Schritte. Jenes geheime Staatstribunal, das unter Elisabeth der Schrecken des Landes gewesen, hob er auf der Stelle auf, ließ die Kerker Schlüsselburgs und Sibiriens öffnen, zerstörte den ganzen Apparat der willkürlichen geheimen Polizei. Alles müsse besser werden in Rußland, rief er, und Alles auf der Stelle, Alles mit einander. Den halben Tag war er auf dem Exercierplatz bei seinen Recruten, die halbe Nacht bei den Feuerspritzen, deren Reform er als die wichtigste Staatsfrage behandelte. Was er vor Allem nicht leiden mochte, war die russische Geistlichkeit; er verfügte mit einem Federstrich die Confiscation alles Kirchenguts in dem weiten Reich, mehr als 40 Millionen Rubel werth. Was er vor Allem verehrte, war Preußen und dessen König; er trug selbst preußische Uniform, und führte sie bei seinen Garden ein; er schloß sofort Frieden und Bündniß mit Friedrich II. und ließ sein Heer gegen die frühern Alliirten in das Feld rücken. In diesem plan- und athemlosen Treiben ging sein eigener Lebenswandel den alten Gang; er trank und rauchte mit holsteinischen Officieren, schimpfte sonst auf alle Russen, verehrte aber mit großem Geräusch die häßliche und geistlose Elise Woronzoff, und versprach sie zu heirathen, wenn er seine jetzige Frau erst

losgeworden wäre. Gegen Katharina und den jungen Großfürsten Paul verhehlte er seinen Haß an keiner Stelle; er dachte daran, den letztern von der Thronfolge auszuschließen, und da er für sich selbst keine Nachkommen mehr erwartete, so ließ er einige Vettern aus Holstein kommen, um vielleicht ihnen dereinst die Succession zuzuwenden. Merkwürdig genug, bei allem Groll behielt der Kaiser ein sehr deutliches Bild von der Bedeutung seiner Gemahlin. Wenn er sich in seinen Schmähungen über sie erging, sie zu strafen, zu verbannen, in's Kloster zu stecken verhieß, so meinte wohl Einer oder der Andere, die Frau sei zuletzt doch nicht so schlimm, oder werde sich bessern. Dann aber schlug der Kaiser auf den Tisch, und schrie ein über das andere Mal: Sie ist gefährlich wie ein Teufel, sie ist zu Allem fähig, Ihr wißt nicht, wozu sie fähig ist. Aber diese Furcht im Haß lähmte ihn wieder im Handeln; er that Alles, um Katharinen auf das Aeußerste zu bringen, und nichts, um seine Sicherheit gegen sie zu wahren.

Sie aber saß verlassen und wenig beachtet in ihren Gemächern, machte die Etikette ihres kaiserlichen Lebens mit heiterer Miene durch, und nahm mit leiser Hand einen Faden nach dem andern zu der Umstrickung des toll voranstürmenden Gemahls auf. Die Aufhebung der geheimen Polizei machte das möglich; die Elemente der Gährung drängten sich massenweise zu. Die Popen wütheten über den Berauber der Kirche, die Garderegimenter knirschten über den Vergötterer der Preußen; eine Menge der bisherigen Machthaber fürchtete ihren Sturz durch die Rückkehr der sibirischen Exilirten. Es wurde Katharina nicht schwer, mit diesen allen anzuknüpfen. Der Erzieher des jungen Paul, der staatskluge Graf Panin, wollte seinen Zögling nicht durch

jene Holsteiner verdrängen lassen, und stellte seinen Einfluß im Senat Katharinen zur Verfügung, freilich in der Voraussetzung, daß sie nur als Regentin aufträte, Paul aber als Kaiser ausgerufen würde. Sie ging darüber hinweg, wir wissen aber, wie es in ihrem Sinne in dieser Hinsicht stand. Das mütterliche Gefühl war hier nicht stärker als die Gattenpflicht: sie hatte auch jetzt unausgesetzt den Gedanken, regierende Kaiserin aus eigener Macht zu werden. Ihr Freund Poniatowski war damals nach Polen zurückgekehrt, und an seine Stelle ein Artillerieofficier, Gregor Orloff, getreten, ein schöner, starker und kühner Mann, der mit voller Hingebung Katharinens Sache auf Leben und Tod ergriff. Sein Bruder Alexei, noch herculischer und trotziger, aber auch roher und gewaltthätiger als Gregor, warb in den Casernen für die Kaiserin; neben ihm wirkte die Schwester jener Elise Woronzoff, welcher Peter seine Gunst geschenkt hatte, eine junge Fürstin Daschkoff, die mit glühendem Enthusiasmus an Katharinen hing, und keine Gefahr und kein Compromittiren in ihrem Dienst scheute. So kam der Juli heran. Man war inmitten der Vorbereitungen, man hoffte in einigen Wochen losschlagen zu können. Da in der Nacht auf den 9. Juli wurde Katharina auf ihrem Lustschloß Peterhof aus dem Schlaf geweckt; ein Mann stand an ihrem Bett, es war Alexei Orloff, der ihr hastig zurief: Einer unserer Freunde ist verhaftet, eilen Sie, kein Augenblick darf verloren gehen. Damit flog er wieder aus dem Zimmer, um einen von der Daschkoff seit Wochen bereit gehaltenen Wagen zu holen; Katharina warf sich rasch in die Kleider, nahm eine Kammerfrau mit sich, und so fuhr sie Orloff in die Morgenfrühe hinaus nach St. Petersburg. Sie war anfangs wie betäubt, und zitterte, als sie in den Wagen stieg;

es war wohl weniger ängstliche Furcht als das Gefühl, daß jetzt die Entscheidung über ihr ganzes Leben da sei. Während der Fahrt verlor sich ihre Verwirrung, ihr Geist erhob sich über alle Spannung, und unter fröhlichem Lachen kam sie in der Hauptstadt bei der Caserne der Garden an. Dort hatte Gregor Orloff die Regimenter vorbereitet; in der Kasan'schen Kirche wartete der Erzbischof von Nowgorod mit dem Klerus, Panin versammelte die Senatoren — binnen zwei Stunden war Katharina als Selbstherrscherin aller Reussen ausgerufen, im Palast installirt, von Beamten, Truppen, jubelnden Volkshaufen umgeben.

Niemals war eine Revolution leichter, rascher, einmüthiger von statten gegangen. Der einzige Panin war tief betroffen, als sein Zögling nicht als Kaiser, sondern nur als Thronfolger proclamirt wurde; er war aber mehr zäh als kühn, und fügte sich der vollendeten Thatsache. Sonst war ganz St. Petersburg ein einziger Enthusiasmus für Katharina. In der That, sie war hinreißend in ihrer leuchtenden Entschlossenheit, in der gewandten Ueberredung, mit der sie für jeden Menschen und jeden Anlaß das treffende Wort fand, in der zauberischen Beweglichkeit und Sicherheit ihres Geistes. Am Abend setzte sie sich selbst an die Spitze der Truppen, welche gegen das Schloß Oranienbaum, den Aufenthalt Peter's, geschickt wurden; sie trug die altrussische Uniform der Garde, den Hut mit Eichenlaub geschmückt, das lang hinwallende Haar nur durch eine einfache Schleife gehalten; so tummelte sie den grauen Tigerhengst mit stolzer Anmuth — niemals hatte man sie schöner gesehen. Die Soldaten waren in schwärmerischem Entzücken, das Volk begrüßte sie als die Befreierin, Rächerin, Retterin des alten heiligen Rußland.

Der unglückliche Kaiser hatte dagegen nichts einzusetzen. Er war völlig rathlos, erschrocken und überwältigt. Nach dreitägigem Schwanken, Hin- und Herfahren, Klagen und Jammern, gab er seine Sache verloren, dankte ab und überlieferte sich den Beamten seiner Gemahlin. Sie hatte die Absicht, ihn nach Holstein zurückzuschicken, ihre nächsten Freunde und Helfer aber meinten, daß man in Rußland anders mit gestürzten Souveränen verfahren müsse. Sein Verderben war, daß der Ehrgeiz des Gregor Orloff geradezu nach Katharinen's Hand begehrte, und deren Wiederverheirathung unmöglich war, so lange Peter lebte. Der wilde Alexei zauderte darauf nicht lange: er machte sich auf mit sechs halbbarbarischen Spießgesellen, drang in das Gefängniß des Kaisers und begann mit dem elenden Mann eine Rauferei, in welcher Peter nach langem Ringen und gräßlichem Hilfeschreien endlich erlag, und erdrosselt wurde.

Daß der Mord ohne Katharina's Vorwissen vollzogen wurde, steht jetzt außer Zweifel; schlimm genug, daß sie in der Lage war, die Orloffs nicht bloß ungestraft, sondern auch im Besitz der höchsten Staatsehren und des mächtigsten Einflusses zu belassen. Ihre Heirath übrigens mit Gregor wurde durch den entschlossenen Widerspruch des Kanzlers Woronzoff und des Grafen Panin verhindert.

So war Katharina am Ziel. Die kleine Prinzessin von Zerbst war geworden, was sie sich vorgesetzt, regierende Kaiserin von Rußland aus eigener Macht. In jedem Sinne stand sie auf der Mittagshöhe ihres Lebens. Es wird auf das Bestimmteste bezeugt, daß ihre Schönheit damals im dreiunddreißigsten Jahr frischer und vollendeter als in irgend einer Zeit ihrer Jugend gewesen. Ihre Gesundheit, welche früher oft geschwankt

hatte, schien jetzt unerschütterlich und unerschöpflich; eine sprudelnde Heiterkeit erfüllte ihr ganzes Dasein, inmitten unendlicher Arbeit, drängender Nöthe, weltbewegender Entschlüsse. Sie war geboren zur Herrschaft; jetzt, in den Mühen, den Genüssen, den Sorgen der Souveränetät, athmete sie mit vollen Zügen die rechte Luft ihres Lebens ein. Mit unendlichem Eifer warf sie sich auf die Erforschung ihrer Länder, fragte, studirte, sammelte, ruhte nicht, bis sie klare Anschauung und eigenes Urtheil besaß. Nach allen Seiten hin ging ihre persönliche Correspondenz; sie hatte eine unvergleichliche Gabe, die zuverlässigen Zeugen zu finden, durch liebenswürdige Vertraulichkeit ihren Freimuth zu wecken, sich ihnen unterzuordnen, so lange sie lernte, und dann mit anmuthiger Wendung ihre souveräne Ueberlegenheit zu ergreifen, sobald ihre Ansicht gebildet, ihr Wille entschlossen war. Dann wurde kein Augenblick verloren, das Gewonnene wieder nutzbar zu machen; die Zustände wurden verbessert, die Hilfsquellen gesteigert, die Regierungsmittel geordnet und gekräftigt.

Man ist erstaunt, wenn man die innere Thätigkeit dieser Herrschaft in ihren ersten dreizehn Jahren übersieht; da entsteht eine neue Eintheilung des Reichs, eine neue Organisation aller Behörden und Gerichte, die so tief greift und den höhern Classen der Bevölkerung so viel Rechte gibt, daß man sie geradezu als eine Reichsverfassung bezeichnen kann. Da werden Städte gegründet, die Lage der leibeigenen Bauern gemildert, das Vermögen der Kirche unter bessere Verwaltung genommen, das wichtige System der Wasserstraßen und Canäle ausgebaut und reich dotirt. Man denkt an ein allgemeines Civilgesetz für das ganze Reich; man beseitigt aus dem Criminalproceß die Tortur;

man gibt den wichtigern Zweigen des Finanzwesens eine neue strammere Ordnung; man legt Hand an die Schöpfung eines angemessenen Schulwesens. Allerorten finden wir die unausgesetzte persönliche Einwirkung der Kaiserin; sie prüft und entscheidet, beschleunigt und tröstet; sie geht mit echt frauenhafter Sorgsamkeit in jedes Detail, und hält mit imperatorischer Kraft die großen leitenden Gesichtspunkte fest.

Am Hofe herrschte ein ungezwungener leichter Ton; Katharina liebte es, wie alle starken Naturen, die äußere Würde abzulegen, in der Sicherheit, sie jeden Augenblick wieder ergreifen zu können. So war der Verkehr ihrer Gesellschaft oft bis zur ausgelassenen Lustigkeit heiter, immer aber blieb die Haltung der Kaiserin und folglich der Gesellschaft vollkommen decent. Ihr Verhältniß zu Gregor Orloff dauerte fort; er hieß ihr Generaladjutant, hatte eine Wohnung für sich in jedem der kaiserlichen Paläste, und wurde mit Ehren, Würden und Schätzen überhäuft. Seine Stellung zu Katharina war äußerst eigenthümlich. Er war von Haus aus eine gutmüthige, gerade Natur, mäßig begabt, schlecht gebildet, von unbesorgtem, rücksichtslosem Sinn und, wo es zu arbeiten galt, von sehr geringem Ehrgeiz. Er hatte für Katharinen eine ehrliche und echte Neigung, so daß er sich eher umgebracht als ihr aus eigensüchtigen Gründen einen wissentlich schlechten Rath gegeben hätte. Ueberhaupt aber wünschte er ihr nicht zu rathen, oder sich mit der Mühe politischen Einflusses zu befassen. Sie dagegen hätte dem männlich schönen Liebling gar gern etwas von ihrem Geist gegeben, zog ihn überall zu den Geschäften heran, schob ihn vor, wo sich ein Anlaß zu rühmlicher Thätigkeit zeigte. Aber nur zu bald wurde er dann schlaff und ungeduldig, und entzog sich ihrem Drängen

eben so kategorisch, wie wenn sie ihn bat, zur Ehre des Hauses den wilden Gastereien mit den Zechgenossen seiner Lieutenantsjahre zu entsagen. So gab es im Verlaufe der Jahre doch manche Verstimmung zwischen beiden, und es fehlte Orloff nicht an einem großen Gegner, welcher eine jede derselben nachdrücklich auszubeuten verstand. Dies war Graf Panin, welcher den Orloffs die Zurücksetzung seines Zöglings, des Großfürsten Paul, zuschrieb, und als dieser 1772 großjährig wurde, an dem jungen Prinzen einen unerschütterlichen Rückhalt in seinem Haß gegen den Günstling fand. Panin war ein Mensch von großer Schlauheit und Anschlägigkeit, von flachem und geschmeidigem Verstand, mittelmäßig in den Geschäften, aber Virtuos in der Intrigue, ein unzuverlässiger Helfer und ein höchst gefährlicher Widersacher. Er erfreute sich als Minister des Auswärtigen eines sichern Einflusses bei der Kaiserin, und im Jahre 1773 gelang es ihm, den Fürsten Orloff auf dessen eigenstem Felde zu schlagen.

Gewiß, die Verbindung mit diesem war ein tiefer Schatten auf Katharinen's glänzender Laufbahn. Aber das ist die sicherste Strafe des Unrechts, daß es unaufhaltsam weiter greift, und immer mehr die Scheu vor dem Schlechten im Herzen ertödtet. Nachdem sich die Kaiserin von Orloff getrennt hatte, schritt sie in Wege hinein, nach deren Vollendung sie selbst, ihr Hof, ihr ganzes Reich auf Orloff's Zeiten wie auf ein verlorenes Paradies zurückschauten.

Als Katharina an jenem ersten Abend ihrer Regierung sich zur Bekämpfung Peter's III. in den Sattel schwang, bemerkte sie, daß an dem ihr gereichten Degen das Porte-épée fehle. Auf ihre Frage sprengte ein junger Wachtmeister aus der Fronte

hervor, ihr das seinige zu reichen; dabei wurde sein Pferd stätig und drängte hartnäckig an die Seite der Kaiserin heran. Sie sah mit Lächeln auf den kecken Reiter, dessen kolossale Gestalt und bedeutendes Gesicht ihr auffielen. Sie hörte, es sei der Sohn eines verabschiedeten Majors, Gregor Potemkin, und ernannte ihn gleich am folgenden Tage zum Gardeofficier und Kammerjunker. Er gewann Zutritt zu ihren engern Kreisen, hatte aber Orloff's Ungnade so entschieden zu fühlen, daß er sich von Panin eine Weile in's Ausland zur schwedischen Gesandtschaft schicken ließ. Früher hatte er auf der Universität Moskau studirt, und großes Talent zu allen Dingen und noch mehr Ehrgeiz nach allen Seiten gezeigt. Wochenlang trieb er dahin in tollen Extravaganzen, dann arbeitete er wieder mit gleich extravagantem Eifer bei Tag und bei Nacht, hatte riesenmäßige Kraft der Muskeln, der Nerven, des Gedächtnisses, erklärte seinen Kameraden, er müsse Minister oder Erzbischof werden, stak dann ein paar Monate lang im nächsten Kloster, wo er mit den Mönchen disputirte und sich kasteite, und warf endlich Brevier und Bücher weg, um sein Glück in der Armee mit dem Degen zu suchen. Aus Stockholm zurückgekehrt, begann er am Hofe sein Spiel auf's Neue; er sah, daß Katharina ihn wieder bemerkte, daß Orloff ihn wieder mit der Wucht seines Zornes bedrohte. Plötzlich war er verschwunden, und nach wenigen Tagen brachten die Mönche des St. Newskyklosters der neugierigen Stadt die Geschichte entgegen: daß der glänzendste Officier der Garde die Kutte genommen, daß er tiefsinnig geworden sei aus hoffnungsloser Liebe zur Kaiserin. Katharina erfuhr davon, und erklärte, diese Tollheit nicht dulden zu wollen. Es heißt, sie habe ihn heimlich selbst gesehen und getröstet; ge-

wiß ist, daß er gleich nachher, mit Geld und Empfehlungen reichlich versehen, bei dem russischen Heer im Türkenkrieg auftrat. Dort wartete er Orloff's Größe geduldig ab; kaum aber hatte er erfahren, daß dessen Stern erblichen war, so eilte er nach St. Petersburg zurück, und empfing gleich am nächsten Tag aus den Händen der Kaiserin die Ernennung zum Generaladjutanten.

Nachdem er in dieser Stellung eine Weile gehaust, und seine Natur bethätigt hatte, nannte ihn das russische Volk den Fürsten der Finsterniß. Und in der That, die wunderbare Mischung von Licht und Schatten, welche bis dahin das Wesen der Kaiserin gebildet hatte, ging mit seinem Eintritt in völlig dunkler Nacht zu Grunde. So stark der Geist Katharinens war, so wurde sie dennoch durch die massive Wucht seines Auftretens, die dröhnende Energie seines Willens, den tosenden Sturm seiner Affecte überwältigt. Eine viel schlichtere, beschränktere Frau von reinem sittlichen Gefühl hätte ihm widerstanden, hätte sich sofort von ihm abgewandt: sie aber erlebte jetzt die Nemesis für jede frühere Verirrung; sie hatte keine Waffe mehr gegen den glühenden Reiz, womit er sie umstrickte, und wurde von ihm immer tiefer in den trüben Wirbel seiner Leidenschaften fortgerissen. Und er hatte nicht einmal, wie Orloff, ein warmes Gefühl für sie selbst. Er dachte nur an sich, an seine Größe, seine Macht, seinen Genuß. Er griff mit Hast in alle Geschäfte der innern Verwaltung, der Politik und des Krieges ein, um sich zu heben und zu bereichern. Unter kolossalen Verschwendungen, bei einem Prasserleben, dessen Muster in den Märchen von 1001 Nacht zu suchen sind, brachte er in sechzehn Jahren ein Vermögen von 90 Millionen Rubel zu-

sammen, während damals die ganze Jahreseinnahme des Reichs etwa 50 Millionen betrug. Da mußte denn wohl jede der früher begonnenen Unternehmungen in's Stocken kommen, auch wenn Katharina in dem Strom endloser Zerstreuungen, mit dem er sie umgab, noch den Sinn für Arbeit und schöpferischen Fleiß behalten hätte. Zerrüttung, Verschleuderung, Verarmung kam in allen Zweigen des Staatslebens an die Tagesordnung; Elend und tiefe Unzufriedenheit verbreiteten sich in den meisten Provinzen des Reichs. Wohl regte sich zuweilen in Katharina die innere Stimme: einmal, 1778, ließ sie den Alexei Orloff kommen, und bat ihn, die Brüder möchten sich mit Potemkin versöhnen, und den gewaltigen Mann zu einiger Thätigkeit und Besonnenheit bringen. Alexei aber antwortete, wenn sie befehle, so solle Potemkin sofort aus der Zahl der Lebenden verschwinden, aber Freundschaft mit diesem Dämon seiner Fürstin, seines Landes, nimmermehr — und so ließ er Katharinen in ihren heißen Thränen allein.

Potemkin lachte dazu. Er kannte alle schlimmen Neigungen in der Brust seiner Herrscherin, und hielt sie an diesen fest in seiner Hand. Die erste Wärme des Gefühls war längst in ihrem Verhältnisse verraucht; er wandte sich jetzt an den ältesten und tiefsten Trieb ihres Wesens, an ihren Ehrgeiz. Es gelang ihm, diesen immer höher zu schwellen, ihn für ausschweifende und phantastische Ziele zu erhitzen, und so Katharinens Politik in die wilde Regellosigkeit zu treiben, wie sie seiner ungezähmten Natur gemäß war. Es führt uns dies auf die auswärtige Thätigkeit der Kaiserin; wir müssen zum Schluß unserer Betrachtung den Tendenzen derselben einige Worte widmen.

Katharina hatte bisher die auswärtige Politik in demselben Sinn wie die innere betrieben, thätig, kräftig, vorandringend, erfüllt von dem Durst nach Erfolg und Ruhm, aber stets in gewisser Mäßigung, und mit Beschränkung auf das Nützliche und Erreichbare. Sie suchte keinen Krieg, um Eroberungen zu machen, und sie scheute keinen, um ihre Stellung zu behaupten und ihren Einfluß in ganz Europa zu bethätigen. So war Polen seit Peter dem Großen nur dem Namen nach ein souveräner Staat, wurde aber thatsächlich von dem russischen Gesandten regiert, von den russischen Truppen willkürlich durchzogen. Katharina war entschlossen, dieses Verhältniß zu behaupten, keine innere Kräftigung Polens zuzulassen. Sie setzte also ihren frühern Freund, Stanislaus Poniatowski, auf den polnischen Thron, schlug unter starken Kriegsopfern einen Aufstand der polnischen Patrioten nieder, und erhob ohne Zaudern ihre Waffen zu einen sechsjährigen glorreichen Kampfe gegen die Türkei, als diese sich in die polnischen Händel einmischen wollte. Inmitten aber der glänzendsten Triumphe ließ sie sich keineswegs in das Grenzenlose fortreißen; gerade die Fülle der Lorbeeren, welche jeden Zweifel an ihrer Macht undenkbar machte, bestimmte sie endlich zu einem höchst bedeutenden Zugeständniß an die deutschen Mächte, zu der ersten Theilung Polens 1772. Es überrascht Sie vielleicht, daß ich diesen Act, durch welchen Rußland sich einige tausend Quadratmeilen polnischen Landes aneignete, als einen Act der Mäßigung und des Verzichts bezeichnete; Sie müssen sich nur erinnern, daß Rußland seit fast hundert Jahren das ganze Polen beherrscht hatte, und diese Beherrschung als eine völlig hergebrachte feste Sache ansah. Daß es jetzt große Provinzen desselben hier an Oesterreich, dort

an Preußen überließ, erschien in St. Petersburg als ein sehr reelles Opfer, als ein Verlust für Rußland, und Katharina bequemte sich dazu nur aus dem Wunsche, weitere ernste Verwicklungen mit den deutschen Mächten über die Türkei zu vermeiden.

Diesen Erfolg hatte ihr vor allen andern Menschen der große König Friedrich von Preußen abgenöthigt. Acht Jahre vorher hatte er sich mit ihr gegen Polen verbündet, um die Vormundschaft über das Land den Russen nicht allein zu überlassen, und oft genug hatte Katharina seitdem an das Wort gedacht: qui a compagnon, a maître. Als sie endlich das Spiel umkehrte und ihn in das Schlepptau ihrer Politik zu nehmen suchte, warf er, sofort entschlossen, seine Stellung völlig herum. Es war sechs Jahre nach dem siebenjährigen Kriege, nach dem Kampf auf Leben und Tod zwischen Oesterreich und Preußen; jetzt rief Friedrich bei einer persönlichen Zusammenkunft, zuerst in Neustadt, dann in Neiße, den jungen Kaiser Joseph auf, den innern Hader zu vergessen und in geschlossener Eintracht der russischen Uebermacht Schranken zu setzen. Joseph ging darauf ein, der Minister Kaunitz schloß sich an, und die unmittelbare Folge war Katharinens Zurückweichen, die Integrität der Türkei, die Erwerbung Westpreußens durch Friedrich, der Gewinn Galiziens für Oesterreich.

Katharina ließ es sich, da die Türkei immerhin vor ihren Waffen und das noch übrige Polen vor ihren Winken zitterte, gefallen. Die Einigkeit der deutschen Mächte hatte das bedeutendste Ergebniß erreicht. Leider dauerte diese, jung und zart wie sie war, nur wenige Jahre. 1777 starb Kurfürst Max von Baiern, und Joseph widerstand der Versuchung nicht, die

seit der Sendlinger Schlacht in Wien gehegten Plane aufzunehmen und Baierns Besitz für Oesterreich zu begehren. Wie Sie wissen, protestirte die Linie Zweibrücken, das jetzige baierische Herrscherhaus, und fand bei Friedrich II. wirksame Unterstützung. Nach kurzem Krieg mußte Joseph auf die bereits sicher geglaubte Eroberung verzichten. Seitdem war er wieder völlig in den alten bittern Haß gegen Preußen zurückgefallen, und zu jedem Bündniß bereit, welches ihm die Mittel zur Stillung seines Grolls gewährte. Dies eben war die Zeit, in welcher Potemkin in St. Petersburg empor kam. Ihm lag daran, Katharinen nicht zur Ruhe, nicht zur Besinnung kommen zu lassen; er entzündete also in ihrer Seele den Gedanken, die Türken aus Europa zu verjagen, auf St. Sophia in Constantinopel das Kreuz und die russische Fahne aufzupflanzen, dort das alte Imperium Ostroms zu erneuern, von dem Ufer des Bosporus das gesammte Mittelmeer und mit ihm drei Welttheile zu beherrschen. Es ist heute eine beinahe triviale Wahrheit, daß es ein stärkeres Interesse, jeden russischen Plan dieser Art im Keime zu ersticken, für keine Regierung gäbe als gerade für Oesterreich. Allein Joseph II. dachte damals nur an Baiern und Preußen, und dazu an die Möglichkeit eigner türkischer Beute; kaum hatte er von Potemkin's Entwürfen gehört, so reiste er 1780 selbst nach Rußland, um Katharinen seinen ganzen Beistand gegen die Osmanen anzubieten, wenn sie ihm Bosnien und Serbien überließe, und ihm trotz Preußens Widerspruch die Einverleibung Baierns sicherte.

Man begreift, mit welchem Jubel Potemkin hierauf einging. 1782 kam das völlige Einvernehmen zu Stande, 1785 ergingen die ersten Forderungen an Karl Theodor von Baiern, die jedoch noch

einmal durch Preußen abgewehrt wurden; kaum war dann der gefürchtete König Friedrich 1786 gestorben, so begannen die Reibungen mit der Türkei, aus welchen nur zu bald die Flamme eines großen Krieges emporloderte. Da England und Preußen sich diesem Umhergreifen der beiden Kaiserhöfe mit vollem Ernst widersetzten, so erreichte die zürnende Spannung zwischen Berlin und Wien den höchsten Grad. Man war im Begriff, auf einander loszuschlagen — da brach die französische Revolution und nach kurzer Frist der Revolutionskrieg gegen das gesammte Deutschland aus — und wir begreifen nun, weshalb von deutscher Seite bei der tiefen Verstimmung der beiden Hauptmächte dieser Krieg so lahm, so zwieträchtig, mit so elendem Erfolg geführt wurde. Potemkin starb darüber 1791, seine Gesinnung erbte aber am russischen Hofe fort, und erhielt sich mit all' ihren jammervollen Folgen, bis endlich am 18. November 1796 auch Katharina an den Schluß ihres ereignißreichen Lebens gelangte.

Ihre letzten Jahre waren äußerst trüb gewesen. Der große orientalische Entwurf war gescheitert; in den Verwicklungen des Revolutionskrieges hatte sie ein volles Drittel der polnischen Provinzen den Deutschen überlassen müssen, während für das tief erschöpfte Rußland neue Kriege, hier mit der Türkei, dort mit Frankreich, in Aussicht standen. Im Innern lag aller Wohlstand, alle Thätigkeit, alles Vertrauen danieder; die Schiffe faulten in den Häfen; der Ackerbau war durch die endlosen Recrutirungen gebrochen, und die Armee dennoch durch eine schlechte und unredliche Verwaltung zerrüttet. Nicht besser stand es in der kaiserlichen Familie. Mit dem Sohne, dem sie die Herrschaft vorenthielt, war die Kaiserin völlig überworfen. Als sie

nach dem tödtlichen Schlaganfall auf einer Matratze am Fußboden hingestreckt die letzten Athemzüge ausröchelte, stand Paul daneben mit hartem Angesicht und trocknem Blick, bereits mit der Aenderung aller Behörden beschäftigt, während seine Officiere die Günstlinge der Mutter aus dem Palaste wiesen.

So endete diese Monarchin, die wie keine andere von der Natur in verschwenderischer Freigebigkeit mit allen Gaben des Geistes, der Schönheit, der Anmuth ausgestattet war; so endete sie, weil ihr Herz nicht so fest war wie ihr Haupt, weil ihre Sitte weniger unerschütterlich war als ihr Verstand. Es ist nicht wahr, daß die hohe Politik unter andern Sittengesetzen steht als das individuelle Leben; auch das Thun der Gewaltigen auf Erden wiederholt überall die ewige Lehre, daß jede Sünde sich selbst die vergeltende Strafe erschaffen muß.

Für uns Deutsche hat die Betrachtung dieser russischen Dinge noch manche nähere Mahnung. Damals ging Polen zu Grunde, weil seine Bewohner in bornirtem inneren Hader den Fremden die Thore ihres Reiches selbst eröffneten. Damals fand der russische Einfluß seine Schranke, sobald die deutschen Mächte in fester Verständigung zusammentraten: er ging über alle Dämme hinüber, als Oesterreich und Preußen jedes einseitig seine Sonderinteressen verfolgten. Solcher Sonderinteressen gibt es auch heute noch hüben und drüben, und es wird derselben immer geben, so lange jene Mächte bestehen; und heute und künftig hängt wie damals das Heil des Vaterlandes davon ab, daß nicht sie, sondern die großen gemeinsamen Momente die Oberhand behalten. Hier, meine ich, liegt die höchste Aufgabe der deutschen Staaten, der öffentlichen Meinung, der nationalen Gesinnung: Partei zu nehmen, nicht für jene Specialinteressen

des Einen, oder für diese Sonderwünsche des Andern, nicht für das, was den Einen vom Andern trennt, sondern für das, was beiden und damit uns allen gemeinsam ist — nicht um Preußens willen Oesterreich im Stich zu lassen, oder um Oesterreichs willen Preußen abzustoßen — sondern um Deutschlands willen beiden Mächten die feste Bruderhand zu reichen und sie damit zusammenzuhalten.

Graf Joseph de Maistre.

Lettres inédites du comte Joseph de Maistre. St. Pétersbourg 1858.
Albert Blanc, mémoires politiques et correspondance de J. de Maistre, avec explications et commentaires historiques. Paris 1858.

Vor einem Menschenalter gehörte der Name Joseph de Maistre zu den häufigst genannten und eifrigst besprochenen in Europa. Es war die Zeit der Restauration. Alle Kräfte und Tendenzen, welche Napoleon's Heerkaiserthum zwei Jahrzehnte hindurch niedergedrückt hatte, aristokratische und liberale, nationale und religiöse, regten sich in ungestümer Gährung. Nachdem ihrer gemeinsamen Erhebung der Imperator erlegen war, kämpften in ganz Europa die Parteien um die Frage, auf welche Weise die Wiederholung des revolutionären Unheils zu verhüten sei, ob durch verständige Befriedigung oder durch principielle Vernichtung der liberalen Begehren, ob durch gründliche Abkehr von den Grundsätzen des alten Regime oder durch entschlossene Umkehr zu dem alten Adel und dem alten Kirchenthum. Schärfer und klarer als sonstwo kam dieser Gegensatz der Principien in Frankreich zur Erscheinung: in keinem andern Lande hatte damals das alte System entschlossenere und consequentere Vorkämpfer, in keinem andern zeigte es seinen Charakter von der starken wie von der schwachen Seite in gleich hellem Lichte. Dies gilt namentlich im Vergleiche mit den gleichzeitigen deutschen Zuständen, wo vermöge der Zahl und Mannichfaltigkeit der Territorien, bei der zugleich lockern und verwickelten Verfassung des Bundes, bei den wechselnden Rivalitäten der einzelnen Staaten die principiellen Gegensätze niemals zu reinem Ausdruck gelangten, und insbe-

sondere die kirchlich-feudale Richtung sich eine Weile mit der monarchisch-absolutistischen völlig zu verschmelzen schien. Dagegen entwickelte sich in Frankreich die tiefe Verschiedenheit zwischen beiden seit 1816 in immer schärferer Ausprägung, so daß es eine Reihe von Jahren hindurch völlig zweifelhaft blieb, ob die Krone von der rechten oder der linken Seite her nachdrücklicher und gefährlicher in Anspruch genommen wurde.

Es war inmitten dieses Getümmels, daß rasch nacheinander die Schriften Joseph de Maistre's: über den Papst, über die gallicanische Kirche, über die Philosophie Bacon's, erschienen, und eine wahre Explosion in der französischen Literatur veranlaßten. Es waren nicht eben neue und unbekannte Lehren, welche sie verkündeten. Es war schon manchesmal gelehrt worden, daß alles Unheil Europa's von der Reformation datire, daß durch diese die Macht der höchsten Autorität in den Gemüthern erschüttert worden, und seitdem auch die andern Autoritäten ihr Ansehen verloren hätten, daß es für die Kronen keine andere Rettung als in der Rückkehr zu den Autoritäten des alten Adelsstaats und der alten Kirche gäbe. Aber noch nie war diese Doctrin in so ansprechender Form aufgetreten. Hier war kein Gedanke an schwerfällige scholastische Erörterung, keine Spur von düsterer Weltverachtung, kein Schatten von Feindschaft gegen die moderne Bildung. Im Gegentheil, die mittelalterliche Theokratie zeigte sich in ihren wichtigsten Momenten als die rechte Vollendung, als das bisher nur mißverstandene Ideal dieser Bildung, und das Buch vom Papste ließ sich mit gleicher Leichtigkeit und Spannung lesen, wie irgend sonst eine Zierde der modernen Literatur. So war denn der Erfolg gewaltig, und Maistre trat sofort in die erste Reihe der feudalen

Koryphäen. Warme Bewunderung von der einen, bitterer Haß von der andern Seite hefteten sich an seinen Namen, und außer Haller hat kein anderer Autor eine so umfassende Wirkung wie Maistre auf die Politik der Restauration gehabt.

Es könnte hiernach scheinen, daß jede Besprechung des bedeutenden Mannes sofort in den Hader der politisch-kirchlichen Theorien, in die Mitte und den Brennpunkt ihres Getümmels führen müßte. Und sicher ist es, daß man nicht Maistre's Leben erzählen und sich dabei ein bestimmtes Urtheil über seine Doctrin ersparen kann. Dennoch ist die letztere nicht unser eigentliches Augenmerk. Wir gehören durchaus und bestimmt zu ihren Gegnern, glauben aber nicht, daß auf dem Felde der geschichtlichen Wissenschaft heute noch eine Discussion derselben der Mühe verlohnt. Wer durch religiöses Bedürfniß oder durch praktischen Nutzen zum Anhänger päpstlicher Weltherrschaft geworden, ist durch historische Erörterungen nicht zu belehren: wer nicht in diesem Falle ist, bedarf derselben nicht mehr. Die großen Thatsachen der historischen Erfahrung stehen fest, wie oft Maistre den bündigen Schluß wiederholen mag, daß wer in der Religion nicht dem Papste gehorcht, auch im Staate unbändig gegen den König sein werde. Es steht fest, daß im Mittelalter, zur Blüthezeit der päpstlichen Theokratie, die Monarchie in ganz Europa mißachtet, die Staatsgewalt aller Orten schwach, die Sicherheit der Unterthanen stets gefährdet war. Gerade erst seit dem Bruche jener Theokratie beginnt die Entfaltung der eigentlichen Monarchie, der Monarchie, welche die Kraft hat, die Nation zu vertreten und die Einzelnen zu schirmen. Es fehlt dann nicht an Reibung und Ueberschreitung, an despotischen Versuchen und revolutionärem Gegenstoß, auf katholischem wie auf protestan-

tischem Boden. Es ist sehr leicht, für jede der Confessionen ein politisches Sündenregister in allen Farben anzulegen, eben weil keine der streitenden Kirchen eine feste politische Farbe hat. Eine jede macht Opposition gegen eine verfolgende und ist voll loyalen Eifers für eine schützende Staatsgewalt: der Katholicismus ist monarchisch unter Philipp II. und revolutionär unter Heinrich III., wie der Protestantismus in Schweden das Königthum stützt und gegen Karl I. die Republik verkündet. Im Allgemeinen läßt sich nur so viel sagen, daß seit dem Ende der Religionskriege, also seit beiläufig 200 Jahren, unter den katholischen Nationen Europa's die politischen Bewegungen durchgehends heftiger und gewaltsamer auftreten, während auf protestantischem Boden überall die Neigung zur Ausgleichung und Vermittlung, zu Reform und Stätigkeit erscheint. So ist die absolute Monarchie in ihrer schärfsten Fassung von den katholischen Habsburgern und Bourbonen ausgebildet, und erst von deren Nachahmern nach Deutschland verpflanzt worden; dafür haben auch bis auf unsere Zeit die großen Revolutionen ihren Ursprung stets in katholischen Landen gehabt. Daß in der Gegenwart das Verhältniß noch fortdauert, lehrt jede Vergleichung zwischen den Zuständen Frankreichs und Englands, Oesterreichs und Preußens, der italienischen und der scandinavischen Staaten.

Diesen Thatsachen gegenüber dünkt uns ein ausführliches Eingehen auf Maistre's System überflüssig. Wohl aber scheint es uns eine schöne Aufgabe, einen Mann, der ein Menschenalter hindurch bestimmend auf das Thun seiner Zeitgenossen eingewirkt hat, in seinem persönlichen Werden zu verfolgen, seine Erfahrungen, seine Kräfte, seine Leidenschaften zu erforschen, und damit den lebendigen Grund seines Wirkens kennen zu lernen.

Eine solche Betrachtung wird hier, wie immer, auch dem doctrinären Gegensatz seine Schärfe nehmen: in dem heftigen Widersacher wird uns ein fester, tüchtiger, erregter Mensch erscheinen, und nebenbei wird uns sein Lebenslauf eine Anzahl frappanter Aufklärungen über die wichtigsten Ereignisse der Revolutionszeit in die Hände führen. Das Material für eine solche Forschung ist jetzt im reichern Maße, wenn auch noch nicht in ganzer Vollständigkeit vorhanden. Im Jahre 1851 hat zuerst der Sohn des Grafen einen Band reichhaltigen Briefwechsels nebst einer kurzen Notiz über die äußern Schicksale seines Vaters veröffentlicht. Jetzt sind in Petersburg einige Briefe Maistre's an den russischen Admiral Tschitschagoff herausgegeben worden, unerheblich für die politische oder literarische Stellung des Schreibenden, aber fast ausreichend für seine individuelle Charakteristik. Ungleich wichtiger ist dagegen das in Turin erschienene Buch, welches Maistre's diplomatische Correspondenz aus St. Petersburg, von 1802 bis 1810, zum Theil in wörtlichem Abdrucke, zum Theil in ausführlichen Excerpten mittheilt. Diese Depeschen unterscheiden sich höchlich von den meisten Actenstücken ihrer Art, indem sie in jeder Zeile neben dem Geschäftsmanne den Menschen vorführen. Maistre war nicht einen Augenblick im Stande, seine persönlichen Affecte aus seiner amtlichen Thätigkeit zu entfernen: jeder diplomatische Bericht ist bei ihm auch eine Confession, ein Stück eigenen Lebens. Seine Briefe sind denn nicht bloß lehrreich, sondern interessant und spannend, wenn man sich gleich vorstellen mag, daß sie einen regelrechten Minister nicht selten ungeduldig gemacht haben. Sie sind dann noch besonders ein Gegenstand der Verwunderung geworden, weil ein großer Theil ihres Inhalts mit der sonst bekannten Parteistellung

Maistre's sehr stark zu contrastiren schien. Allein der Widerspruch war nur scheinbar, oder entsprang aus einer Aenderung nicht des Schriftstellers, sondern der Zeitverhältnisse. Die Bücher des Grafen bekämpfen die Revolution und verkünden das Princip der Autorität: es ist damit vollkommen im Einklang, daß in den Briefen die Autorität sehr oft und sehr nachdrücklich zu Einsicht, Gerechtigkeit und Freisinnigkeit aufgefordert wird. Die Bücher feiern die Herrschaft des Papstthums, und bei der heutigen Parteistellung fällt es dann freilich auf, daß die Briefe überall mit heftigem Hasse gegen Oesterreich erfüllt sind. Indessen da es damals weder ein österreichisches Concordat noch eine Mazzini'sche Propaganda gab, für Maistre also von keiner Seite her der natürliche Gegensatz zwischen Oesterreich und Piemont verdeckt oder modificirt wurde, so ist auch hier nicht im Geringsten ein Widerstreit zwischen dem katholischen Theoretiker und dem praktischen Diplomaten vorhanden.

Der Turiner Herausgeber dieser Briefe, ein talentvoller, offenbar noch etwas jugendlicher Mann, ist seinerseits gerade durch diesen Zorn gegen Oesterreich zu der Publication bestimmt worden. Er sucht Maistre's Briefe als Manifest gegen den großen Feind der Menschheit, wie er Oesterreich nennt, zu verwerthen. Wir bedauern dabei vor Allem, daß ihm Maistre's spätere Depeschen nicht gleich nützlich zu seinem Vorhaben erschienen sind, und daß er statt mit ihnen einen großen Theil seines Buches mit eigenen Declamationen von unendlichem Schwulste und maßloser Uebertreibung erfüllt hat.

Wir haben hier keine Politik zu treiben, und deshalb keinen Grund, uns auf seine Erörterungen einzulassen: wir bemerken im Gegentheil, daß alles Schlimme, was er gegen Oesterreichs

italienische Stellung beibringt, für Deutschlands heutige Politik ganz bedeutungslos erscheint. Denn die Frage, von welcher im Augenblick die Entscheidung unserer Zukunft abhängt, lautet nicht, wie viel Sympathie Italien verdient, sondern ob sich Deutschland gegenüber den Drohungen der fremden Großmächte von Oesterreich lossagen darf. Nach unserem Dafürhalten erwiese man Oesterreich einen schlechten Dienst, wenn man diese beiden Gesichtspunkte miteinander zu vermischen strebte. Ueber die Frage, ob Oesterreichs lombardische Herrschaft ein Vortheil für Deutschland ist, werden die Ansichten stets getheilt sein: ungetheilt aber soll hoffentlich die Ueberzeugung bleiben, daß, gleichviel ob wegen oder trotz des italienischen Streites, Deutschlands Platz in Europa neben Oesterreich und nicht neben Frankreich oder Rußland ist. Wir betonen dies, um dem Bedenken zuvorzukommen, ob es nicht im Angesicht der augenblicklichen Gährung und Kriegsgefahr unpatriotisch wäre, den Ursprung dieser Zerwürfnisse von Neuem zu beleuchten; im Gegentheil scheint es uns gerade jetzt eine Pflicht der Wissenschaft, auch den kleinsten Beitrag zu klarerer Erkenntniß auf diesem Gebiete nachdrücklich hervorzuheben. Und so treten wir mit voller Unbefangenheit an Maistre's Lebenslauf heran, dessen Sorgen nicht zum geringsten Theil sich um den Gegensatz von Oesterreich und Italien bewegt haben.

Graf Joseph de Maistre wurde am 1. April 1754 zu Chambéry in Savoyen geboren, in einer Familie des hohen Gerichtsadels, wo er in aller Strenge der alten Zucht erzogen, und seit der frühesten Kindheit an ernstes Studium gewöhnt wurde. Sein Vater, ein stets gehaltener schweigsamer Mann, gewöhnte ohne Strafen den Sohn zu dem pünktlichsten Gehorsam;

wenn er am Ende der Spielstunde in der Gartenthür, ohne Wort, erschien, so flog Joseph aus allem Jubel sofort zu den Büchern zurück. Es war die Zucht nicht der Furcht, sondern der Ehrfurcht; sie trieb ihre Wurzeln in dem Herzen des heranwachsenden Knaben, der auch nach Jahren auf der Universität kein Buch ohne Erlaubniß des Vaters lesen wollte: aber sie tödtete nicht, sondern läuterte und stählte den Kern einer festen, willensstarken Natur. Mit gleicher Hingebung hing der Sohn an der zärtlich verehrten Mutter, von deren himmlischer Milde er noch im hohen Alter nicht ohne Rührung sprach. Sie war eine tief religiöse Frau und eine treue Tochter ihrer Kirche; sie senkte in Joseph's Seele den Keim des kirchlichen Eifers, welcher für sein Leben und Wirken eine so umfassende Bedeutung gewinnen sollte. Die Verehrung des Papstes, des Priesterthums, der Jesuiten war unvordenkliches Erbe in der Familie. Joseph war acht Jahre alt, als er einmal in lärmendem Spiele in das Zimmer der Mutter hineinstürmte, und diese ihn plötzlich mit dem Worte hemmte: Sei nicht so froh, mein Kind, ein großes Unglück ist geschehen. So eben war die Nachricht von der Ausweisung der Jesuiten aus Frankreich eingetroffen.

Sein Unterricht bis zur Universität wurde denn auch diesen Vätern anvertraut, welche die reiche Begabung des Zöglings schnell bemerkten, und ihm für immer die Richtung auf seinen letzten Beruf gaben, auf die Vertheidigung ihrer Kirche unter den Kindern dieser Welt. Einstweilen studirte er in Turin die Rechtswissenschaft, trat mit zwanzig Jahren als Substitut des Advocatfiscals in die Magistratur ein, und stieg durch die Stufen dieser Amtshierarchie, bis er 1788 zum Mitgliede der höchsten Gerichtsbehörde, des Senats von Savoyen, ernannt wurde. Die-

ses Tribunal hatte die angesehenste Stellung und ähnliche Befugnisse wie die französischen Parlamente, namentlich das Recht, gesetzwidrige königliche Verfügungen zurückzuweisen. Es fühlte sich demnach als den Wächter der savoyischen Freiheit gegen die Uebergriffe der verhaßten Piemontesen, ohne daß diese Stimmung der begeisterten Loyalität für den König, den Herzog von Savoyen, irgend Abbruch that. Diese Edelleute, welche fest auf ihren Gütern saßen und die Städte vermieden, wo sie unter einem königlichen Beamten oder Platzmajor hätten leben müssen, stürzten sich auf Jahre in Schulden, um einen kurzen Besuch des Königs glänzend zu begehen, und stellten ihr Blut nicht minder freudig wie ihre Habe dem Monarchen zur Verfügung. Sie hatten die persönliche Treue des Vasallen gegen den Lehnsherrn; von Staat und Staatsgewalt hatten sie keinen Begriff. Die großen Strömungen der Zeit hatten diese entlegenen Alpenthäler noch nicht berührt. Sitten und Zustände waren einfach und patriarchalisch, die Familien hielten fest zusammen; die väterliche Gewalt wurde in allen Verhältnissen ohne irgend eine Beschränkung geübt und geehrt. Im öffentlichen Leben gab es keinen dritten Stand in Savoyen, dessen Theilnahme am Staate irgend eine Bewegung in die Verhältnisse hätte bringen können; es gab auch kein geistiges Leben, keine Schulen als die der Klöster, keine Bildung als die der Prälaten. In der guten Gesellschaft, meldete einmal ein französischer Gesandter, gilt Denken für eine Marotte und Schreiben für eine Unanständigkeit.

In dieser Umgebung stand der junge Maistre, in welchem der angeborene Genius mit ungeduldigem Ehrgeiz arbeitete, völlig einsam. Seit jener Anregung im Colleg verfolgte er die höchsten Probleme des menschlichen Daseins mit rastloser For-

schung, und warf seine ganze Kraft auf große wissenschaftliche Arbeiten. Man sah ihn auf keinem Spaziergang, bei keinem Vergnügen, bei keiner Festlichkeit. Er hatte trotz eines lebhaften Temperaments fast keine Bedürfnisse; mit drei oder vier Stunden Schlaf reichte sein Körper aus; so fand er neben seinen Amtsgeschäften die Zeit, um Sprachen und Mathematik, Religionsphilosophie und Geschichte im weitesten Umfange zu treiben. Seine Landsleute staunten ihn an, und wandten sich bald von dem eigenwilligen Sonderling hinweg. Was habe ich leiden müssen, schrieb er später einmal, weil ich klüger als meine guten Allobrogen sein wollte. Daß ein Mann von gutem Hause sich in den Staub der Bücher vergrub, war in Chambéry eine unerhörte Neuerung, die man sich nur durch die Annahme erklärte, daß Maistre überhaupt der neuernden Secte angehöre, von welcher man aus Frankreich so viel Uebles hörte, der Secte der wühlerischen Freigeister und gottlosen Revolutionäre. Dieser Ruf drang bis in das königliche Cabinet nach Turin, und erzeugte hier ein bleibendes Mißtrauen gegen den philosophirenden Senator, welchem dieser den vollen unabhängigen Stolz seines adeligen Sinnes entgegensetzte, und dadurch die königliche Ungnade mit jedem Jahre schärfte. Bald mit schneidendem Witze, bald mit hohem prophetischem Tone wies er jeden Tadel, jeden Widerspruch zurück; er setzte sich in Respect, aber weichen und liebebedürftigen Herzens wie er war, empfand er auf das Bitterste, daß er völlig allein stand.

Leider vermochte auch seine Wissenschaft nicht, ihm die innere Erquickung zu geben, welche sonst der sichere Lohn des echten Fleißes ist. Wir werden später die Stärke und die Schwäche seiner Studien im Einzelnen kennen lernen: wir bemerken hier

das Allgemeine, daß ihm die Wissenschaft ihren Frieden versagte, weil er nicht um des Wissens selbst, sondern um anderer Zwecke willen arbeitete. Maistre war eine eminent praktische, auf das äußere Leben gerichtete Natur: er lernte, um mit seiner Kenntniß zu wirken, und knirschte unter dem Mißgeschick, welches ihn in diesen verschollenen Winkel der Erde geworfen, und damit, wie es schien, auf immer zu Nichtigkeit und Verstummen verurtheilt hatte. Wie oft sank ich, schrieb er zwanzig Jahre nachher seinem Bruder, auf meinen Sessel zurück, sah rings umher nur kleine Menschen und kleine Dinge, bin ich denn verdammt, seufzte ich, hier zu leben und zu sterben wie eine Auster an ihrem Felsen? Da litt ich viel, mein Kopf war beladen, ermüdet, plattgedrückt durch das entsetzliche Gewicht des Nichts. Einmal, 1812, in Petersburg, wurde mit Achselzucken von der Herkunft eines Diplomaten aus der Insel Zanthe geredet: Nun ja, rief Maistre, aber ich, wie ich hier sitze, bin in Chambéry geboren; Sie sehen, daß man sich in diesem Fach Alles erlaubt.

So gingen ihm die Jahre dahin, ohne Wechsel, ohne Hoffnung. Er war verheirathet, hatte Kinder, stand an der Schwelle der Vierziger. Er glaubte den besten Theil des Lebens bereits hinter sich zu haben. Da trat das Weltereigniß ein, welches Frankreich und Europa eine neue Gestalt geben sollte. Die Revolution brach aus; nach drei Jahren erreichten ihre Wogen Italien, und mit dem Zusammenbrechen aller alten Verhältnisse sollte auch für Maistre ein neues, es sollte das eigentliche Leben, das Leben des Wirkens, des Leidens und des Ruhmes erst beginnen.

Am 15. September 1792 erklärte Frankreich dem Könige von Sardinien den Krieg, und acht Tage später besetzte ein

französisches Heer unter General Montesquiou Savoyen. Die königlichen Beamten und Officiere, darunter drei Brüder Maistre's, folgten der abziehenden sardinischen Armee über die Alpen; ein großer Theil des Adels schloß sich ihnen an, Maistre selbst verließ das Land im December und nahm mit den Seinigen in Aosta Wohnsitz. Dieser Schritt, sagte er auf der Höhe des Bernhard zu seiner Frau, entscheidet über unser Leben. Denn schon hatte die von den Franzosen veranlaßte Nationalversammlung zu Chambéry die Auswanderung als Verbrechen bezeichnet, und mit Confiscation der Güter bedroht. Die Gräfin de Maistre, damals im neunten Monate schwanger, aber wohl wissend, daß ihr Gemahl sich nimmermehr der Usurpation fügen würde, benutzte eine kurze Abwesenheit desselben, um mit ihren Kindern im tiefen Winter die Alpen zu passiren, und zur Rettung ihres Vermögens nach Chambéry zurückzukehren. Er eilte ihr auf der Stelle nach, verweigerte aber den neuen Behörden jede Art von Schwur, jeden Schatten eines Versprechens, so daß er nur zu bald in Händel und Verfolgungen verwickelt wurde, die ihn gleich nach der Niederkunft seiner Frau zu neuer Auswanderung, zur Trennung von den Seinen nöthigten. Er siedelte sich zunächst in Lausanne an. Dort erfuhr er dann, daß auf den Antrag jener Nationalversammlung Savoyen mit Frankreich vereinigt, und sofort die gesammte revolutionäre Gesetzgebung und Verwaltung über das arme Land verhängt wurde. Rasch nacheinander folgten sich die Einziehung der Emigranten- und der Kirchengüter, die Verfolgung der Edelleute und der Priester: auch für die Gräfin de Maistre war kein Bleiben mehr in Chambéry, und mit ihrer Flucht nach Lausanne fiel ihre gesammte Habe der Confiscation anheim. Die Brüder des Grafen, welche, wie

alle ihre Kameraden, treu bei der Fahne aushielten, erlitten dasselbe Schicksal; die ganze Familie war mit einem Schlage in völliger Armuth. Maistre hatte für seine und der Seinigen Ernährung nichts als eine schmale Pension von 2000 L., welche ihm der König angewiesen. Alle meine Güter sind verkauft, schrieb er einem Freunde, ich werde nicht schlechter deshalb schlafen. Alle seine Gedanken, alle seine Sorgen waren bereits, seinen persönlichen Angelegenheiten entrückt, inmitten des großen Streites, in welchem die Geschicke Europas gewogen wurden.

Seine umfassenden Studien und Sammlungen fanden jetzt ihre Verwerthung in einem langjährigen literarischen Kampfe gegen die französischen Gewaltthaten. Er begann, wie zur Uebung, mit kleinen Gelegenheitsschriften über die Verhältnisse Savoyens, und trat dann im letzten Jahre seines Schweizer Aufenthalts mit der ersten Schrift von umfassender Bedeutung auf, welche sofort seinen Namen zu europäischem Rufe erhob und neben Burke und Mallet in die erste Reihe der conservativen Streiter stellte. Es sind die Considérations sur la France, London (Lausanne) 1796. Es war die Zeit des französischen Directoriums, jener Herrschaft einer aus den Resten der Girondisten und Dantonisten gebildeten Partei, welche im Herbste 1795 durch Bonaparte's Kanonen sich gegen den offenen Aufstand der Hauptstadt und den tiefen Widerwillen der Nation am Ruder behauptet hatte. Unaufhörlich hatte sie mit dem täglich wachsenden Drange des Volkes nach Beseitigung der revolutionären Männer und Doctrinen zu kämpfen; die Mehrheit der Volksvertretung wurde bei jeder neuen Wahl ihr entschiedener feindlich, und die Anhänger des Hauses Bourbon überließen sich bereits der frohen Hoffnung einer durch den Volkswillen,

wenn nicht veranlaßten, so doch begünstigten Restauration. Dieser Hoffnung Bahn zu brechen und Anhänger zu werben, schrieb Maistre sein Buch. Es ist merkwürdig nach der allgemeinen Doctrin, auf die es seine Sätze stützt, merkwürdiger aber noch in Bezug auf die praktischen Folgerungen, welche es daraus für die Frage des Tages zieht.

Maistre beginnt mit einer Schilderung des Gesammtcharakters der Revolution, und man denkt sich, daß er ihn mit dunkeln Schatten zeichnet. Vor Allem frappirt ihn die völlige Unfreiheit der handelnden Menschen, der Volksmassen, die ein Werkzeug gewissenloser Demagogen seien, der Führer, welche ihrerseits durch eine unwiderstehliche Verkettung der Umstände ohne Wahl vorwärts getrieben werden. Er hat keinen Zweifel: es ist eine höhere Fügung, es ist die Hand Gottes, welche den Strom der Revolution allein leitet. So erhebt er sich zu der allgemeinen Wahrnehmung, daß in den großen politischen Dingen der Mensch überhaupt nichts erschaffen kann. Er vermag einen Kern zu pflanzen, einen Baum zu veredeln, aber nicht ein Gewächs zu machen: noch viel weniger kann er, oder kann eine Versammlung von Menschen einen Staat machen oder eine Verfassung erfinden. Er kann in seinen Gesetzen höchstens anerkennen und aufzeichnen, was die Natur der Dinge, was Gott bereits hervorgebracht hat.

Gott also, und die von ihm gesetzte Weltordnung ist der Grund aller Staaten und Staatsverfassungen. Und zwar vollzieht Gott die Schöpfung des Staates ausnahmslos in der Weise, daß er einen Einzelnen und dessen Geschlecht mit der Kraft des Herrschens ausrüstet. Wie die Palme über die niederen Sträucher erhebt sich dann ein solcher Stamm in die Lüfte;

er kommt, man weiß nicht woher, ein legitimer Usurpator, und um ihn legen sich dann die dienenden Genossen an. Kein menschlicher Wille kann dergleichen nachahmen. Erst eine solche von Gott gesetzte Souveränetät mag darauf den Unterthanen einzelne Rechte einräumen; aus solcher Wurzel entsprossen können sie Bestand haben, während jeder Versuch, sie eigenmächtig zu schaffen, in Spott und Frevel endigt. Neben solche Königsfamilien pflegt dann Gott eine Reihe kleinerer, aber in ähnlicher Weise ausgezeichneter Racen zu setzen; auf ihnen ruht die breitere politische Entwicklung des ganzen Volkes, und die schlimmste Vergiftung der Nation tritt ein, wenn gerade der Adel seines göttlichen Schöpfers vergißt, und der angestammten Religion den Rücken kehrt. Das aber ist seit hundert Jahren in Frankreich geschehn; das ist die eigentliche Quelle der Revolution, und so wird nach vollbrachter Sühnung und Reinigung die Stärkung der katholischen Kirche auch der letzte Abschluß des großen Trauerspiels sein.

Diese Theorie klingt denn schroff genug, und hat seit ihrem Erscheinen, wie natürlich, den vielfachsten und unwilligsten Tadel von der liberalen Seite her erfahren. Wir wollen uns dadurch nicht abhalten lassen, die Richtigkeit der Grundgedanken, von welchen sie aussetzt, bereitwillig anzuerkennen. Es ist in der That die Quelle und die Vollendung aller positiven Politik, jenes Geständniß, daß die Willkür des oder der Einzelnen in dem Staatsleben nichts machen und erschaffen kann, daß vielmehr die Aufgabe aller politischen Weisheit darin besteht, die vorhandenen Rechte, Bedürfnisse und Kräfte zu erkennen, zu entwickeln und weiter zu bilden. Nur wird es darauf ankommen, diesen höchsten aller politischen Grundsätze richtig zu verwenden.

In seinem echten Sinne verkündet er nichts Anderes als den Gegensatz der radicalen und der geschichtlichen Politik; er schließt die subjective Willkür, die revolutionäre so gut wie die absolutistische aus; er fordert Verständniß der Dinge und Gerechtigkeit des Handelns, für die Stellung des Monarchen so gut wie für den Einfluß des Adels und die Rechte des Volkes. Er war also, den Jakobinern von 1796 gegenüber, die völlig zutreffende Waffe. Dagegen ist es willkürliche Erschleichung, wenn man aus ihm die besondere Vorzüglichkeit einer speciellen Staatsform hat herleiten wollen, so wie es Maistre für seine Adelsrechte, oder spätere Parteigenossen für die feudale Monarchie versucht haben. Es ist vielmehr die zwingende Consequenz jenes Satzes, daß keine Staatsform an sich vor der andern zu preisen, und eine jede nach den Rechten, den Kräften und Bedürfnissen des gegebenen Landes zu beurtheilen ist, eine Forderung, in deren jährlich weiterer Verbreitung sich vor Allem in Deutschland der größte Fortschritt der politischen Bildung seit 1848 bethätigt hat.

Zu ähnlichen Bemerkungen giebt die religiöse Haltung Maistre's in den considérations Veranlassung. Auch hier ist der leitende Grundsatz vortrefflich, so wenig man die einzelnen Anwendungen billigen kann. Es war ein großes geschichtliches Verdienst, im Jahre 1796 der von aller Religion abgekehrten gebildeten Welt zuzurufen, daß alle politischen Einrichtungen, wenn sie Dauer haben sollen, an einen religiösen Grundgedanken anknüpfen, auf einer religiösen Stimmung ihrer menschlichen Träger ruhen müssen. Es war ein wahrhaft prophetischer Geist, welcher damals inmitten des Waffenlärms und des Prasselns stürzender Throne ausrief: Jeder echte Philosoph wird es anerkennen, entweder daß sich eine neue Religion zu bilden im Be-

griffe ist, oder daß das Christenthum in irgend einer außerordentlichen Weise verjüngt werden wird. Wir haben seitdem gesehen, wie zuerst in Deutschland der protestantische Norden während der Napoleonischen Unterdrückung seine Kraft in einer tiefen Erregung des religiösen Sinnes zusammengenommen, wie dann der Katholicismus in unvermuthetem Aufschwung seine Herstellung erlebt, seinen Einfluß erneuert, seine Ansprüche verdoppelt, wie endlich in Philosophie und Geschichte die religiösen Probleme die Aufmerksamkeit aller Denkenden in Anspruch genommen haben. So verschieden die Meinungen über den rechten Inhalt der religiösen Vorstellungen sind, so selten wird jetzt noch ein Widerspruch gegen den Satz sein, daß irgend eine lebendige Beziehung des Menschen zu dem Urquell seines Daseins erforderlich ist, wenn irgend ein sittliches Thun des Menschen gedeihen und dauern soll. Was dann aber die Consequenzen dieses Satzes betrifft, so ist es offenbar, daß unserm Autor hier die Erinnerung an die Jesuitenschule ähnlichen Schaden thut, wie auf dem politischen Felde die Jugendeindrücke des savoyischen Adelsstaats. So wenig aus dem historischen Charakter der echten Politik die Alleinberechtigung des Adels, so wenig folgt aus der Nothwendigkeit des religiösen Verhaltens die Alleingültigkeit der päpstlichen Autorität.

Wir sehen, es ist ein Edelmann des alten Regime von ächtestem Korne, der in dieser Schrift die Feder führt. Sein Geist erhebt sich mit stolzem Wuchse in die höchsten Regionen der geistigen Atmosphäre, aber sein Wesen wurzelt durchaus in dem Boden seines Standes und Herkommens. Seine Argumentationen werden dadurch vielfach gehemmt und verfälscht, aber sie erhalten dafür auch eine individuelle Frische und markige

Lebendigkeit, welche trotz aller Beschränktheit des Politikers dem Manne die achtende Neigung jedes Lesers sichert. Sein Adelsstolz ist frei von aller Brutalität gegen den Niedern, und seine Loyalität gegen den Höhern hat keine servile Ader. Man redet jetzt immer, schreibt er einem Freunde, von der Nothwendigkeit einer starken Regierung: nun, wenn die Monarchie euch in dem Maße stark erscheint, als sie absolut ist, so müssen euch Neapel, Madrid, Lissabon entzücken, obgleich alle Welt weiß, daß diese schwachen Ungeheuer nur durch die Kraft der Trägheit fortbestehen; wollt ihr die Monarchie stärken, so meidet die Willkür und stellt euch auf den Boden des Gesetzes. In religiöser Hinsicht zeigt Maistre bei aller Kirchlichkeit keinen Zug von fanatischer Weltverachtung, von schwülstiger Salbung oder mystischer Unklarheit. Er hat im Gegentheil vor Allem den Drang zu dialektischer Consequenz wie Rousseau, und ist, wie dieser, lieber oberflächlich in seinen Voraussetzungen, als daß er auf die formelle Bündigkeit seiner Folgerungen verzichtete. So sehr er Voltaire als den gefährlichsten Ketzerfürsten des Jahrhunderts, als den eigentlichen Erzeuger der frivolen Gottlosigkeit haßt, so ist es doch sein persönliches Behagen, gegen Voltaire's Gesinnung mit Voltaire's Waffen, mit Witz und Spott und Plauderei, zu kämpfen. Man sehe z. B. jenes Capitel der Considerationen, in welchem er die äußere Möglichkeit der Wiedererhebung der Bourbonen in dem damaligen Frankreich erörtert. Er knüpft dabei an seinen ersten Satz über die Ohnmacht der Volksmassen in den Revolutionen, und malt dann die Unmündigkeit und den Leichtsinn gerade der französischen Nation. „Vier oder fünf Personen," sagt er, „werden diesem Lande einen König geben. Briefe aus Paris verkünden den Provinzen, daß Frankreich einen

König hat, und die Provinzen rufen: Es lebe der König. Sogar in Paris werden die Einwohner, etwa zwanzig ausgenommen, ganz unvermuthet eines Morgens erfahren, daß sie einen König haben. Ist es möglich, rufen sie, das ist ja etwas ganz Besonderes. Zu welchem Thore wird er einziehen? Es wird doch gut sein, sich Fenster im Voraus zu miethen, das Gedränge wird entsetzlich werden. So wird das souveräne Volk befragt, in solcher Weise wird es die Restauration decretiren." Gleich neben diese Schilderung stelle ich, um sofort den ganzen Umfang der Tonleiter zu bezeichnen, welche dem Schriftsteller zu Gebote steht, eine später geschriebene Ausführung, worin Maistre sich ebenso gewaltig im pathetischen Schwunge, wie vorher leicht und farbig im Spotte zeigt. Es handelt sich um die Entchristlichung Frankreichs durch die Revolution, als die Hauptursache der unendlichen Zerstörung. „Ein furchtbarer Ruf," heißt es nun, „angeschwellt durch tausend Stimmen, ertönte in Frankreich — weiche von uns, schrien sie, sollen wir stets vor Deinen Priestern zittern? Soll die Wahrheit stets durch Deinen Weihrauch verdunkelt werden? Wir wollen nichts mehr von Dir wissen, alles Vorhandene ärgert uns, weil alles Vorhandene Deinen Namen trägt; wir wollen Alles zerstören und Alles herstellen ohne Dich; verlasse unsere Räthe, unsere Schulen, unsere Häuser, wir wollen allein sein mit unsrer Vernunft und ohne Dich, hinweg mit Dir! — Wie hat Gott diesen entsetzlichen Wahnsinn gezüchtigt? Er straft ihn, wie er das Licht geschaffen hat, durch ein einziges Wort. Er sprach: Thut nach eurem Willen. Und die Welt unserer Staaten stürzte in Trümmer zusammen." *)

---

*) Il a dit: FAITES! Et le monde politique a croulé.

Man ermißt leicht, daß ein so begabter Geist nicht ohne Weiteres in das Geschrei der großen Emigrantenmasse auf einfache Herstellung des alten Zustandes einstimmen konnte. Wohl sah auch er das einzige Heil für Frankreichs Gedeihen und Freiheit in der Wiederaufrichtung des legitimen Königthums, ja noch mehr, er erklärte keine andere Verfassung für haltbar, als eine auf die legitimen Gesetze des alten Staates gegründete. Aber auf das Nachdrücklichste begehrt er die Reinigung derselben von der despotischen Verfälschung, welche sie seit Ludwig XIV. erfahren hatte; und will keine Gesetzgebung noch Steuern, welche nicht von den Ständen bewilligt werden. Will man hierin nur feudale Tendenz und keinen Sinn für Freiheit und Recht erkennen, so wird man wenigstens das Gegentheil engherzigen Standesgefühles wahrnehmen, wenn er die Eröffnung aller Aemter für jedes Verdienst, und selbst bei den höchsten nur schwereren, nicht versperrten Zugang begehrt. Und was damals noch viel empfindlicher in die Verhältnisse einschnitt, er spricht die Unmöglichkeit aus, mit den Menschen des alten Regime zu regieren: er beantragt Amnestie für Alle, selbst für die Mörder Ludwig's XVI., wenn sie sich reuig erweisen, und erklärt die Emigranten für schlechterdings unfähig, einen erheblichen Einfluß im neuen Frankreich zu erlangen. Er führt selbst das Wort König Karl's II. von England an, als man ihm bei der Rückkehr aus dem Exil einen Antrag auf Amnestie, auf Vergeben und Vergessen vorlegte: „Ich verstehe, was ihr meint, meinen Feinden soll ich vergeben, meine Freunde muß ich vergessen.“ Man erinnere sich nun der Ereignisse von 1814 und der folgenden Jahre, und man wird erkennen, daß Maistre mit staatsmännischem Geiste in jenen Worten den innersten Kern aller

Schwierigkeiten und Gefahren der Restauration ausgesprochen hat. Denn wohl gab es damals auch Gegensätze der Principien und der Parteien, ohne Zweifel aber der schlimmste und schwierigste Widerstreit war jener der Personen, hier der Emigranten und ihres Anhangs, dort der Machthaber des neuen Frankreich, ein Kampf nicht so sehr zweier Systeme als zweier Bevölkerungen innerhalb desselben Reiches. Eine so unbefangene Einsicht darüber in so früher Zeit bekundet bei einem Mitgliede der Emigration nicht bloß eine scharfe, sondern auch eine höchst unabhängige Kraft des Erkennens.

Die Considérations hatten sofort bei ihrem Erscheinen einen großen literarischen Erfolg, sonst in Europa und in Frankreich selbst. Freilich kam es damals nicht zu der ersehnten Restauration, vielmehr überwältigte das Directorium mit der Hülfe der Armee die Royalisten, und in Italien schritt Bonaparte unaufhaltsam von Sieg zu Sieg fort. Auch hier unterschied sich Maistre auf das Bestimmteste von dem großen Haufen seiner Unglücksgenossen. Wie Burke vor ihm, wie Kaiser Alexander in späterer Zeit, mahnte er zwischen Frankreich und der Revolution zu unterscheiden, diese zu bekämpfen, der Nation ihre Selbstständigkeit und Unverletzlichkeit zu gewährleisten. Schon im Jahre 1793, als sich eigennützige Absichten der Mächte offenbarten, als man von der Abreißung französischer Provinzen, von dem Plane einer Theilung Frankreichs hörte, erklärte er, den Tod im Exile einer Herstellung um solchen Preis vorzuziehen. Er war herangewachsen in einer tiefen Abneigung gegen Oesterreich, den Erbfeind des Hauses Savoyen und den Bedränger der ultramontanen Kirche seit Joseph II.; er meinte, lieber wolle er noch einige Jahre ausharren, als daß „das arme Haus Oesterreich"

auf Kosten Frankreichs vergrößert würde. Damals besaß nun Oesterreich auf italienischem Boden nur die beiden Provinzen Mailand und Mantua, etwa 200 Quadratmeilen, abgetrennt von seinen übrigen Besitzungen; es war also weit entfernt von irgend einem herrschenden oder drückenden Einfluß auf der Halbinsel, und Niemand sonst als der Ausbreitung Savoyens unbequem. Fand sich schon durch solche Verhältnisse Maistre's Stimmung gereizt, so mußte sich sein Gefühl zur glühenden Entrüstung steigern, als sich seit 1794 jene entscheidende Wendung der österreichischen Politik entwickelte, durch welche der Minister Thugut diesem Staate seine moderne Stellung gegeben hat. Sie läßt sich kurz dahin ausdrücken: Verzicht auf Belgien und damit Preisgabe der deutschen Westgrenze, dafür Ausdehnung der italienischen Provinzen bis zu einer ganz Italien dominirenden Stellung. Dieser Gedanke schlug zuerst in der russischen Unterhandlung über die Theilung Polens an, wo der Minister Thugut Ansprüche auf die venetianischen Provinzen anmeldete; er zeigte sich dann in der tiefen Unlust, womit Oesterreich den König von Sardinien gegen die Franzosen unterstützte; er wirkte, nach den Umständen modificirt, 1797 bei dem Frieden von Campo Formio, wo Oesterreich den Franzosen das linke Rheinufer überließ, um für den Verlust Mailands mit Venedig und dessen Terrafirma entschädigt zu werden; er brach endlich rückhaltslos an das Licht, als bei dem neuen Krieg von 1799 die kaiserlichen Heere, durch Suworow geführt und unterstützt, ganz Oberitalien einnahmen. Damals erhob sich der König von Sardinien, durch die Franzosen auf seine Insel vertrieben, um in die heimischen Provinzen zurückzukehren. Aber Oesterreich verbot es auf der Stelle, in der Meinung, Piemont oder doch den

größeren Theil desselben für sich selbst zu behalten. Es starb der Papst in französischer Gefangenschaft, und die Cardinäle traten zur neuen Wahl in Venedig unter kaiserlichem Schutze zusammen; Oesterreich verbot die Wahl eines Sardiniers und ließ die Absicht erkennen, die den Franzosen entrissenen Legationen zu seinem Eigenthum zu machen. Diese Pläne scheiterten damals an der Abneigung Englands und dem Widerspruche Rußlands; eben aus Zorn hierüber rief Kaiser Paul seine Truppen ab, und ein Jahr nachher warf Bonaparte zu Marengo die Entwürfe des österreichischen Ehrgeizes für's Erste in Trümmer.

Man ermißt leicht, mit welchen Gefühlen ein warmer und energischer Patriot, wie Maistre, diese Ereignisse erlebte. Er war 1796 nach Turin zurückgekehrt, hatte zwei Jahre später, als ein französischer Heerestheil die Stadt besetzte, zum zweiten Male flüchten müssen, und war mit seiner Familie inmitten des Winters zu Schiff den Po hinabgeeilt, zwischen treibenden Eisschollen und feindlichen Vedetten hindurch, um ein Asyl in Venedig zu suchen. Dort lebte er in der bittersten Noth, von dem Erlöse einiger geretteter Silbergeräthe, ohne Verbindung mit seinem Hofe, sonst in der Welt ohne jegliche Aussicht. Mit welcher Spannung sah er die Erneuerung des Krieges, mit welchem Jubel die Verjagung der Franzosen, mit welchem Knirschen die neue Ausweisung seines Königs durch die eigenen Bundesgenossen. Der Haß gegen Oesterreich blieb seitdem der Grundton seiner politischen Anschauungen. Er blieb es, auch als Napoleon Schritt auf Schritt sich ganz Italien aneignete, als er Oesterreich aus einer Erniedrigung in die andere stürzte, als in den Gedanken der andern Menschen jede Erinnerung an die frühern Machtverhältnisse Europa's verblaßte. Denn in dem

scharfen und unerschütterlichen Geiste Maistre's verschwand keinen Augenblick die Ueberzeugung, daß das revolutionäre Kaiserthum keinen Bestand haben, daß es nach Erfüllung seiner Mission den legitimen Gewalten wieder Platz machen würde: für die Restauration, wiederholte er unaufhörlich, ist nicht das Ob sondern nur das Wann zweifelhaft. Eben diese Zukunft, welcher jeder Schlag seines Herzens entgegen flog, sah er für sein Vaterland durch die neue Richtung der österreichischen Politik bedroht, sein ganzes Wesen kam dadurch in fieberhafte Erregung. Wenn Oesterreich über Venedig und Pavia herrscht, rief er, so ist es vorbei mit dem Hause Savoyen, vixit.

Er sollte diesen Sorgen noch manches schwere und mühevolle Jahr seines Lebens widmen. Einstweilen aber wurde er ihnen durch einen aus Florenz datirten Befehl seines Königs entrückt, worin ihn dieser zum Präsidenten der Canzlei der Insel Sardinien ernannte. Es war eine der wichtigsten Stellungen des Staates, welche das ganze Justizwesen und einen ansehnlichen Theil der Verwaltung der Insel umfaßte. Aber auch die Anstrengung, zu welcher sie den Inhaber nöthigte, war übermenschlich. Die Insel war kurz vorher durch einen blutigen Aufstand ihrer halbwilden Gebirgsbewohner auf das Tiefste erschüttert worden; ein unüberwindlicher Haß gegen jede Neuerung, eine grimmige Erbitterung gegen alle Fremden, die sich am lebhaftesten gegen die Piemontesen richtete, trat den königlichen Beamten auf jedem Punkte entgegen. Dazu kamen in den Hafenstädten die verdrießlichsten Reibungen zwischen den Schiffen der kriegführenden Nationen; die Engländer nahmen mitten im Hafen von Cagliari, ohne auf den Widerspruch der Behörden zu achten, französische Fahrzeuge weg, und der König mußte sich

bequemen, den Werth derselben aus der eigenen Tasche der französischen Regierung zu ersetzen. Diese Nöthe erleichterten dem Grafen die Trennung von der Heimath, als der König ihn im September 1802 zum Gesandten in Petersburg ernannte. Es war auch dies allerdings kein lockender Auftrag; er entfernte ihn auf unbestimmte Zeit von seiner Familie und stellte ihn in eine völlig fremde Welt, unter Umständen, welche wenig Hoffnung auf befriedigendes Gelingen gewährten. Bonaparte hatte Oesterreich zum Frieden von Luneville gezwungen, in Italien und Deutschland war sein Wille allmächtig, endlich hatte auch England sich zu dem Vertrag von Amiens bequemt, und in diesem auf jede Erwähnung des Königs von Sardinien verzichtet. Dieser hatte Savoyen und Nizza längst an Frankreich abgetreten; seit 1798 war auch Piemont in französischen Händen; der König setzte seine ganze Hoffnung auf den Kaiser Alexander, um durch dessen gewichtige Verwendung wenigstens eine anständige Entschädigung von dem französischen Herrscher zu erhalten. Aber es war mehr als zweifelhaft, wie viel auch die kräftigsten Schritte des Kaisers wirken, und noch mehr, ob dieser sich eben jetzt, wo er gemeinsam mit Bonaparte die deutschen Säcularisationen verhandelte, zu einem nachdrücklichen Worte entschließen würde. Indessen Maistre hielt es für seine Pflicht, seinem königlichen Herrn, am unbedingtesten in den schlimmen Tagen, zu dienen, und machte sich Februar 1803 zu seinem diplomatischen Abenteuer auf den Weg. Er ging zunächst nach Rom, wo der König damals lebte, um sich seine nähern Instructionen zu holen. Unterwegs in Neapel sah er den französischen Gesandten Alquier, mit dem er persönliche Beziehungen aus früherer Zeit hatte. Er sagte ihm bei einem politischen Gespräche: Ihr habt wohl

gethan, das Wort Monarchie abzuschaffen, und dafür Herrschaft eines Einzigen zu setzen; unsere Sprache ist reich genug, warum aus dem Griechischen borgen? Alquier lachte, und begann von den italienischen Verhältnissen zu reden. Der Graf erörterte sie darauf mit so scharfen Accenten, daß Alquier mehr als einmal ausrief: Was wollt Ihr in Petersburg; entwickelt diese Dinge dem ersten Consul; niemals hat man sie ihm gesagt, oder doch nicht auf diese Weise. Indessen ehe Maistre zu einer Erwägung des Vorschlags kam, empfing der König in Rom eine französische Note, worin Bonaparte ihm Siena und Orbitello und eine jährliche Pension als Entschädigung anbot, wenn der König auf seine alten Staaten förmlich verzichte. Rußland rieth anzunehmen; je ungünstiger sich hiernach die Stimmung in Petersburg herausstellte, desto eifriger drängte der König den Grafen de Maistre zur schleunigen Abreise. Er wollte verzichten, wenn Bonaparte ihm Genua und Savoyen überließe, andern Falls aber seine völlige Beraubung ertragen und auf die Zukunft hoffen.

Im März 1803 eilte also Maistre nach Petersburg. Widerwärtigkeiten aller Art begleiteten ihn vom erstem Augenblicke an. König Victor Emanuel, des besten Theiles seiner Länder entbehrend, und selbst als Flüchtling in Rom lebend, war fortdauernd in finanzieller Bedrängniß, und nicht im Stande, seine Minister glänzend auszustatten. Dazu kam, daß Maistre zwar nicht mehr wie in alten Tagen für einen heimlichen Jakobiner galt, bei aller Loyalität und Aufopferung aber es doch täglich bei dem Könige durch die unbeugsame Selbstständigkeit und Lebhaftigkeit seines Auftretens verdarb. Er war, als man seinem Talente eine Unterhandlung über die Existenz des Staates anvertraute, in offener Ungnade, und hatte mit den Aeußerungen

derselben unaufhörlich zu kämpfen. Man gab ihm einen Reisewagen, der auf jeder Station zerbrochen ankam; man verbot ihm alle wichtigen Schritte in seiner Unterhandlung ohne specielle Anfrage in Rom, worüber dann Monate vergingen und mittlerer Weile die Welt ihre Gestalt verändert hatte; man unterwarf ihn den Weisungen eines jüngern Collegen, des sardinischen Gesandten in London, verweigerte ihm die angemessenen Orden, gab ihm häufig genug ein bestimmtes Mißtrauen in seine Redlichkeit zu erkennen. Alle diese Bitterkeiten wurden geschärft durch ein endloses Ringen mit harter Armuth. Sein Gehalt erwies sich bei den Ansprüchen des russischen Luxus als völlig unzureichend. Auf Zulagen hatte er nicht zu hoffen, Schulden wollte er nicht machen: so legte er sich mit unerschöpflichem Muthe die drückendsten Entbehrungen auf, mochten seine glänzenden Standesgenossen darüber noch so wegwerfend die Achseln zucken. Den Besucher empfing auf der dunkeln Treppe des kleinen Quartiers der einzige Diener mit der bescheidenen Oellampe; statt des unerschwinglichen Pelzes that auch im russischen Winter der alte sardinische Mantel seinen Dienst; es kam endlich so weit, daß der Gesandte, ohne Mittel, um standesmäßig zu speisen, für mäßiges Kostgeld am Tische seines Bedienten aß, und eine Zeitlang dessen Stelle einem entsprungenen Verbrecher anvertraute, welcher das Asyl des Gesandtenhauses sich anstatt der Löhnung anrechnen ließ.

In allen diesen Nöthen blieb er ungebeugt, und fühlte sich in dem Bewußtsein, daß er die Blößen der äußern Stellung durch die Kraft seines Geistes und die Sicherheit seiner Haltung zu decken habe. Die Aufgabe war um so schwieriger, als Kaiser Alexander damals im besten Vernehmen mit Bonaparte stand,

und in seiner enthusiastischen Weise gemeinsam mit dem großen Manne aus ganz Europa ein weites Reich des Friedens und der Gerechtigkeit zu machen hoffte: der Gesandte also des Königs von Sardinien, der keine andere Aufgabe als Widerstand gegen Bonaparte hatte, fand als solcher eine eisige Aufnahme bei Alexander und dessen Ministern. Persönlich aber frappirte und eroberte er den Kaiser gleich bei den ersten Gesprächen durch die originelle Präcision seiner Wendungen, die blitzenden Funken seines Witzes, die Sicherheit und Elasticität seines Geistes, dessen Stolz doch immer durch Begeisterung und Güte durchwärmt war. Bald fanden sich nahe Freunde innerhalb des diplomatischen Corps, der würdige Serra Capriola von Neapel, der derbe und eifrige Steding von Schweden; vor Allem aber nahmen ihn die Reste des alten Hofes, die Magnaten aus der Zeit Katharina's II., als Verfechter der einzig haltbaren Politik mit froher Bewunderung auf, Männer wie Graf Strogonoff und Admiral Tschitschagoff, die ihre thätige Zeit in dem Kampfe gegen die Revolution zugebracht hatten, und in Alexander's Neigungen nichts als verderbliches Träumen und Schwärmen sahen. Maistre selbst betrachtete den jungen Kaiser mit sehr gemischten Gefühlen. Es war unmöglich, der Liebenswürdigkeit und edlen Richtung seines Wesens zu widerstehen, dem beinahe melancholischen Zuge eines tiefen Ernstes über allem fürstlichen Glanze, der anmuthigen Schüchternheit bei allem monarchischen Selbstbewußtsein, der hinreißenden Begeisterung für jeden großen weltumfassenden Gedanken. Den Duft der Jugendfrische, welcher damals auf Alexander's Wesen lag, wußte er völlig zu würdigen, ohne sich durch einzelne Unbesonnenheiten irren zu lassen. Als Einer äußerte: Um ihn zu mäßigen, müsse stets ein Graukopf

in seiner Nähe sein, setzte Maistre hinzu: Ganz recht, nur ohne Puder. Um so mehr aber beklagte er, daß dieser erregbare Mensch durch seinen ersten Erzieher (La Harpe) in die Bahn der französischen Aufklärung geworfen worden sei, daß er den Sinn für seine Nation und Kirche verloren habe, und ohne festen Ausgangs- und Zielpunkt unbestimmten Idealen des Fortschritts und der Weltbeglückung nachjage. Auf diesem Boden, meinte Maistre, sei jetzt die Neigung zu Bonaparte und dem französischen System erwachsen, und werde sich weiterhin unausbleibliche Täuschung und Zerstörung ergeben.

Eine solche Fürstengestalt hob sich doppelt auffallend von dem halb asiatischen Grunde ihrer Petersburger Umgebung ab. Hier lagen die grellsten Gegensätze dicht und heftig neben einander. In der höhern Gesellschaft herrschte ein maßloser Luxus, der mit ungeheuern Summen die Genüsse aller Himmelsstriche um sich versammelte, und mit höchster Unbefangenheit alle Schranken der Sitte übersprang. Das Weib, bemerkte Maistre, ist hier noch wie im Orient eine Waare, die von Hand zu Hand geht; ein Ehrenmann, der sein Kind nicht dem Findelhause überweist, sondern dafür sorgt oder gar um seinetwillen die Mutter heirathet, gilt für einen Phönix, für einen Heiligen. Dabei waren die großen Familien durchgängig in zerrütteter Vermögenslage und unheilbar verschuldet. Was den Staat betraf, so waren kaum drei Jahre seit der Ermordung des Kaisers Paul verflossen, und die Unsicherheit und Gewaltsamkeit des Zustandes noch frisch in Aller Bewußtsein. Als weiterhin einmal Rede davon war, daß Alexander selbst ein Heer nach Deutschland führen sollte, verhinderten es die Minister, und einer von ihnen sagte ganz ernsthaft: Wir wollen ihn nicht den Gefahren des

Krieges aussetzen; wenn wir ihn verlören, so hätten wir wieder Einen (den Großfürsten Konstantin), den man todtschlagen müßte. Die Extreme berühren sich, fand Maistre. Hier in dieser absoluten Monarchie stößt der Fürst auf mehr Hindernisse seines Willens als vielleicht in einer Republik. Katharina II. wollte einmal einen statistischen Bericht über den Zustand einer Provinz drucken lassen: da erklärte ihr der Generalprocurator, er könne dann sein Amt nicht mehr verwalten, und Katharina gab nach. Alexander, lebhafter in seinem Triebe für Fortschritt und Civilisation, gab selbst 600 Rubel für die Gründung eines Journals, in welchem sein gleichgesinnter Minister, Kotschubey, die wichtigsten Actenstücke seiner Verwaltung bekannt machte. Die Gouverneure der Provinzen murrten, das Journal aber warf gleich im ersten Jahre einen Gewinn von 13,000 Rubeln ab, und Alexander bestärkte sich in seinen Reformgedanken. Eines freilich vermochte er bei dem wärmsten Eifer nicht zu ändern, daß es ein Hinderniß für das Vorwärtskommen eines Beamten war, wenn er für unbestechlich galt.

Indessen gingen die großen Ereignisse der europäischen Politik ihren Gang. Kaum hatten Rußland und Frankreich die neue Ordnung der deutschen Staaten durchgesetzt, so brach der mühsam gekittete Frieden zwischen Bonaparte und den Engländern. Es war der erste Hoffnungsstrahl auch für Maistre. Pitt hat sehr Recht, rief er gleich damals seiner zweifelnden Regierung zu, wenn er sagt, daß dieser Krieg länger und schrecklicher werden wird als der erste. Als eifriger Katholik und Franzose im innersten Mark liebte er sonst die Größe Englands nicht. Es ist äußerst verdrießlich, sagte er eines Tages, daß gerade die unausstehlichsten Leute die einzigen Vertheidiger der guten Sache

sind. Indessen ließ er sich durch eine solche Antipathie sein politisches Urtheil nicht verdunkeln. Als der spanische Gesandte ihm klagte, daß sein Hof sich nicht zwischen Frankreich und England zu entscheiden wisse, da die Gefahr auf beiden Seiten gleich sei, brach er aus: Aber nicht die Ehre. Es war ganz zutreffend, wenn er sich über seine Mißstimmung gegen England dahin aussprach, man möge nicht glauben, daß er den Briten nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren lasse. „Ich bewundere ihre Verfassung (ohne freilich zu glauben, daß man sie ohne Weiteres anderswohin verpflanzen könne), ihre Strafgesetze, ihre Kunst und Wissenschaft, ihren öffentlichen Geist. Aber das Alles wird in den auswärtigen Beziehungen durch unerträgliche nationale Vorurtheile und einen maßlosen Hochmuth verdorben, der alle andern Nationen abstößt. Neuerdings politisirte ich mit ihrem Botschafter. Jeder rechtschaffene Europäer, sagte ich, muß eben als Europäer für Euch sein. Wäre ich Souverän und hätte Euch mein Leben lang auf den Tod bekämpft, heute würde ich für Euch sein, denn es handelt sich um ganz Europa." Vortrefflich, entgegnete er, aber man muß viele Köpfe vereinigen und das ist schwierig. Ich antwortete: „Ihr könnt es, denn Wilhelm III. hat es bei ähnlichem Anlaß gekonnt. Er eroberte das Vertrauen aller Cabinette, er schmeichelte dem fremden Stolze, er vereinigte in seiner starken Hand alle Interessen, und ihr wißt, wohin er endlich Ludwig XIV. gebracht hat. Es kann Euch so gut gelingen wie ihm."

Er hatte dann die Genugthuung, daß England sehr bald diesen Gesichtspunkt selbst ergriff, und Bonaparte seinerseits durch immer neue Uebergriffe eine Macht nach der andern in das britische Bündniß drängte. Alexander hatte freilich gleich beim

Beginne des Krieges seine Vermittlung angeboten, und Bonaparte zum Schrecken Maistre's die ganz auf des Kaisers erregbare Großmuth berechnete Antwort gegeben: Ich lege die Sache völlig in seine Hand, möge er entscheiden wie er will. Indessen als Alexander sich dadurch nicht unbedingt für die französischen Ansprüche begeistern ließ, als er das Urtheil abgab, daß beide Mächte auf den Standpunkt der letzten Friedensschlüsse zurücktreten sollten, da schlug das Verhältniß plötzlich um, und Bonaparte wies die russische Vermittlung in herrischer Kürze zurück. Alexander empfand es mit schmerzlichem Zorne, und kam jetzt auf den Gedanken, sich aus eigener Kraft als bewaffneten Schiedsrichter des Streites und Schöpfer einer neuen europäischen Ordnung zu constituiren. Die Pläne, welche aus dieser Richtung entsprangen, hat bereits vor einigen Jahren Thiers ausführlich mitgetheilt: es handelte sich um die Einschränkung Frankreichs, die Organisation Deutschlands, Italiens, der Schweiz, um die förmliche Ausarbeitung eines neuen Völkerrechts; da schien sich denn einen Augenblick auch für Maistre und dessen Monarchen die Aussicht aufzuhellen. Ihr Briefwechsel zeigt, daß die russische Regierung über Italien Maistre's Aufschlüsse und Rathschläge mit bereitwilligem Ohre anhörte, und sich ihrerseits völlig einverstanden erklärte, als er die europäische Nothwendigkeit eines selbstständigen Italiens erörterte, eines großen Staates im Norden der Halbinsel, welcher Piemont und Genua, Mailand und Venedig umfaßte, und damit die Kraft besäße, zwischen Frankreich und Oesterreich für sich und die südlichen Staaten eine eigene politische Haltung zu behaupten. Alexander und sein Minister Czartorisky gingen in jedem Sinne auf diese Gesichtspunkte ein, jedoch zeigte sich bald, auch außer der nächsten Schwierigkeit,

der Besiegung Napoleon's, noch eine Reihe anderweitiger Hindernisse. Einmal hatte Alexander kein besonderes Zutrauen zu der Fähigkeit und den Grundsätzen des Königs von Sardinien. Wird es ihm möglich sein, fragte Czartorisky den Gesandten, als Beherrscher jener mannichfaltigen Lande den Forderungen der Zeit Genüge zu thun: nach einer Erschütterung wie die französische Revolution kann man doch schlechterdings nicht in dem alten Geleise fortregieren. Was die persönliche Ansicht Maistre's betraf, so hatte er nicht das Mindeste dagegen zu erinnern, vielmehr beurtheilte er die sardinische Restauration nach denselben Grundsätzen wie in den Considerationen die französische. Eine Revolution, sagt er, kann nicht durch Rückkehr zum alten Zustande endigen; sie verwandelt ihre Freunde und ihre Bekämpfer: die Völkerwanderung schloß nicht mit der Vertreibung der Barbaren aus den römischen Provinzen, sondern mit ihrer Festsetzung daselbst und neuen Civilisation. Er benutzte also die russische Erörterung, um seinem Könige die Nothwendigkeit liberaler Reformen mit dem höchsten Nachdruck zu predigen. Beim Anblick dieses asiatischen Hofes, dieses allmächtigen Herrschers, schrieb er ihm, wer dächte nicht, daß Ew. Majestät in ihm die festeste Stütze der absoluten Monarchie haben würden? Aber das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Kaiser ist Philosoph, ist es vielleicht zu sehr. Seine ganze Umgebung ist von den neuen Ideen erfüllt; wäre sein Volk für eine Verfassung reif, so würde er sie mit Begeisterung ertheilen. Und wenn Ew. Majestät auf Ihren Thron zurückkehren, und die Vertreter Ihres Volkes dies oder jenes Privileg, diese oder jene Repräsentation begehren sollten, so würde zweifellos das erste Wort des Kaisers sein: Vortrefflich, so ist es Recht. Der König, schloß demnach Maistre, müsse sich

darauf gefaßt machen, in Turin König, in Genua aber nur Doge zu sein; er möge sich alle Regierungsrechte vorbehalten, aber Gesetzgebung und Besteuerung von ständischer Bewilligung abhängig machen. Er entwickelte diese Sätze unermüdlich, und wenn man seine damaligen Briefe mit seinen spätern Druckschriften vergleicht, so erscheint das Wort, welches sein Herausgeber an die Spitze der Memoiren gestellt hat, in vollem Lichte: Man muß stets den Völkern Achtung vor der Autorität und den Fürsten Achtung vor der Freiheit verkünden. Aber allerdings, er hatte hier bei dem Fürsten nicht bessern Erfolg als seine Bücher bei den Völkern. Victor Emanuel zog aus seinen Lehren nur den Schluß, daß Maistre noch immer ein halber Revolutionär sei, weigerte hartnäckig das geringste Eingehen auf Alexander's Denkweise, und stimmte damit den Eifer des Kaisers um ein Bedeutendes herunter.

Schlimmer aber als dieses Mißverstehen im Innern war für die Herstellung Italiens ein auswärtiges Verhältniß. Es zeigte sich nur zu bald, daß Oesterreich auch im Jahre 1804 an den Plänen von 1799 festhielt, ohne sich der unheilvollen Folgen seiner damaligen Bestrebungen zu erinnern. Alexander war so durchdrungen und begeistert von seinem neuen europäischen Systeme, daß er dem Wiener Hofe für die Räumung Venedigs nichts Geringeres als die Besitznahme der Moldau und Walachei anbot, eine Concession, welche das ganze Gebiet der niedern Donau und damit die Zukunft des Orients in Oesterreichs Hand gelegt hätte, deren Wichtigkeit also gerade für Rußland ganz unermeßlich war. Allein das Ministerium Cobenzl blieb in den von Thugut vorgezeichneten Wegen, lehnte die Abtretung Venedigs ab und forderte umgekehrt als Preis seines

Bündnisses gegen Napoleon eine Erwerbung auf italienischem Boden. Darüber geschah, daß Napoleon den Herzog von Enghien gefangen nehmen und erschießen ließ, eine Gewaltthat, welche bei Alexander die lebhafteste Entrüstung hervorrief, und den Bruch zwischen ihm und Frankreich unheilbar machte. Je näher aber die Aussicht auf einen bewaffneten Zusammenstoß rückte, desto schwerer fiel zu Petersburg das Ansehen Oesterreichs in die Wagschale, ohne dessen Mitwirkung die Russen einen Krieg gegen Frankreich gar nicht eröffnen konnten. Der Allianzvertrag, welchen beide Mächte im November 1804 abschlossen, war denn wesentlich im österreichischen Sinne gedacht. Der Krieg sollte unternommen werden, nicht zur Schöpfung eines neuen europäischen Systems, sondern im Falle weiterer Uebergriffe Napoleon's in Italien. Wenn die Besiegung der Franzosen gelänge, so sollte nicht ganz Oberitalien als selbstständiger Staat constituirt, sondern das österreichische Gebiet bis an den Po und die Adda ausgedehnt werden. Schon dieses Zugeständniß traf die Hoffnungen Maistre's auf das Bitterste, und das Wiener Cabinet war nicht einmal gesonnen, auf der so erreichten Linie stehen zu bleiben. Mit dem Frühling 1805 begannen aller Orten die Rüstungen: Napoleon verleibte damals Genua und Lucca seinen Besitzungen ein, und verwirklichte hiemit den im November vorgesehenen Kriegsfall; die österreichischen und russischen Heere setzten sich im Laufe des Sommers zu dem großen Kampfe in Bewegung. Man hat sich nun oft über die Kurzsichtigkeit gewundert, mit welcher Oesterreich seinen besten Feldherrn, den Erzherzog Karl, und sein stärkstes Heer an der Etsch aufstellte, und die Beschützung seiner deutschen Lande dem unfähigen Mack und den weit entfernten Russen anvertraute, während Napoleon

über 200,000 Mann an den Ufern des Canals, in Holland und Hannover aufgestellt hatte, und also seine stärksten Schläge ohne Zweifel in Deutschland zu erwarten waren. Die Correspondenz Maistre's gibt jetzt die Erklärung. Oesterreich hatte sich wieder wie 1799 die Erwerbung nicht bloß der Addalinie, auch nicht bloß des mailändischen Gebietes, sondern dazu noch Piemonts vorgesetzt: um diesen Zweck mit möglichster Sicherheit zu erreichen, schwächte es sich an der Donau, sammelte alle Kräfte in Tyrol und Venetien, und wies die Russen, die Freunde und Beschützer Piemonts, auf den deutschen und höchstens den neapolitanischen Kriegsschauplatz. Sein Gesandter in Petersburg, Graf Stadion, war eifrig bemüht, den Kaiser Alexander für diese Tendenzen zu gewinnen. Er erörterte, daß man Italien nur dann vor den Franzosen sichere, wenn man die Hut der Alpen einer Kriegsmacht ersten Ranges anvertraue, und sprach die Ueberzeugung aus, daß wenigstens während der Dauer des Krieges Piemont unter österreichischer Verwaltung bleiben müsse. Es wurde Maistre nicht schwer, dem Kaiser die Widerlegung dieser Sätze zu liefern. Er bemerkte, daß das einzige Mittel zur Verhütung eines ewigen Kampfes zwischen Oesterreich und Frankreich das Aufhören ihrer Grenznachbarschaft und die Bildung eines ungefährlichen aber in sich festen Zwischenstaates sein würde. Er erinnerte weiter an die Erfahrung von 1799, wo Oesterreich in Piemont bei der tiefen Abneigung der Einwohner nicht im Stande gewesen war, ein Bataillon Freiwilliger zum Kampfe gegen die Franzosen zusammen zu bringen, während viele Tausende nur auf das Erscheinen des nationalen Herrschers warteten, um Gut und Leben für die große gemeinsame Sache einzusetzen. Diese Verhandlungen dauerten noch fort in der Mitte des Septembers,

als die französischen Colonnen bereits am Rhein und Schwarzwald anlangten: es geschah darüber nichts, das vereinzelte Mack'sche Heer zu verstärken oder zu stützen, und so wiederholte sich die Nemesis von 1799 in erhöhtem Maße. Vier Wochen nachher streckte Mack bei Ulm die Waffen, in reißendem Siegeslaufe zog Napoleon gegen Wien, Erzherzog Karl eilte statt nach Piemont nach Ungarn zurück, und ehe das Jahr zu Ende kam, lieferte der Preßburger Frieden das Ergebniß, daß Oesterreich seine venetianischen Besitzungen nicht bis an die Alpen oder die Adda erweiterte, sondern an das napoleonische Königreich Italien abtreten mußte.

Es würde uns hier zu weit führen, auf das Detail der Schlachtberichte einzugehen, welche Maistre für seinen Hof aus den Erzählungen der russischen Officiere zusammenstellte. Ihre Summe ist widerstrebende Bewunderung für Napoleon und verachtender Haß gegen die deutschen Verbündeten: die Einzelnheiten sind für uns wenig erbaulich, indeß wäre es ein sehr übel angebrachter Patriotismus, einen so verlorenen Posten wie unsere Kriegs- und Staatskunst von 1805 zu beschönigen, oder dem Ausländer die schärfste Kritik darüber zu verübeln. Sich selbst schonen übrigens die russischen Gewährsmänner Maistre's eben so wenig; man ist erstaunt über die innere Auflösung, die völlige Anarchie in diesem Heer, dessen Lenker mit leichtsinniger Keckheit dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts die Schlacht anbot. Der officielle Führer, General Kutusoff, warnte und bat den Kaiser dringend, jedes große Treffen zu vermeiden. Aber die anderen Officiere des Hauptquartiers erklärten, daß jeder Aufschub verderblich, daß in den nächsten Wochen keine Verstärkung zu erwarten, daß die längere Ernährung der Truppen unmöglich sei.

Mit solchen Erörterungen bestürmten sie den Kaiser, ohne zu wissen, daß General Essen mit einem starken Armeecorps nur noch drei Märsche weit entfernt, daß wenige Tagereisen rückwärts colossale Magazine aufgehäuft waren. In völliger Unkenntniß der Lage also wurde der Kampf beschlossen, welcher über Europa's Schicksal entscheiden sollte. Als Alexander sein Ja ausgesprochen, wagte Kutusoff keinen Widerspruch mehr, sondern kam tief zerknirscht zum Hofmarschall, mit der Bitte, durch seinen Einfluß die Schlacht zu verhüten: dieser aber fuhr ihn zornig an, er sorge nur für Küche und Keller, der Krieg sei die Sache der Generale, und das Unglück möge den Officier treffen, der bei ihm sich Raths erholen wolle. Unterdessen kam eine Botschaft von Napoleon, mit der Bitte, daß Alexander ihm eine persönliche Zusammenkunft gewähren möge. Die Russen sahen darin ein Zeichen von Furcht und bestärkten sich in dem Eifer, baldmöglichst dreinzuschlagen und die Franzosen nicht entrinnen zu lassen. Alexander lehnte also die Zusammenkunft ab, und sandte statt seiner den Fürsten Peter Dolgoruki, um sich nach Napoleon's Wünschen zu erkundigen. Das Gespräch, welches dieser mit dem französischen Monarchen hatte, ist nun äußerst merkwürdig. Bisher lagen darüber nur französische Angaben aus zweiter Hand vor, welche die wichtigsten Züge desselben verwischten; Maistre liefert dagegen einen eingehenden Bericht unmittelbar nach einer Mittheilung des Fürsten Dolgoruki selbst. Napoleon empfing den Russen auf freiem Felde, von seiner Garde umgeben, ließ dann aber die Truppen abrücken und begann das Gespräch unter vier Augen. Dolgoruki sagte, daß sein Kaiser nicht absehe, was der Zweck der gewünschten Zusammenkunft der Monarchen sein könnte. Der Frieden, rief Napoleon; ich begreife nicht, warum Ihr Herr

sich nicht mit mir verständigen will; ich verlange nichts, als ihn zu sehen; vielleicht wäre es die Sache des Siegers, Gesetze vorzuschreiben, aber ich will ihm ein weißes Blatt, gezeichnet Napoleon, überreichen, auf welches er selbst dann die Friedensbedingungen schreiben mag. Dolgoruki aber, einer der Hitzigsten unter der russischen Kriegspartei, ließ sich auf diesen Ton nicht ein, so daß dann auch Napoleon heftig wurde, und nach einer lebhaften Erörterung das Gespräch mit den Worten abschloß: Wohlan, wir werden kämpfen, bringt mir mein Pferd. Man sieht deutlich, daß er nicht, wie oft gesagt worden ist, durch scheinbare Furchtsamkeit die Verblendung der Russen steigern wollte, sondern daß er ernstlich daran dachte, auf die Politik von 1803 zurückzukommen und Alexander aus dem Kriegsgetümmel heraus wieder in sein Bündniß hinüberzuziehen. Er blieb dann auch in dieser Haltung, als die Schlacht bei Austerlitz geliefert und das verbündete Heer zertrümmert war. Er gab den gefangenen russischen Gardeofficieren die Freiheit, er ließ Alexander über dessen persönliche Tapferkeit complimentiren. Gerade im Gegensatz dazu überhäufte er den Kaiser Franz während eines Gespräches auf der Landstraße bei Nasiedlowicz mit rauhen Vorwürfen und brutalen Belehrungen; Franz kam entrüstet und ingrimmig zurück; jetzt, wo ich ihn gesehen habe, sagte er, kann ich ihn nun gar nicht leiden. Ueber den Einfluß, welchen diese Dinge auf die Friedensunterhandlungen hatten, war bisher die Ansicht verbreitet, Franz hätte, völlig geknickt und eingeschüchtert, den Abschluß um jeden Preis begehrt; darauf hätte Alexander mit großmüthigem Zorne die Erklärung abgegeben, Franz möge thun, was er unvermeidlich erachte, er aber, Alexander, wolle damit nichts zu schaffen haben, und sich und sein Heer in die Tiefen seines un=

nahbaren Reiches zurückziehen. Auch Maistre vernahm anfangs diesen Hergang; bald nachher aber gewann er die Ueberzeugung, daß gerade umgekehrt Franz bereit gewesen sei, um jeden Preis den Kampf fortzusetzen, — in der That erfocht damals Erzherzog Ferdinand Vortheile in Böhmen, Erzherzog Karl langte mit starkem Heere vor Wien an, Preußen war in voller Rüstung begriffen — auf diese Kriegspläne, nicht aber auf einen Friedensantrag, habe Alexander jene Aeußerung gethan, daß er mit Nichts mehr zu schaffen haben wolle, und habe Kutusoff erklärt, nicht einen Augenblick werde er den Rückzug des Heeres verzögern. Bei Maistre's Haß gegen Oesterreich, bei seiner Verehrung für Alexander können wir sicher sein, daß er Angaben dieser Art nicht ohne feste Bürgschaft wiederholt hat; auch stimmt völlig dazu, was er noch 1805 von Dolgoruki und anderen Russen des Hauptquartieres über die Stimmung der maßgebenden Kreise erfuhr. Er selbst faßt es in den Worten zusammen, daß Alexander von allen Fürsten der Geeignetste zum Verkehr mit Napoleon sei, daß zwischen Beiden keine Verhetzung durch Charakter, Verhältnisse oder Nationalität liege. Diese Punkte sind offenbar von großer geschichtlicher Bedeutung, denn sie zeigen das Vorspiel zu dem ungeheuern Umschlag der russischen Politik beim Tilsiter Frieden: sie lassen zwei Tage nach Austerlitz die Keime der Gesinnung erkennen, aus welchen anderthalb Jahre später das Bündniß der beiden Kaiser zur Weltbeherrschung erwuchs.

Die Hoffnungen des Königs von Sardinien lagen seit Austerlitz und Preßburg völlig darnieder. Es kam zu der gewünschten Vereinigung Italiens, aber freilich nicht unter einheimischer, sondern napoleonischer Herrschaft; Victor Emanuel mußte Rom verlassen und auf der Insel Sardinien eine letzte

Zuflucht suchen. Im Sommer 1806 zeigte sich die Verschlechterung seiner Lage in einem redenden Symptom: bei der damals versuchten Friedensunterhandlung erklärte sich Rußland bereit, seine bisherige Forderung, daß Napoleon dem Könige einen Ersatz für Piemont schaffen solle, aufzugeben. Allerdings kam es hier noch nicht zum Abschluß zwischen den beiden Kaisern; vielmehr brach gleich nachher der preußische Krieg aus, und bestimmte Alexander nochmals, einen Gang gegen Napoleon zu versuchen. Dieser aber siegte bei Jena, überschwemmte in vier Wochen die ganze preußische Monarchie und versetzte den Kriegsschauplatz mit einem Schlage an die Ufer der Weichsel. Nach diesen furchtbaren Katastrophen boten im Frühling 1807 die Verbündeten Alles auf, um Oesterreich zum Beitritte und zur Erhebung gegen Napoleon zu veranlassen; und wirklich gab es einige Wochen, in welchen die Haltung des Wiener Hofes Aussicht auf einen solchen Entschluß gewährte. Diese Verhältnisse übten auch auf Maistre eine ganz außerordentliche Wirkung aus. Die Gefahr war auf eine so betäubende Höhe gestiegen, der Gegner so kolossal herangewachsen, das Vertrauen auf den bisherigen Schutz Alexander's so vollständig gebrochen, daß der elastische Geist des Grafen ganz und gar aus dem bisherigen Gleise hinausgeschnellt wurde. Er kam auf den Gedanken, daß, was die Freunde, was Rußland und England nicht vermocht hatten, vielleicht bei den Todfeinden, bei Oesterreich und Frankreich zu erreichen sei. Er hatte den österreichischen Gesandten in Petersburg sondirt, und aus einigen Aeußerungen desselben die Vermuthung geschöpft, Kaiser Franz würde im Falle eines glücklichen Krieges gegen Frankreich geneigt sein, dem König von Sardinien Venedig zu überlassen, wenn Oesterreich dafür Mailand und Piemont em-

pfinge. Im Vergleich zu den frühern Plänen auf ein selbstständiges Italien erschien dieser Vorschlag wie ein reiches Almosen anstatt eines soliden Vermögens: Maistre aber schien damals die Welt so heillos versunken, daß er alle Mittel seiner Dialektik aufbot, um zuerst sich selbst und dann seinem Könige diese Auskunft als eine glänzende Verbesserung darzustellen. In grellem Widerspruch gegen seine Doctrin von 1805 führte er aus, daß ein König von Piemont unter allen Umständen zwischen Frankreich und Oesterreich ersticken müsse, daß er nie die Möglichkeit zu Gedeihn und Wachsthum haben werde, daß zur Hut der Alpen gegen Frankreich ein stärkerer Arm erforderlich sei — eben wie es 1805 Graf Stadion zum höchsten Aergerniß Maistre's den russischen Ministern vorgetragen hatte. Indeß ersparte ihm das Schicksal die Demüthigung, diesen Abfall von den Grundsätzen seiner ganzen Vergangenheit in öffentlichen Thaten zu vollziehen: Napoleon schlug die Schlacht bei Friedland, und Alexander widerstand der dämonischen Kraft nicht länger, mit welcher das Bild des französischen Bundes und der Theilung der Welt seinen Sinn umstrickt hatte. Er schloß den Tilsiter Frieden; von einem österreichischen Kriege, von einer Vertreibung der Franzosen aus Italien, und folglich auch von den Tauschplänen Maistre's war keine Rede weiter.

Hierauf griff dieser, noch nicht völlig entmuthigt, zu einem letzten, ziemlich abenteuerlichen Mittel. Er wußte, daß sein Name dem Kaiser Napoleon nicht unbekannt war: unter den Gegnern desselben hervorragend, hatte er die seltene Erfahrung gemacht, daß Napoleon ihm mehrmals eine gewisse Achtung bethätigt hatte — während sonst in dieser Zeit der Kaiser gegen einen gefährlichen Widersacher kein Mittel der Verfolgung und

Kränkung unbenutzt zu lassen pflegte. Maistre, überall gewohnt, im persönlichen Verkehr zu wirken, erinnerte sich jetzt an jenen Vorschlag Alquier's, und glaubte einen untrüglichen Weg zur Rettung seines Königs gefunden zu haben, wenn es ihm nur gelinge, eine Stunde lang mit Napoleon unter vier Augen zu reden. Er wußte sehr gewiß, daß der König ihm eine Reise nach Paris nicht gestatten würde: er meinte aber seiner Sache so sicher zu sein, daß er auf eigene Hand sein Gesuch zuerst an Alexander, dann an den französischen Gesandten Savary brachte. Natürlich fragte dieser vor Allem, was Maistre dem Kaiser vorschlagen wollte: der Graf antwortete, er werde vom Hause Savoyen reden, jedoch nicht Piemont begehren, und überhaupt keine Forderung stellen, zu welcher ihn Napoleon nicht veranlasse. Mehr aber vermochte der Gesandte nicht aus ihm herauszulocken: Was er zu eröffnen habe, sagte der Graf, sei für den Kaiser allein, und kein anderer sterblicher Mensch werde es jemals erfahren. Savary erstattete darauf Bericht nach Paris: Napoleon nahm das kecke Gesuch nicht ungnädig auf, wie Maistre aus dem weitern Benehmen der französischen Gesandtschaft gegen ihn erkennen konnte, gab der Bitte selbst aber keine Folge und ließ den Grafen ohne Antwort.

Die politische Rolle Maistre's in Petersburg war mit diesem krausen Nachspiel auf lange hin beendigt. Für den sardinischen Gesandten gab es keine Stelle mehr an dem russischen Hofe, seitdem dieser mit Napoleon im engsten Bündniß stand und dessen Botschafter die erste Stelle in der kaiserlichen Gunst behauptete. Maistre's Lage war um so peinlicher, als sein König über den eigenmächtigen Pariser Plan des Grafen wüthete, und ihn mit immer härtern Zeichen seiner Ungnade heimsuchte.

Unter diesen Umständen bat Maistre mehrmals um seine Rückberufung oder Entlassung, worauf dann aber stets die trockne Antwort folgte, der König wolle, daß er seinen Dienst fortsetze. Dazu kam, daß Alexander in demselben Grade, in welchem er sich von dem sardinischen Hofe abwandte, seine persönliche Neigung zu dem Grafen steigerte: er bot ihm ein über das andere Mal die glänzendsten Stellungen in seinem Dienste an, gab dem Bruder und dem Sohne desselben stattliche Aemter, verhieß ihm, in Cagliari ohne alles Zuthun Maistre's dessen Verabschiedung zu erwirken. Dieser aber wies in höchster Dankbarkeit stets mit derselben Ruhe alle Bitten des Kaisers zurück, und fuhr fort, in Hunger und Kummer seinem Könige einen hoffnungslosen Dienst zu widmen. Ich habe ihm geschworen, sagte er, ohne die Bedingung, daß es mir gut in seinem Dienste gehe. Es war wieder die echte ritterliche Treue, welcher die Gunst des Herrn völlig gleichgültig und das Bewußtsein der eigenen Ehre der einzige Lohn ist.

Was die große Politik betraf, so war Maistre fortan auf die Stellung des unthätigen und zurückgezogenen Beobachters beschränkt. Seine Beziehungen waren immer noch so beschaffen, daß er mehr und besser zu sehen vermochte als hundert Andere, und seine Depeschen auch aus dieser Zeit sind keineswegs ohne geschichtliches Interesse. Eine Anzahl lehrreicher Notizen über die schwedische Revolution von 1809 sind ihm zugekommen; seine Angaben über Alexander's Verhältniß zu dem neuen Kriegsminister Araktschejeff, so wie zu dem französischen Gesandten Caulaincourt klären manche wichtige Punkte der politischen Entwicklung auf; man sieht z. B., daß der Kaiser viel früher als es Thiers' Wort haben will, von dem Zauber der napoleonischen

Freundschaft zurückgekommen ist. Dann finden sich persönliche Züge der interessantesten Art, Situationen und Stimmungen, welche nur in einer solchen Zeit der Weltrevolution möglich waren. Da erscheint im Frühling 1808 ein neuer Gesandter König Karl's von Spanien: ehe er seine Antrittsaudienz erhält, kommen die Nachrichten Schlag auf Schlag von dem Sturze Karl's, der Erhebung Ferdinand's, der Thronbesteigung Joseph's, und jeder dieser Könige überschickt ihm auch sofort die Ernennung zu seinem Gesandten. Da hat er die drei Vollmachten, und weiß lange nicht, welche gebrauchen, so daß Maistre ihm anräth, dem Kaiser Alexander die Wahl zu lassen. Der entscheidet dann für Joseph, und der würdige Grande ist seitdem der Vertreter eines Bonaparte. Aber wenn ihn dann Maistre zu einem Siege Joseph's über die rebellischen Spanier gratulirt, braust doch das castilische Blut auf: Ihr werdet sehen, daß Spanien unüberwindlich ist.

Immer bilden aber diese Beobachtungen, so dankenswerth sie sind, seit 1808 nur den kleinern Theil von Maistre's Thätigkeit. Seine unfreiwillige amtliche Muße machte es ihm möglich, mit voller Kraft wieder zu den literarischen Bestrebungen seiner Jugend zurückzukehren. Auf's Neue versenkte er sich in historische und politische, in theologische und philosophische Studien, und begann seit 1810 die Werke zu entwerfen, welche das Andenken seines Namens lebendig erhalten und ihn zu einem einflußreichen Parteihaupte der Restaurationszeit gemacht haben. Abgeschlossen und veröffentlicht wurden sie zum Theil erst nach seiner Rückkehr aus Rußland, in seinen letzten Lebensjahren: seine Correspondenz zeigt jedoch, daß sie in allen wesentlichen Stücken bereits vor 1812 ausgearbeitet waren, und so ist hier

die Stelle, so weit es unser Zweck erfordert, über ihren Inhalt und ihren Standpunkt zu reden.

Zuerst verfaßte er die kleine Schrift: Essai sur le principe générateur des constitutions politiques. Wir können uns kurz darüber fassen, da sie nichts enthält als eine systematische Zusammenstellung der Grundsätze, welche wir schon oben als den dogmatischen Bestandtheil der Considérations sur la France kennen gelernt haben. Was die Hauptfrage angeht, die Unabhängigkeit der Staatsentwicklung von der individuellen Willkür, so erscheinen die liberalen Consequenzen, welche auch auf diesem Standpunkte möglich sind, hier unbefangener und ausdrücklicher als in der frühern polemischen Schrift. Dagegen machen sich die kirchlichen Nutzanwendungen in dem Essai noch viel breiter als in den Betrachtungen: man ist erstaunt, an dieser Stelle einer höchst detaillirten seitenlangen Lobrede auf den Orden der Jesuiten, ihre wissenschaftlichen Erfolge, ihre musikalischen Leistungen, ihren Unterricht und ihre Missionen zu begegnen. Es hing das mit einer praktischen Frage zusammen, welche allmälig zu einer hohen politischen Bedeutung heranwuchs, und welche auch auf Maistre's Schriften den tiefsten Einfluß gewann. Wir bemerkten schon früher, daß er niemals ein Mann der bloßen Theorie war, daß er nicht lernte nur um zu wissen, sondern das Wissen aufsuchte, weil es Macht ist. Gerade damals bot sich ihm nun eine glänzende Gelegenheit, sowohl sein schriftstellerisches als sein diplomatisches Talent für das liebste Ideal seiner Jugend wirken zu lassen.

Der Krieg ist nicht bloß ein Zerstörer, sondern auch ein Erzieher. Wie mächtig Katharina II. ihr Reich in der europäischen Politik emporhob, wie lebhaft sie mannichfaltige Re-

formen im Innern anregte: im Ganzen und Großen blieb die geistige Physiognomie des russischen Volkes bis zum Ende ihrer Regierung dieselbe, die sie zu Anfang gewesen. Ihre Heere kämpften mit Polen und Türken: was ließ sich dabei lernen, was auf diesem Boden erleben? Seitdem aber hatten die russischen Massen in Italien und Holland, in Süd- und Norddeutschland gefochten; sie hatten unter furchtbaren Katastrophen mit dem Weltbesieger um die Herrschaft Europa's gerungen; sie hatten die Wellenschläge der großen Zeitströmung in unmittelbarer Berührung empfunden. Dasselbe Verhältniß hatte in Deutschland vornehmlich auf dem politischen Felde Wirkung gehabt: der Kampf gegen das neue Frankreich hatte in den deutschen Staaten eine Menge demokratischer oder bonapartistischer Einrichtungen hervorgerufen. In Rußland, wo der Staat dem neuen Geiste schlechterdings keine Berührungspunkte darbot, äußerte sich der entsprechende Rückschlag zunächst auf dem religiösen Gebiete. Die Geister, hier von französischer Aufklärung, dort von deutscher Philosophie, heute von lutherischer, morgen von anglicanischer Theologie berührt, geriethen weit und breit in Schwanken. Das russische Priesterthum, längst vom Czaren abhängig, seit der Confiscation der Kirchengüter durch Katharina völlig unfrei, war entfernt nicht im Stande, die Gemüther im altgewohnten Geleise festzuhalten. Die Bewegung wurde um so stärker, je lebhafter durch die Leiden und Erschütterungen der Kriegsjahre der religiöse Sinn in allen Classen angeregt wurde. Nirgendwo that die orthodoxe Kirche dem Bedürfniß der Geister Genüge. Unter dem niederen Volke gewann die fanatische Secte der Raskolniken täglich stärkere Ausdehnung; in der gebildeten Gesellschaft erwarb die allem Priesterthum abgekehrte, nach innerer

Erleuchtung strebende Mystik St. Martin's zahlreiche Anhänger. Weite Kreise wandten sich rationalistischen Anschauungen aller Farben zu; ein russischer Bischof selbst verbreitete deutschen Pantheismus, und ein Einschreiten des Kaisers war nöthig, um einen großen Ausbruch des Klerus bei diesem Anlaß zu verhüten. Inmitten dieser Bewegung faßte die englische Bibelgesellschaft Fuß im Lande; der Kaiser sprach sich günstig über ihr Streben aus, es bedurfte nicht mehr, um einen griechischen und einen katholischen Erzbischof zu Agenten derselben zu machen. Mit einem Worte, die mannichfaltigsten Richtungen arbeiteten in dem weiten Reiche durch und gegen einander.

Es konnte nicht fehlen, daß in diesem allgemeinen Aufbruche auch die römische Kirche ihren Vortheil ersah. Seit den polnischen Theilungen hatte Rußland mehrere Millionen katholischer Unterthanen mit einem Klerus, dessen Begabung Maistre nicht eben rühmt, der aber reich begütert war, und schon dadurch sich vor dem griechischen hervorhob. Dazu kam, daß der Orden der Jesuiten 1772 sonst aufgehoben war, daß aber Katharina die in ihrem Gebiete befindlichen Collegien hatte fortbestehen lassen. Die Väter übernahmen die Erziehung der katholischen Jugend, und erhielten dafür von der Regierung die Steuerfreiheit ihrer Güter. Es waren damals 177 Mitglieder; sie blieben unter Katharina und Paul im besten Verhältniß zur Regierung, gediehen und nahmen zu, gründeten 1800 ein Haus in Petersburg, und suchten vorsichtig ihren Wirkungskreis zu erweitern. Im Mai 1801 stellte Papst Pius VII. den Orden für Rußland förmlich wieder her. Damals gab es einige Reibungen mit der Regierung Alexander's, weil der Orden, über den Unterricht der römischen Katholiken hinausgreifend, einige

Bekehrungen russischer Orthodoxen durchgesetzt hatte. Indessen wurde das gute Vernehmen bald erneuert: Alexander hatte keine verfolgungssüchtige Ader, und war so wenig wie einer seiner Unterthanen für das russische Kirchenthum begeistert; er spähte vielmehr mit schwankender Sehnsucht nach wärmerer Religiosität und tieferer Bildung, und war also in jeder Hinsicht geneigt, die guten Seiten auch der Jesuiten anzuerkennen. Im Jahre 1810 handelte es sich um eine umfassende Reform des gesammten Unterrichtswesens, und schwerlich geschah es ohne Vorwissen Alexander's, daß der Minister Rasumovsky von dem Grafen de Maistre ein Gutachten über den neuen Schulplan begehrte. Maistre griff auf diesen Anlaß mit beiden Händen zu, um dem Minister die Methode und die Talente der Jesuiten zu empfehlen. Er mahnte, den Kreis der Lehrgegenstände auf Latein und Mathematik und das Vorlesen einiger historischen Schriften während der Mahlzeiten zu beschränken. Die Hauptsache sei die Erziehung zur Sittlichkeit und Unterthanentreue, und hierin hätten die Jesuiten seit zwei Jahrhunderten ihre Meisterschaft bewährt. Die Lehren Luther's und Calvin's hätten die Revolution in die Welt gebracht, die Jesuiten predigten unbedingten Gehorsam gegen den Monarchen. Zunächst bedürfe es nichts weiter, als daß man ihr großes Seminar zu Polozk unabhängig stelle, und es von der Aufsicht der feindlich gesinnten Universitätsbehörden befreie: dann werde der Kaiser bald mit Freude die glänzenden Früchte ihrer Thätigkeit wahrnehmen. Der würdige Rasumovsky, welchem Maistre's gelehrte Citate nicht wenig imponiren mochten, und die Kehrseite des Bildes gründlich unbekannt war, ließ sich denn in der That bestimmen, dem Seminar in Polozk die gewünschte Unabhängigkeit zu gewähren, und im

Jahre 1811 die Verwandlung desselben in eine Universität zu genehmigen.

Graf de Maistre hatte um so mehr Grund, mit seinem Erfolge zufrieden zu sein, als in den höchsten Kreisen der Petersburger Gesellschaft sein Einfluß der römischen Kirche wichtige Proselyten zuzuführen begann. Er vermied es sorgfältig, wie er später dem Kaiser selbst sagte, für seinen Glauben zu werben, hielt es jedoch für seine Pflicht, seine Meinung nicht zu verschweigen, wenn ihm Jemand unaufgefordert religiöse Scrupel vortrug. Vor Allem aber verdoppelte er seinen Eifer auf dem literarischen Felde. Anfang 1812 veröffentlichte er eine Abhandlung gegen den Erzbischof Methodius von Twer, der in einem kirchengeschichtlichen Werke das Alter und die Wichtigkeit des päpstlichen Primates in Abrede gestellt hatte; er arbeitete an den Büchern „vom Papste," „von der gallicanischen Kirche," „von den Zögerungen der göttlichen Gerechtigkeit;" er war tief in den Studien und Sammlungen, aus welchen später die „Abende von St. Petersburg" und die Kritik der Philosophie Bacon's hervorgingen. Wenn man diese Schriften überblickt, so fallen einige ihnen allen gemeinsame Züge sofort in das Auge, welche sowohl seine Methode als das Publicum, an welches er sich richtet, sehr bestimmt charakterisiren, die wir uns also kurz vergegenwärtigen wollen, um seine literargeschichtliche Stellung aufzufassen.

In der Schrift gegen Methodius, wo es sich um die Existenz des päpstlichen Primates in der Urkirche handelt, machte Maistre gar nicht einmal den Versuch, die historische Frage zu erörtern. Im Gegentheil, es dünkt ihn ganz in der Ordnung, daß das Papstthum aus unscheinbaren Anfängen erwachsen sei:

wer darin einen Beweis gegen seine Berechtigung fände, sei eben so lächerlich, wie wer sich wundere, daß Cäsar in der Wiege nicht eben so viel Muskelkraft wie auf dem Schlachtfeld von Pharsalus gehabt. Die Hauptsache ist ihm der kirchlich-politische Beweis, daß die päpstliche Macht nothwendig aus dem Begriffe der Kirche folge. Diesen Beweis führt er aber aus dem Wesen der Souveränität, welche die Einheit überall zur Bedingung ihres Daseins habe. Eine Kirche ohne Haupt, sagt er, das ist eben solch ein Widersinn, wie ein russisches Kaiserreich ohne einen Kaiser von Rußland. Denn freilich, setzt er hinzu, ist der Wirkungskreis der beiden Gewalten verschieden, indem der Staat die äußern Dinge und die Kirche die Gewissen regiert; aber die Natur und Substanz der Macht ist auf beiden Seiten dieselbe, und was sonst die souveräne Gewalt charakterisirt, Einheit und Untrüglichkeit, das muß also auch von der kirchlichen Herrschaft gelten. Auf den ersten Seiten des Buches vom Papste führt er diese Gedankenreihe weiter aus, indem er von der vielbesprochenen Untrüglichkeit des Papstes handelt. Er gibt auch dafür weder historische noch theologische Beweise. Er geht vielmehr wieder auf den Begriff der Souveränität zurück, welche überall, wo sie erscheine, die Untrüglichkeit in Anspruch nehme. Jeder höchste Gerichtshof werde für untrüglich in seinem Urtheil angenommen; jeder Gesetzgeber, heiße er Sultan oder Parlament, dulde keinen Widerspruch gegen seine Satzungen. Da die Kirche, schließt er, regiert werden muß, so muß auch ihre Regierung untrüglich sein, sonst wäre sie eben keine Regierung mehr.

Schon hier sieht man deutlich, wie scharf der Autor den Leserkreis begrenzt, dessen Zustimmung er zu erwerben wünscht. Offenbar schreibt er nicht, um einen Protestanten oder sonst einen

principiellen Gegner zu bekehren. Denn ein solcher würde die ganze Deduction sehr einfach durch Ablehnung ihres Grundgedankens auf die Seite schieben — durch die Verneinung jener Souveränität und Regierungsgewalt der Kirche, welche Maistre als selbstverständlich ohne den Schatten eines Beweises voraussetzt. Er schreibt vielmehr für die Schwachen im eignen und die Schwankenden im feindlichen Lager; er enthält sich so viel wie möglich der fachwissenschaftlichen Erörterung; er will nicht streitenden Theologen die Wahrheit seiner Doctrin erhärten, sondern dem gebildeten und weltsinnigen Publicum die Harmonie derselben mit der feinsten Bildung, mit Sitte und Anstand, und vor Allem mit monarchischer Politik darthun. Wie man sich denken kann, liegt ihm besonders Frankreich nahe am Herzen, wo eben damals Napoleon den Papst gefangen hielt, und alle Mittel aufbot, um die Bischöfe zu einer nationalen gallicanischen Opposition gegen Rom nach dem Muster Ludwig XIV. um sich zu vereinigen. Dem Grafen erschien dies mit Recht als eine Frage von höchster Bedeutung; er behandelte also die gallicanischen Doctrinen mit bündiger, drängender Dialektik und in solcher Ausführlichkeit, daß man später den Schwerpunkt des ganzen Buches in diesem Theile gesucht hat. Allerdings, als es im Druck erschien, 1817, mag der Autor selbst dieser Meinung gewesen sein: damals war Napoleon's Macht freilich gestürzt, aber die französische Nation in tiefer Erregung durch den Entwurf eines neuen Concordats mit Rom, gegen welchen jetzt die liberale Partei alle gallicanischen Stimmungen wach zu rufen suchte, so daß Maistre's Erörterung von Neuem ein actuelles Interesse erhielt. Was aber die ursprüngliche Anlage des Buches angeht, so haben wir keinen Zweifel, daß die Polemik gegen Bossuet im

Jahre 1812 für Maistre immerhin wichtig, aber doch nur ein Nebenpunkt war. Den letzten innersten Kern der Aufgabe sah er nicht in Frankreich, sondern in Rußland, und schwerlich würde der irren, welcher als das eigentliche Augenmerk des Buches vom Papst geradezu die Bekehrung Kaiser Alexander's bezeichnete. Sowohl die Auswahl des Stoffes als die Art der Behandlung läßt uns darüber kaum einen Zweifel. Nach Erledigung der gallicanischen Frage wendet sich Maistre zu größern Dingen, zu dem Nutzen des Papstthums für die menschliche Sitte und Bildung überhaupt. Als die Wohlthaten, welche das Papstthum der allgemeinen Gesittung erwiesen, zählt er dann auf: die Heidenbekehrung, welche allein der römischen Kirche gelinge — ferner die Befreiung der Leibeigenen und die Erhebung des weiblichen Geschlechts zu einer geachteten Stellung — darauf den Cölibat, der nicht bloß den Priester selbst adele, sondern ihn zu einer Aufsicht über die innersten Geheimnisse des ehelichen Lebens befähige, die für Moral und Volksvermehrung äußerst heilsam sei — endlich die Erziehung und Heranbildung der europäischen Monarchie, deren Eigenthümlichkeit darin gefunden wird, daß sie nicht selbst Todesurtheile fälle, und dafür von den Unterthanen heilig und unverletzlich erachtet werde, während der asiatische Despot beliebig köpfen lasse, dafür aber auch täglich selbst seine Ermordung befahre. In all' diesen Beziehungen hat nun ohne Frage das Papstthum seine großen historischen Verdienste gehabt; in der Gegenwart aber sind für das Abendland jene Fragen sämmtlich erledigt, und kein Mensch würde ihretwegen sich zu einem Wechsel des kirchlichen Bekenntnisses entschließen. Leibeigene gibt es weder in katholischen noch in protestantischen Landen; die Frauen sind hoch geachtet ohne Unter-

schied der Confession; die Reinheit des Familienlebens und die Keuschheit der Ehen steht im protestantischen Norden auf keinem schlechtern Fuße als im katholischen Süden. Aller Orten ist die Cabinetsjustiz aufgegeben und verschollen; Attentate auf gekrönte Häupter sind verabscheute Seltenheiten, und überhaupt würde jeder Staatsmann unserer Nationen die Weisheit dürftig finden, welche in diesen beiden Punkten die Pole der politischen Entwicklung und die Lösung der politischen Probleme erblickte. Dagegen für Rußland im Jahre 1812 hatten jene Erörterungen ihren sehr handgreiflichen praktischen Werth: in einem Reiche, wo bis dahin Cabinetsjustiz und Palastrevolutionen den Hauptinhalt der innern Politik gebildet hatten, in einem Augenblick, wo griechische und jesuitische Missionen in China offenen Kampf gegen einander führten, in einer religiösen Bewegung, bei der unaufhörlich von Entwürdigung der Popen und Fäulniß der Sitten die Rede war, unter einem Kaiser endlich, welcher Sinn für bürgerliche Freiheit besaß, und mit Scham sein Reich durch die Leibeigenschaft befleckt sah. Dort konnte ein Schriftsteller zu wirken hoffen durch die Bemerkung, daß die durchschnittliche Regierungszeit der Monarchen während der letzten Jahrhunderte in dem schismatischen Rußland dreizehn, in dem katholischen Frankreich fünfundzwanzig Jahre gewesen: heute hat sich das Facit dieses Exempels beinahe umgekehrt, damals war es in Petersburg, wo binnen fünfzig Jahren drei Kaiser ermordet worden, von besonderer Eindringlichkeit. Aehnlich steht es dann um die politische Theorie, nach welcher Maistre das Papstthum als das beste Bollwerk der monarchischen Ordnung bezeichnet. Er geht dabei aus von dem Rechte des Widerstandes gegen Unterdrückung. Er wiederholt das alte Dilemma:

wer dies Recht bejaht, überliefert die Welt der Revolution, wer es leugnet, dem Despotismus. Er schließt also, daß es der Monarchie selbst erwünscht sein müsse, eine höhere Behörde über sich zu haben, und bei einem Fehltritt nicht von wilden Pöbelhaufen, sondern von einem geistlichen Monarchen controlirt zu werden. Der einzelne König könnte darunter leiden, das monarchische Princip bleibe ungeschädigt. Auch hier würde nach abendländischem Maßstab die Erörterung äußerst schwach erscheinen. Die ursprüngliche Schwierigkeit, die Grenze zwischen berechtigtem und unberechtigtem Widerstand zu finden, wird nicht gehoben, sondern nur verlegt; und offenbar leidet das monarchische Princip weniger bei einem momentanen Gewaltausbruch als bei einer bleibenden Unterordnung unter eine andere Souveränität. Man muß sich wieder auf russischen Boden versetzen, um den Schriftsteller im rechten Lichte zu sehen. Man erinnere sich an den tiefen Eindruck, welchen die jakobinischen Frevel und Paul's Ermordung auf Alexander gemacht hatten, an das frische Bild der schwedischen Revolution von 1809, welcher Maistre ein ganzes ausführliches Capitel widmet — und man wird den Versuch begreifen, auf Alexander's Stimmung selbst mit so durchsichtigen Argumenten zu wirken. So beschäftigt sich denn auch der letzte Theil des Buches ausschließlich mit der orientalischen Kirche, und erörtert die Sätze, daß ihre Trennung von Rom den Klerus zu unbedingter Knechtschaft unter der Staatsgewalt entwürdigt, daß diese aber damit nichts gewonnen, sondern nur dem Eindringen calvinistischer und revolutionärer Elemente das Thor geöffnet habe.

In der That lieh damals, 1812, Kaiser Alexander dem Grafen ein bereitwilliges Ohr. Blanc bemerkt, daß nach Maistre's Briefen der Einfluß desselben auf den Monarchen während

des denkwürdigen Feldzugs die höchste Stufe erreicht hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in dem Verkehr der beiden Männer während der ungeheuern Krisis nicht bloß von Papst und Jesuiten die Rede gewesen ist: die Bekanntmachung von Maistre's Depeschen aus dieser Zeit würde höchst wahrscheinlich auch die politischen Katastrophen mehrfach neu beleuchten, und vielleicht ein interessantes Gegenbild zu Stein's damaligen Briefen liefern.*) Es gehört auch das zu den wunderbaren Erscheinungen dieser wunderbaren Epoche, ein russischer Selbstherrscher, der sich in dem größten Kriege seines Reiches die geistige Kraft bei zwei politischen Flüchtlingen, hier dem großen deutschen Protestanten, dort dem geistreichen katholischen Romanen, sucht.

Indeß war für Maistre der Höhenpunkt auch der Augenblick der Wendung. Alexander verließ Ende 1812 Petersburg, um die Heere Europa's gegen Paris zu führen; Maistre erlebte, daß mit der Trennung sein Einfluß versiegte, und der Kaiser auch in religiöser Beziehung einer ganz andern Strömung anheimfiel. Statt sich der festgegliederten römischen Kirche zu nähern, öffnete er sein Herz den mystischen Lehren einer innern, individuellen Erleuchtung, auf deren Wegen der Unterschied der äußern Kirchen geringfügig und gleichgültig war. Maistre und seine geistlichen Freunde setzten einstweilen in Petersburg ihre Bestrebungen fort, und eine Weile wirkte die frühere Gunst des Kaisers für sie noch äußerst förderlich nach. Die Zahl der Jesuiten in Rußland stieg allmälich bis auf beinahe siebenhundert; ihre Wirksamkeit dehnte sich nach allen Seiten aus; ihr General

*) Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. Der seitdem publicirte Briefwechsel ist in politischer Wichtigkeit mit dem Stein'schen nicht zu vergleichen. (Anmerkung der neuen Ausgabe.)

Thaddäus Bzozowski wurde 1814 nach der Herstellung des Ordens zum Haupte seiner Gesammtheit erhoben, und dadurch in Ansehen und Mitteln nicht wenig verstärkt. Jedoch rief der Erfolg auch die Gegenwirkung hervor. Der Cultusminister, Fürst Gollizyn, dessen Neffe sich unter den Convertiten der Väter befand, zürnte heftig; der Orden fand Erschwerungen aller Art auf seinem Wege, bei der Aufnahme ausländischer Mitglieder, bei der Correspondenz mit Rom u. s. w. Ein harter Schlag für Maistre war dann 1815 die Unterzeichnung der heiligen Allianz durch Kaiser Alexander. Er sah in dieser Urkunde, in welcher sich griechische, evangelische und katholische Monarchen im gemeinsamen christlichen Bekenntniß verbrüderten, den völligen Sieg der antikirchlichen Richtung bei seinem kaiserlichen Gönner, und redete über die Allianz mit eben so unumwundenem Aerger wie seine verhaßten liberalen Gegner. Als Alexander nach Petersburg zurückkam, wurde das Verhältniß nicht besser. Der Kaiser verkündete nach wie vor auch der römischen Kirche Toleranz, wenn sie sich den Landesgesetzen füge: Maistre fand, daß es das Gegentheil aller Toleranz sei, der Kirche nach diesen Gesetzen die bekehrende Thätigkeit und die freie Correspondenz mit Rom zu verbieten. Er war um so besorgter, als er selbst bei dem General Thaddäus freilich große Frömmigkeit, aber geringe Umsicht und einen oft blinden Eifer fand, und in der That kam im December 1815 das Ungewitter zum Ausbruch. Am Morgen des 28. wurden plötzlich die Jesuiten in Petersburg verhaftet, und gleich nachher aus allen Theilen des Reiches nach Witepsk und Polozk verwiesen. Maistre war tief betroffen; er sah in dem Schlage ein europäisches Unglück; er fand es unmöglich, wie er bisher wohl gewünscht hatte, sein Leben in

Petersburg zu beschließen. Persönlich ließ ihn der Kaiser die Ungnade gegen seine Freunde nicht entgelten, immer aber bedurfte er der höchsten Vorsicht bei jedem Schritte und jedem Worte, und versank in völlig trübe, gedrückte Stimmung. Man sieht die Farbe derselben in den „Abenden von St. Petersburg,“ die er in dieser Zeit dem Abschluß nahe brachte, einer Reihe philosophischer Gespräche, welche eine Theodicee vom katholischen Standpunkte aus entwickeln. Die Leichtigkeit und Elasticität, die Schärfe und Helligkeit, welche er sonst der Erörterung der trockensten und der tiefsten Probleme zu geben wußte, ist verschwunden; ein schwerer und schwerfälliger Ernst liegt auf der Verhandlung, welche, immer noch reich an prägnanten Gedanken, sich in mühsamen Formen ohne eigentlichen Zielpunkt fortarbeitet.

Kaum war das Jahr 1816 zu Ende gegangen, so erwirkte oder empfing er seine Abberufung von Petersburg. Er schied von der Stätte, die ihm durch lange Gewohnheit, zahlreiche Freunde, große Hoffnungen und Leiden werth geworden, wie von einer zweiten Heimath. Alexander entließ ihn mit allen Zeichen ehrender Anerkennung; der nun wieder hergestellte König von Sardinien berief ihn zu einem der ersten Aemter seines Reiches. Wenn er die politische Weltlage überblickte, so sah er die meisten seiner Voraussagungen erfüllt, Frankreich unter bourbonischer Herrschaft, das Haus Savoyen gekräftigt, seine Parteigenossen in den meisten Staaten herrschend, in den andern stark heranwachsend. Auch von seiner Kirche war das napoleonische Joch hinweggenommen, der Papst residirte wieder in Rom, erhob sich täglich stärker zu einer neuen Epoche geistiger Herrschaft. Maistre's Schriften, welche jetzt in rascher Folge erschienen, machten

gewaltigen Eindruck und wurden im Occident das Banner einer durch alle Staaten hindurchfluthenden Parteibewegung. Aber das Alles entschädigte ihn nicht völlig für die russische Katastrophe. Er schilderte im Jahre 1819 einem Freunde die Aussichten des Christenthums in Europa. In zwei Worten, begann er, ist Alles gesagt: „Sehet und weinet." Näher eingehend erklärte er dann, welch eine ungeheure Aufgabe in Alexander's Macht gelegen, die Vereinigung der ganzen Christenheit in der wahren Kirche; leider habe er sie zurückgestoßen. Er habe Toleranz verkündet, und nicht gewußt, was Gerechtigkeit sei. Er habe das Christenthum auf den Tod getroffen, indem er Genf, den Sitz aller Rebellionen beschütze, indem er die Bibelgesellschaft, dies ganz unchristliche Unternehmen befördere, indem er dem römischen Klerus in seinem Reiche die Verbindung mit Rom erschwere und ihn einem profanen Cultusminister unterstelle, indem er das deutsche Gift einer allgemeinen Religiosität in sich sauge. „Wer soll," schloß er, „ihm diese Dinge eröffnen? Wenn man sich fragt, durch welches Organ die Wahrheit bis zu einem Kaiser von Rußland dringen möchte, so lassen sich unter allen Geschöpfen nur zwei entdecken: ein Engel oder eine Dame."

Noch immer sind Prophet und Weltkind in ihm dicht beisammen.

In Rußland blieben freilich Engel und Dame aus dem Spiel. Statt dessen kamen immer ungünstigere Berichte aus Polozk nach Petersburg. Die Jesuiten, hieß es, führen fort in ihren Bekehrungen, stiegen zu dem niedern Volke herab, verkündeten — und dies erregte den Zorn des Czaren am heftigsten — den Soldaten, daß es keine Seligkeit ohne Unterwerfung

unter Rom gebe. Es sei der Beistand der Ortsobrigkeit nöthig, um jüdischen Eltern ihre Kinder aus den Erziehungshäusern der Jesuiten wieder zu schaffen: auf seinen Gütern in Polen habe der Orden 22,000 Bauern, die er ganz in Elend und Unwissenheit verwildern lasse. Am 13. Mai 1820 verfügte Alexander die Ausweisung der Jesuiten aus seinen Reichen und die Confiscation ihrer Güter.

Was Maistre betraf, so hatten unterdessen, wie sein Sohn erzählt, die Ermüdung der Seele, die Arbeit des Geistes, der Kummer des Herzens seinen kräftigen Körper untergraben. Seitdem er 1818 seinen Bruder Andreas, Bischof von Aosta, verloren, wurde seine Gesundheit, welcher das Petersburger Klima nichts angehabt hatte, schwankend. Nur der Kopf behielt seine Kraft und Frische, und mit immer gleicher Unermüdlichkeit lag er der Masse seiner Geschäfte ob. Noch ein bitterer Kummer war ihm zu erleben bestimmt. Die Restauration in Piemont war, wie man weiß, das italienische Gegenbild zu den gleichzeitigen Vorgängen in Kurhessen, ein thörichter Versuch, ein langjähriges Zwischenreich als nicht geschehen zu betrachten. Wir haben gesehen, mit welcher Verwerfung Maistre auf eine solche Beschränktheit hinabblickte; er zürnte, warnte, wurde nicht gehört. Bald genug wurden die Folgen sichtbar. Der revolutionäre Geist, weit und breit in Italien vertreten, erreichte auch die sardinischen Lande, und Anfang 1821 gerieth die Regierung bei der täglich wachsenden Gährung in ernstliche Besorgniß. Maistre wohnte noch einem Ministerrathe bei, in welchem zur Beschwichtigung der Unruhe wichtige Reformen in der Verfassung vorgeschlagen wurden. Er gab, ohne zu schwanken, seine Meinung dahin ab, daß der Plan gut und selbst nothwendig, aber

der Zeitpunkt verkehrt sei. Er steigerte sich allmälig zu einer förmlichen Rede, und schloß mit den Worten: „Die Erde bebt, meine Herren, und Sie wollen bauen.“

Kurze Zeit nachher starb er, am 26. Februar 1821, siebenundsechzig Jahre alt. Ein Mensch, den man nicht den Geistern ersten Ranges zuzählen kann, dessen Mängel man am leichtesten ermißt, wenn man ihn mit Burke und Gentz zusammenstellt, dessen Stärken nicht minder bestimmt hervortreten, wenn man ihn mit Haller und Görres vergleicht. Vor Allem darf man nicht vergessen, daß bei ihm das schriftstellerische Verdienst nicht die hervorragendste Seite seines Wesens darstellte. Um ihn richtig zu schätzen, muß man nicht seine Bücher, sondern sein Leben aufschlagen: er selbst hat den Inhalt desselben in der Devise seines Wappens zusammengefaßt:

fors l'honneur nul souci.

Die Erhebung Europa's gegen Napoleon I.

Drei Vorlesungen,

gehalten zu München am 24., 27. und 30. März 1860.

I.

Ueber wenige Abschnitte der Weltgeschichte ist in den letzten Jahrzehnten unsere Kenntniß in solchem Maße erweitert und beinahe zum Abschlusse gebracht worden, wie über die große Epoche der ersten französischen Revolution und der durch sie veranlaßten Napoleonischen Weltherrschaft, die Zeit also von 1789 bis 1815. Da in jenen denkwürdigen Jahren die höchsten Interessen im Kampfe, die tiefsten Leidenschaften in Bewegung, alle Lande des Erdballs in den Streit hineingezogen waren, so spiegelte sich naturgemäß die ungeheure Aufregung auch in der geschichtlichen Ueberlieferung ab, und eine unabsehbare Masse von Gerüchten, Einbildungen, Mythen und Tendenzlügen erfüllte die ersten historischen Darstellungen. Manche der entscheidendsten Beziehungen lagen dabei tief in dem Dunkel der Cabinette und der Archive verhüllt, und so kam es, daß ein volles Menschenalter hindurch gerade über die wichtigsten Momente der großen Entwicklung das volle Gegentheil der Wahrheit allgemein geglaubt wurde. In zahllosen Büchern las man, daß die Revolution bis zum Jahre 1791 milde und menschlich gewesen, dann aber hätten die Höfe von Wien und Berlin sie mit einer bewaffneten Intervention heimgesucht, und dadurch die Franzosen nach innen in wilde Leidenschaften versetzt und nach außen zu beispiellosen Anstrengungen und Siegen genöthigt — so daß alle blutigen Frevel

der Schreckenszeit und alle Ausschreitungen der spätern Kriegsherrschaft nur das Erzeugniß des ungerechten Angriffs der Coalition von 1792 gewesen. Man las mit gleicher Bestimmtheit, daß der eigentliche geheime Anstifter, welcher Oesterreich und Preußen zu diesem thörichten Kriege verleitet hätte, der englische Minister Pitt gewesen, dann fort und fort die Seele des Kampfes geblieben, und auf völlige Vernichtung Frankreichs ausgegangen sei. Man las weiter, daß diese Bemühungen gescheitert seien, in erster Linie an dem heldenmüthigen Enthusiasmus der jungen französischen Soldaten, in zweiter aber an der verrätherischen Gesinnung Preußens, welches 1795 durch seinen Separatfrieden zu Basel von der gemeinen Sache zurücktretend, Kaiser und Reich der französischen Uebermacht Preis gegeben, und dann zehn Jahre lang in hartnäckiger Feigheit oder Selbstsucht sich dem gerechten Kampfe gegen Frankreich entzogen habe. Man erfuhr dann eben so häufig, daß eben damals Napoleon aufgetreten sei, in seinen ersten Jahren ein Feldherr republikanischer Freiheit, heldenkühn gegen den Feind, übersprudelnd in jugendfrischer Geisteskraft und beseelt von enthusiastischem Patriotismus; leider sei er, einmal zur Herrschaft in Frankreich gelangt, von Schmarotzern und Intriganten, von Hofleuten und Pfaffen umringt, und allmälich zu selbstsüchtigem Despotismus erzogen worden. Nun habe, hieß es ferner in aller Literatur, England durch vertragswidrige Ansprüche und durch eine unerträgliche Handelstyrannei ihn zu einem Vernichtungskampf mit allen Mitteln gezwungen, Baiern habe sich ihm aus niedriger Selbstsucht angeschlossen und damit ihm den Süden Deutschlands eröffnet, vergebens habe Oesterreich ihm in mehreren blutigen Kämpfen mit unerschütterlicher Ausdauer zu widerstehen gesucht. So sei er der Herr des

europäischen Continents geworden, bis er endlich im Befreiungskriege durch eine feste, gründliche, allseitige Eintracht der Mächte überwältigt und der Welt die Freiheit wiedergegeben worden sei.

Indem ich diese Sätze spreche, wird kaum Jemand unter Ihnen sein, der sie nicht hundertmal vernommen, der sie nicht großen Theiles selbst für die geschichtliche Wahrheit gehalten hätte. Sie werden also das wissenschaftliche Interesse anerkennen, wenn ich wiederhole, daß alle jene Thesen ohne Ausnahme eine Entstellung der Thatsache, eine völlige Umkehr der Wahrheit sind. Der Krieg wurde 1792 nicht von Deutschland, sondern von der französischen Revolution begonnen. Der englische Minister Pitt hielt Jahre lang an der Neutralität, that Alles den Frieden zu bewahren, und suchte auch nach der französischen Kriegserklärung unaufhörlich zum Frieden zurückzugelangen. Preußen schloß den Baseler Vertrag aus bitterer Nothwendigkeit, durch einen kriegerischen Angriff seiner bisherigen Verbündeten bedroht, und ganz ähnlich fand sich Baiern einige Jahre später zur Selbsterhaltung gegen Oesterreich gezwungen, französisches Bündniß zu suchen. Was Napoleon angeht, so war er am ersten Tage seines Erscheinens ebenso herrschbegierig, ehrsüchtig, berechnend, wie am letzten; er war auch England gegenüber stets die angreifende Macht, und nicht die britische Seeherrschaft, sondern die napoleonische Weltherrschaft machte den Frieden unmöglich. Der Krieg von 1813 war allerdings auf Seiten der Völker durch eine beispiellose und einmüthige Begeisterung beseelt, das Bündniß aber der Regierungen war äußerst locker und von Anfang bis Ende in zwei sich unaufhörlich bekämpfende Parteien gespalten, so daß man mit buchstäblicher Wahrheit sagen muß, das Gefühl der Massen, das Herz der Völker, der Geist der Nationen

hat damals die Führer geführt, die Herrscher beherrscht, den Weltüberwinder besiegt. Diese Thatsachen sind heute der Geschichte zu völliger Sicherheit gewonnen, aus den ächtesten Quellen, aus den im Laufe der Ereignisse selbst entstandenen Depeschen, Acten und Correspondenzen. Es ist nicht möglich, an irgend einer Stelle noch einen Zweifel dagegen zu erheben, und, wie Sie sehen, ist hiermit die Gesammtansicht der großen Weltbewegung vollständig verwandelt.

Es würde die mir gesteckten Grenzen um ein Großes überschreiten, wollte ich versuchen, die Geschichte jener Zeit nach den neuesten Aufklärungen in ihrem ganzen Umfange darzustellen. Ich kann nur einzelne besonders wichtige Momente herausgreifen, um diese in möglichster Anschaulichkeit Ihrem Blicke zu vergegenwärtigen. Sie werden es, hoffe ich, billigen, wenn ich bei der Auswahl derselben für unsern Zweck weniger auf die Menge der bisher unbekannten Details, als auf die innere Bedeutung des ganzen Stoffes sehe. Ich wähle also den letzten erfreulichsten Abschnitt jener Epoche, die Zeit der Wiedererhebung nationaler Selbstständigkeit gegen die Napoleonische Weltherrschaft; ich werde heute von dem großen spanischen Kampfe reden, in dem folgenden Vortrag das mächtige Ringen Oesterreichs im Jahre 1809, in dem letzten den Befreiungskrieg von 1813 schildern. Daß wichtige Seiten dieser Ereignisse außer dem wissenschaftlichen für unsere Gegenwart auch ein praktisches und lebendiges Interesse haben, darauf brauche ich Sie nicht erst aufmerksam zu machen. Eher möchte ich umgekehrt auf die Schranke dieser Beziehung hinweisen, auf den Standpunkt, der allein das Studium der Vergangenheit für das Handeln der Gegenwart fruchtbar macht. Wohl steht geschrieben: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Aber es ist eben so wahr: Es wiederholt sich nichts auf Erden. Napoleon III. hat manchen Zug von seinem Oheim, aber wer seine Pläne unmittelbar nach jenen des ersten Kaisers bemessen und bekämpfen wollte, würde ohne Zweifel höchst verderblich fehlschließen. Dasselbe gilt von England und Spanien, von Oesterreich und Preußen, und noch mehr von Deutschland in seiner nationalen Gesammtheit. Nichts wäre verkehrter, als sein Urtheil über die heutigen Dinge durch die einzelnen Gestalten, Charaktere und Handlungen einer früheren Periode bestimmen zu lassen. Dem Naturforscher sind nicht die einzelnen Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Farbe, der wahre Gegenstand des Wissens, sondern das Naturgesetz, das ihnen zu Grunde liegt. So beginnt auch der Historiker das eigentliche Wissen erst mit der Summe aller Einzelnheiten, mit der Erkenntniß der sittlichen Gesetze, welche in dem Treiben der Menschen zu Tage treten — und so soll auch dem politischen Beobachter die Geschichte nicht ein Haschen nach Aehnlichkeiten oder eine Sammlung von Anspielungen sein, sondern eine Unterweisung der Sitte, eine Schule der Gesinnung. Wenn ich von den französischen und deutschen Staatsmännern rede, so wünsche ich nicht, Sie an die Handlungen oder Unterlassungen ihrer jetzigen Nachfolger zu erinnern. Sondern ich wünsche die geistigen und sittlichen Tendenzen anschaulich zu machen, durch welche damals der Fall und der Sieg entschieden wurde, durch welche er auch in aller Zukunft entschieden werden wird. Ich wünsche ein warmes Bild der Gesinnung zu zeichnen, durch welche Europa, durch welche vor Allem unser Vaterland sich aus tiefem Sturze wieder auf die Höhe der Ehren emporschwang.

Am Abschlusse des Jahres 1807 stand Kaiser Napoleon auf

dem Gipfel seiner weltgebietenden Macht. Er hatte Oesterreich in drei großen Kriegen überwältigt, ganz Italien sich unterworfen, weite deutsche Provinzen des Gegners seinen Vasallen und Bundesgenossen geschenkt. Er hatte Preußen völlig zerschmettert, die Hälfte des Staates abgerissen, aus den Trümmern desselben für seinen Bruder Jerome das Königreich Westphalen, für den König von Sachsen das Großherzogthum Warschau gebildet und zahlreiche Garnisonen in den Festungen der Elbe, Oder und Weichsel gelassen. Das übrige Deutschland war in die Form des Rheinbundes gegossen und zu unausgesetztem Kriegsdienste unter den Fahnen des Gewaltigen verpflichtet. Spanien, von einer elenden Regierung jammervoll verwahrlost, stand seit zehn Jahren mit Frankreich im Bunde und folgte jedem Winke des Kaisers, wie eine morsche Barke im Schlepptau eines Linienschiffes. Kaiser Alexander von Rußland hatte zweimal den Kampf gegen den unbesiegbaren Imperator gewagt und am Schlusse des letzten zur betäubten Ueberraschung der Welt den tödtlichen Haß auf einen Schlag mit begeisterter Freundschaft gewechselt. Auf jenem Floß im Niemen, nicht weit von Tilsit, hatten die beiden Kaiser sich umarmt, sich festes Bündniß gegen die einzige freie Macht in Europa, gegen England, zugeschworen, und in langen lebhaften Ergießungen die Entwürfe ausgetauscht, nach welchen der Erdball in Zukunft den beiden Reichen dienen, Alexander der Herr des Ostens, Napoleon der Gebieter des Westens werden sollte. So hoch hatten die Wogen einer beispiellos stürmischen Zeit den Mann emporgetragen, der erst vor dreizehn Jahren auf dem Pariser Pflaster als abgedankter hungernder Officier umhergegangen war und damals sein Glück in türkischen oder in russischen Diensten oder als König von Corsika von seines Schwertes

Gnaden hatte suchen wollen. Er war schon damals in seinem Innern derselbe Mensch gewesen, der jetzt die Schicksale des Welttheils mit elastischer und sicherer Hand zu lenken vermochte. Wir haben die noch italienisch geschriebenen Tagebücher des Lieutenants Bonaparte: wir sehen darin, wie er die Revolution mit Freude begrüßt, im Bewußtsein der eigenen Kraft, der trefflichen Gelegenheit, für seine Person emporzukommen, aber ohne alle Begeisterung der Jugend, ohne die Täuschungen der liberalen Parteien, als dreiundzwanzigjähriger vollendet weltklug, leidenschaftlich und doch prosaisch, voll von Phantasie und ohne jedes Verständniß für das Ideale. Kaum stand er dann als commandirender General an der Spitze des Heeres in Italien, so war der selbstständige Herrscher vollendet. Er siegte nach eigenen Plänen, schloß Verträge, erhob Contributionen, richtete Provinzen ein, wie ein unabhängiger Souverän. In seinem Hauptquartier ging es zu, wie am Hofe eines mächtigen Fürsten; die Gesandten und Deputationen drängten sich; er umgab sich mit einer pomphaft byzantinischen Etiquette und nahm von den Wünschen der Pariser Regierung genau so viel Notiz, wie es in den Plan seiner eigenen Erhebung paßte. „Glaubt ihr," sagte er damals seinen Vertrauten, „daß ich hier Siege erkämpfe, um die Advocaten im Directorium groß zu machen? Oder um eine Republik zu gründen? Welch eine Chimäre? Eine Republik von dreißig Millionen Menschen, mit unseren Sitten und unseren Lastern!" Er hatte von der Revolution eine völlige Nichtachtung alles Vorhandenen und alles Rechtes gelernt: so schritt er durch die wankenden Zustände Europas hindurch, immer nur sich und die künftige Größe vor Augen. Jeder Angelegenheit war er gewachsen, jedem Menschen überlegen; seine Thätigkeit war rastlos,

von früh bis spät, unausgesetzt, nach allen Seiten, überall zutreffend, energisch, unwiderstehlich. Merkwürdig, welche Gegensätze sich in dieser mächtigen Natur verbanden. Er war voll von stürmischer Kühnheit und brausender Ungeduld wie ein Held, und fähig zu einer abwartenden Verstellung und unergründlicher List wie ein Dämon. Im Einzelnen war sein Entschluß immer nach fester Zweckmäßigkeit berechnet, im Großen liebte er weit voraus zu erwägen und sich immer verschiedene Möglichkeiten offen zu halten. Unter dem kältesten Verstande arbeitete bei ihm fortdauernd eine glühend schöpferische Einbildungskraft, welche stündlich immer neue, immer weitere Entwürfe hervorbrachte und aus jedem Erfolge neue Fortschritte herausspann. Kaum war er der Chef der französischen Republik, so zimmerte er schon an den Stufen des Kaiserthrones; und eben in Paris gekrönt, umgab er sich bereits mit einem weiten Kreise unterthäniger Staaten. Nun schien es vollendet, das Kaiserreich des Westens überschattete Europa von einem Ende bis zum andern.

Seit der römischen Kaiserzeit hatte die Welt keine solche Machtanhäufung gesehen. Von Warschau bis Cadix, von Brest bis Cattaro folgte Alles willenlos den Geboten des neuen Kriegsfürsten. Das Reich Dschengis-Chans war größer gewesen: hier aber dienten nicht die Nomadenhorden der Steppen, sondern zahlreiche und civilisirte Nationen, und eben so ausgebildet, wie die Kriegsgewalt des Herrschers war auch die innere Verwaltung. 1804 war das bürgerliche Gesetzbuch fertig geworden und hatte 1807 den Titel Code Napoléon erhalten; daran schlossen sich Gesetzbücher über Civil- und Criminalproceß, und alle wurden außer Frankreich auch in dem größten Theile der verbündeten Staaten eingeführt. Die Finanzen des Kaiserthums waren in

Folge der gewaltigen Kriegsbeute im Gleichgewicht; der Ackerbau erholte sich und empfand nur die Minderung der Arbeitskraft durch die stets wachsenden Recrutirungen. Der auswärtige Handel war freilich todt, dafür kam die Industrie durch die absolute Grenzsperre empor, namentlich in den Luxuszweigen, Seide, Gold, Glas. Wo sie noch nicht im Stande war, die arbeitende Classe zu beschäftigen, griff Napoleon mit Straßen-, Häuser- und Prachtbauten ein, die überall den Charakter des Zweckmäßigen und Colossalen hatten: von ihrer Schönheit ist nicht viel zu rühmen, denn die aus allen Landen zusammengeraubten Kunstschätze hatten den ästhetischen Geschmack nicht belebt. In den Wissenschaften regten sich die mathematischen Zweige, aber Geschichte und Philosophie waren todt. Die Ursache liegt nahe, es war die vollkommene Unterdrückung der individuellen Selbstständigkeit, der persönlichen Freiheit. Die Lyceen empfingen seit 1808 ihr Lehrpersonal aus der kaiserlichen Universität, d. h. einer Anzahl von Seminarien, die unter eben so militärischer Leitung wie die Lyceen standen. In den niederen Schulen, für die überhaupt wenig geschah, hatte der Religionsunterricht hauptsächlich die Aufgabe, die Pflichten des Gehorsams gegen die Obrigkeit einzuschärfen. Die Generation sollte im Leben und Denken den Stempel des einen, herrschenden Geistes tragen.

Alle diese Einrichtungen trafen mit durchgreifender Einfachheit zum Zweck und griffen mit bewundernswerther Energie zusammen. Es war stets, wie einst beim Beginne des Consulats der Abbé Siéyès gesagt: wir haben einen Herrn; Napoleon kann Alles, weiß Alles und will Alles. In jedem Momente fand er mit nie täuschendem Griffe das Wesentliche, und während er die Umwälzung des Orients und Occidents in seinen Gedanken be-

wegte, gab es kein Departement des weiten Reiches, dem er nicht eine locale Verbesserung geschaffen. Wo er erscheint, muß man die Zweckmäßigkeit und Kraft seines Thuns bewundern; es gibt keine zweite Persönlichkeit in der Geschichte, die mit so dämonischem Geiste den Blick fesselt, es gibt keine ähnliche Unerschöpflichkeit des Verstandes, der Einbildungskraft, der Willensstärke. Und doch ist diese Größe eben so abschreckend wie begeisternd; fortreißend in ihrer Erscheinung, ist sie düster und unheimlich in ihrem Grunde. Denn überall hat sie nur sich selbst zum Zwecke. Sie steht einsam in der Welt, sie ist herzlos für alle Anderen, in denen sie nur das Material für die eigne Erhöhung findet. In den ersten Jahren war es zugleich eine Wohlthat für Frankreich, wenn Napoleon bei Marengo siegte und mit seiner Polizei die revolutionären Factionen bändigte: was aber hatte es mit Frankreichs Interessen zu thun, wenn er jetzt seine glühenden Begierden um die Beherrschung des Abendlandes, um einen Kriegszug nach Ostindien fliegen ließ? Frankreichs Wohl war ihm jetzt so gleichgültig, wie 1796 jenes der italienischen Völker. So erschöpfte er nicht bloß durch seine endlosen Eroberungszüge die materielle Kraft des Landes wieder, die er bis dahin hergestellt und erneuert hatte, sondern was noch schlimmer war, er demoralisirte es durch unbedingte Knechtschaft, indem er nach aller Despoten Weise überall die schlechten Seiten des menschlichen Wesens groß zog, Habgier, Eitelkeit, Genußsucht, weil man damit die Menschen am sichersten fesselt. Er meinte sie hinreichend entschädigt zu haben, wenn er mit Recht fragen konnte: wer würde Eure Heere zweckmäßiger führen, wer Eure Finanzen einsichtiger verwalten, wer Eure Gerichte verständiger organisiren? Er sah nicht, daß damit der Kern des

menschlichen Wesens noch nicht berührt wird. In jedem Menschen, in jedem Volke liegt eine persönliche Eigenartigkeit, die sich in Sprache und Sitte, in Neigung und Abneigung ausdrückt, die in der Erinnerung an die Kindheit und der Anhänglichkeit an die Heimath wurzelt, welche den Einen in die Weite drängt, den Andern an seinen Herd fesselt, welche dem Lebensberufe des Einzelnen und dem Rechte, dem Staate, der Religion der Völker ihre Richtung gibt. Wer sie antastet, mag er den Menschen mit Gold und Glorie überhäufen, zertritt die Lebenskeime der Zukunft und stößt das Gemüth der Nationen von sich hinweg. Aber Napoleon, dessen ganzes Dasein die Rechtlosigkeit aller Anderen bedeutete, hatte von diesen Dingen keine Ahnung. Er sollte ihre Kraft erfahren. Im Kampf der gewöhnlichen Politik und Strategik hatte er seines Gleichen nicht gehabt; er war über alle Schranken hinausgeschritten, er forderte die elementaren Kräfte des Völkerlebens gegen sich heraus. Seinen militärischen Conceptionen setzten sich nicht mehr bloß die Cabinette und Armeen, sondern in und mit diesen die Religionen und Nationalitäten entgegen. Eine neue Zeit begann.

Wir betrachten zuerst das romanische Südeuropa.

Napoleon war gleich im Beginne seiner Laufbahn auf den Papst gestoßen. Nach seinen ersten italienischen Siegen hatte er ihn 1797 zur Abtretung der Romagna genöthigt, nach welcher damals um die Wette Oesterreich, Venedig, Frankreich die Hand ausstreckten und welche der Papst endlich dem Stärksten ohne Widerrede überließ. Später als Herrscher von Frankreich hatte Napoleon das Bedürfniß empfunden, die von der Revolution zerstörte Kirche seines Landes wiederherzustellen; er hatte 1801 mit dem Papste darüber ein Concordat geschlossen, neben dem er

freilich die Rechte der Staatsgewalt sehr bemessen wahrte; er hatte endlich 1804 Pius VII. durch List und Schmeicheln und Drohungen bestimmt, nach Paris zur Kaiserkrönung zu kommen. Der Papst hatte gehofft, dafür zum Danke die Romagna wiederzuerlangen; als es nicht geschah, zeigte er sich schwierig bei der Verwaltung der französischen Kirche, und Napoleon, mit jedem Jahre despotischer auftretend, vernichtete deshalb 1805 die politischen Rechte der Curie im Königreich Neapel. So kam man aus einem Streite, aus einer Beschwerde in die andere. Den letzten Bruch führte die Forderung Napoleon's herbei, der Papst solle dem Continentalsystem beitreten und alle Engländer aus Rom ausschließen. Pius weigerte es unbedingt: er sei ein Herrscher des Friedens, und wolle auch mit Nichtkatholiken, die im kein Leid zugefügt, keinen Krieg beginnen. Napoleon antwortete, er sei der Nachfolger Karl des Großen, sei Wohlthäter des Papstes wie dieser, und fordere von dem Papste gleichen Gehorsam wie der Kaiser des Mittelalters. Pius war der weichste und mildeste Mensch, aber bei dieser Proposition funkelten seine Augen. Er rief: will man mir den Despotismus der alten Kaiser entgegenhalten, so will ich die Festigkeit Gregor VII. zeigen. Napoleon zuckte die Achseln über einen Bannstrahl im neunzehnten Jahrhundert, ließ Februar 1808 Rom militärisch besetzen und trennte die ganze Küstenstrecke am Adriatischen Meere vom Kirchenstaate ab; er nehme zurück, sagte er, was sein Vorgänger Karl der Große der Curie geschenkt habe. Der Papst blieb unerschüttert. Er ließ die Militärgewalt in Rom schalten und verschloß sich im Vatican; überall duldend, ausharrend, vor Europa widersprechend. Im neunzehnten Jahrhundert hat freilich der Gedanke kirchlicher Herrschaft und kirchlicher

Strafgewalt keine Stätte, und nicht der zürnende, wohl aber der leidende Papst war dem Imperator gefährlich. Die rohe Mißhandlung des Kirchenhauptes wirkte gewaltig auf die religiöse Stimmung, und wie das Unrecht sich stets die Strafe mit eigener Hand zu schaffen bereit ist, eröffnete ihr Napoleon selbst in diesem Momente einen furchtbaren Kriegsschauplatz.

In Spanien herrschte damals König Karl IV., bourbonischen Stammes. Der sehr beschränkte, gutmüthige aber halb stumpfsinnige Mann überließ von jeher die Regierungssorgen seiner Gemahlin, einer auch nicht weitsichtigen, aber heftigen und leidenschaftlichen Dame, welche seit Jahren einem schönen Leibgardisten Godoi ihre unbeschränkte Neigung und damit die höchsten Ehren des Staates, und beiläufig auch die väterliche Gunst des alten Königs zugewandt hatte. Godoi besaß zwar einen stattlichen Körper, aber weder Bildung noch Charakter; nichtsdestoweniger wurde er Graf von Alcudia und Fürst des Friedens, General und Minister, Grande und Großadmiral und mit Orden und Reichthümern überhäuft. Dieses traurige Kleeblatt unterwarf lange Jahre hindurch Spanien einer Mißregierung ohne Gleichen. Die Verwaltung war tyrannisch gegen die Personen, unfähig für die Interessen des Landes, unredlich gegen den Staat; die Einnahmen versiegten, die Ausgaben wuchsen; die Straßen verfielen, die Soldaten bettelten, die Schiffe vermoderten in den Häfen; jedes Begehren einer Reform wurde von der Inquisition mit Kerker und Strafgericht erstickt. Die auswärtige Politik wurde mit derselben Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit geleitet. Nachdem man einige Jahre lang die französische Revolution bekämpft und nach mehreren Niederlagen einen schimpflichen Frieden geschlossen hatte, reichte bei Bonaparte's ersten Siegen in Italien die Aus-

sicht auf ein Stück dieser Beute hin, den spanischen Hof zu einem willenlosen Diener Frankreichs zu machen. Er erklärte Krieg gegen England, ließ seine Flotte zu Grunde richten, seine Colonien brandschatzen, seinen Handel ruiniren, Alles, um seiner Infantin Toscana, oder wie man damals sagte, das Königreich Etrurien zu verschaffen. Der gerechte Lohn für ein solches Verfahren blieb nicht aus: es war nur in der Ordnung, daß er eben von der Stelle kam, an die man seine Ehre weggeworfen hatte. Napoleon verachtete die Madrider Potentaten auf das Gründlichste, und hatte seine Freude daran, den Friedensfürsten mit ausgesucht groben Formen zu behandeln, ihm jede Ehrlosigkeit und Nichtsnutzigkeit zuzumuthen und ihn höchstens für einen besonders schlechten Streich besonders zu beloben. Das ging so mehrere Jahre lang, bis einmal 1806 der schwache Hof eine Regung von Ungeduld und eigenem Willen zeigte; seitdem wuchs bei Napoleon die Vorstellung empor, die Bonaparte seien berufen, wie in Frankreich und Neapel, so auch in Spanien die Bourbonen zu verdrängen. Er hatte die Macht dazu; was ihm fehlte, war ein irgend scheinbarer Grund zur Feindschaft, da die spanische Regierung jedem seiner Winke zitternd nachkam. Er nöthigte sie zunächst, mit ihm gemeinschaftlich ohne allen Anlaß den Krieg gegen Portugal zu erklären; Spanien sollte die Hälfte des Landes bekommen, und dafür Etrurien dem Kaiser zurückgeben. General Junot besetzte dann Portugal, Etrurien wurde französisch, aber von der Abtretung der portugiesischen Provinz war keine Rede weiter. Dafür rückten allmälich über 100,000 Franzosen in Spanien ein, angeblich als Reserve des portugiesischen Occupationsheeres; als Napoleon seine Masse stark genug glaubte, benützte er einen widerlichen Streit, der in Madrid zwischen König

Karl und dem Thronfolger Ferdinand ausgebrochen war und bei dem sich beide Theile auf seinen Schiedsspruch beriefen, die ganze königliche Familie zu sich nach Bayonne zu locken und hier ihre Abdankung zu erzwingen. Während Ferdinand in anständiger Haft zu Valençay blieb, ernannte Napoleon seinen ältesten Bruder Joseph, bisher König von Neapel, zum Könige von Spanien. Eine Junta spanischer Großen erkannte ihn an, eine neue Verfassung wurde gleich von Bayonne aus verkündigt, die französische Armee hielt Madrid und die Hälfte der Provinzen besetzt; das Opfer schien vollständig vollbracht. Anfang Mai 1808.

Aber in einem Momente, in den Tagen vom 20. bis 30. Mai, stand ganz Spanien in Flammen. Da in dem Lande für ein Menschenalter Alles was Staat, Verwaltung, Regierung hieß, ohnmächtig und verrottet gewesen, so hatte Napoleon gemeint, ungefähr eben so leicht mit Spanien wie mit Neapel fertig zu werden; einige Regimenter mehr würden jede Schwierigkeit beseitigen. Aber hinter der elenden Regierung stand hier das Volk unberührt, gerade durch den Verfall der Regierung daran gewöhnt, der Leitung der Staatsbeamten zu entbehren, und bei der hundertjährigen politischen Ruhe nicht blasirt und abgestumpft wie damals die Franzosen. Man hat wohl erzählt, daß im achtzehnten Jahrhundert, wo Spanien die Jesuiten auswies und König Karl III. mannichfache Reformen unternahm, französische Aufklärung, französische Freigeisterei und französischer Liberalismus in das Land gedrungen sei; in Wahrheit beschränkt sich dieser Einfluß auf wenige Individuen unter den damaligen Machthabern und der höheren gebildeten Gesellschaft. Eben in jener Zeit beschrieb einer der bedeutendsten Männer der Reformpartei selbst, Cadalso, seine Nation mit den Worten: „Das spanische

Volk ist heute noch dasselbe wie vor dreihundert Jahren. Madrid freilich nimmt sich aus, wie jede andere europäische Residenz. Aber in den inneren Provinzen, wo die Straßen schlecht sind und der Verkehr gering, leben die Menschen heute noch in denselben Lastern und Tugenden, wie ihre Vorfahren im fünften Glied. Wenn der spanische Charakter im Allgemeinen aus Religiosität, Tapferkeit und Verehrung des Königs auf der einen, aus Eitelkeit, Verachtung des Erwerbs und übermäßiger Neigung zur Liebe auf der andern Seite sich zusammensetzt, so ist das heute wie früher. Auf jeden Gecken, der seine Tracht der Mode und dem Friseur unterwirft, kommen 100,000 Spanier, die nicht ein Haar breit an der Sitte der Väter geändert haben; auf jeden Spanier, der sich lau in Glaubenssachen äußert, kommt eine Million, die den Degen zieht, sobald sie so etwas hört." In der That, das System Philipp's II. und seiner Nachfolger hatte Spanien von der Bewegung der übrigen Welt abgeschnitten und das Land inmitten des sechzehnten Jahrhunderts festgehalten. Das Volk war durch fanatischen Nationalstolz und starre Kirchlichkeit von dem modernen Europa völlig getrennt. Der Staatsbegriff, die materiellen Interessen, die selbstständige Geistesbildung, diese Pole des neuen europäischen Lebens, waren dort von Grund aus unbekannt. Die Masse des spanischen Volkes vermißte den Staat nicht, weil sie von seinen Leistungen überhaupt keine Ahnung hatte. Den Bauern war es gleichviel, ob die Flotte verfaulte, das Heerwesen zu Grunde ging, die Landstraßen so schlecht wie die Schulen waren. Denn hier dachte Niemand an Aufklärung oder Industrie oder Luxus; der Acker gab den mäßigen Leuten die nöthigen Früchte beinahe von selbst; Niemand machte Reisen, und der Castilianer verachtete das Ausland um so ent-

schiedener, je tiefer seine Unwissenheit von allen fremden Dingen war. Die stolze Ruhe, der Hang zu beschaulicher Trägheit, — und daneben wieder das empfindliche Ehrgefühl bis zum Bettler hinab und eine in der Tiefe stets kochende Leidenschaft, alle diese Züge charakterisirten den Spanier wie zu Calderon's Zeit. Noch immer fühlten sie sich als die besten Christen der Welt. Der Kampf mit den Arabern, und gleich nachher der Krieg gegen die Reformation hatte bei ihnen den religiösen und nationalen Stolz vollkommen verschmolzen. Durchaus rechtgläubige Ahnen zu haben, war hier der höchste Adel, auch wenn er in Lumpen einherging. Die Kirche war der reichste Stand im Staate; jedes Thal der Sierren hatte sein Kloster, welches von den Bauern und Hirten auf das Andächtigste verehrt wurde. So trafen also die Vorgänge von Bayonne die tiefsten Gefühle der Nation ohne Ausnahme. Der fremde Usurpator, der gottlose Bedränger des Papstes vergriff sich an dem echten und rechtgläubigen König von Spanien. Frömmigkeit und Patriotismus riefen gleich nachdrücklich zu den Waffen. Hier gab es keine Börse noch Fabriken, die zum Frieden mahnten: aber die Heiligen des Himmels stritten voran und führten Jeden, der in diesem Kampfe fiel, geraden Wegs in das Paradies. Zwar ein großer Theil des Adels, des hohen Klerus und der Bureaukratie hielt sich scheu und träge zurück. Aber die Masse des Volks war nicht zu bändigen. Da rotteten sich die Bauern und Handwerker zusammen, Priester führten die einzelnen Haufen, die Klöster besorgten die Correspondenz zwischen den Thälern und Provinzen, die Soldaten desertirten bataillonsweise. Ueberall nahm das Volk die Gewalt ganz unmittelbar in die Hand und ersetzte die unfähigen oder unrechtlichen Behörden durch gewählte Junten.

Es zeigte sich sogleich, wie gewaltig religiöse Begeisterung und wie entsetzlich religiöse Leidenschaft ist. Aufopfernder Heldenmuth und haarsträubende Grausamkeit erschienen nebeneinander. Wer sich widersetzte, wurde erschlagen und bald auch, wer nur irgend verdächtig schien, niedergemacht; friedfertige französische Handelsleute wurden zu Hunderten zusammengehauen, Officiere, die sich nicht anschließen wollten, von ihren Soldaten erschossen, Beamte, die Bedenken trugen, von dem wüthenden Pöbel in Stücke zerrissen. Die schwache Ordnung des bisherigen Staates ging in diesem ungeheuern Sturme vollständig zu Grunde. Der fremde Eingriff erweckte in dem schlafenden Volke mit einem Schlage zugleich Helden wie Leonidas und Gräuel wie die Bartholomäusnacht. Kein Mensch, der einen Gedanken an Furcht vor den unbesiegten Regimentern Napoleon's gehabt: man war hochmüthig aus Unwissenheit, aber man war auch bereit zu sterben, nur nicht ohne Rache zu sterben. Schlechterdings Niemand, schrieb Joseph damals seinem Bruder, ist für mich. Wo französische Truppen erschienen, stoben die Guerillas auseinander, um sich hinter ihnen wie die Wellen hinter einem Schiffe wieder zu schließen. Saragossa und Valencia wiesen einen regelmäßigen Angriff ab, ja in Andalusien wurden 20,000 Franzosen unter General Dupont von 50,000 Spaniern umringt, und durch Hitze, Hunger und Durst bei Baylen zur Capitulation genöthigt. Zugleich brach auch in Portugal der Aufstand los; hier trat sogleich englische Hülfe ein; Sir Arthur Wellesley landete mit 30,000 Mann und zwang Junot, mit seinem ganzen Corps die Waffen zu strecken. Völlig entmuthigt verließ Joseph Madrid; die Franzosen sahen sich auf das Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro beschränkt.

Nie war die Nemesis dem Verbrechen dichter auf die Ferse gefolgt.

Die populären Kräfte hatten durch ganz Spanien in einem Rausche leidenschaftlichen Sturmes den Krieg decretirt, und in dem ersten überraschenden Anlaufe einen glänzenden, unerwarteten Sieg errungen. Der Jubel war unermeßlich; sie ahnten nicht, daß die Zeit furchtbarer Opfer, langjähriger Anstrengungen, entsetzlichen Leidens jetzt erst für sie beginnen würde. Kaum war Joseph abgezogen, so fiel die Masse des Volks in die gewohnte Ruhe zurück; es offenbarte sich, daß der gewaltige Aufschwung nur das alte Spanien mit neuen Formen restaurirt hatte. In den vom Volke gewählten Junten saßen Edelleute und Prälaten, Beamte und Generale, das Bürgerthum war kaum vertreten. Nicht anders wurde im September die Centraljunta, die neue Landesregierung zusammengesetzt, und wenn man die Kraft zu einem enthusiastischen Ausbruch gehabt hatte, so zeigte sich jetzt eine tiefe Unfähigkeit zu festen Organisationen, zweckmäßiger Vorkehr, dauernder Vertheidigung. Jener Mangel an geistiger Bildung und politischer Erziehung, der für die Hitze der Revolution unschätzbar gewesen, machte sich sofort für die neue Einrichtung absolut verderblich geltend. Denn die neuen Behörden traten ebenso unwissend und pedantisch wie die alten auf; die Armee, welche die Regentschaft der Centraljunta eifrig zusammenzog, wurde nicht besser verwaltet und geführt als unter dem Friedensfürsten; die Soldaten hatten weder Schuhe noch Munition, während die Mitglieder der Junten in Rang und Titeln und unnützen Aemtern mit kolossalen Gehalten einherprunkten. Manche einsichtige und liberale Männer, welche schon unter Karl IV. die Nothwendigkeit tiefgreifender Reformen verkündet

hatten, erhoben jetzt mit doppelter Wärme die Stimmen, und forderten die Berufung einer echten Volksvertretung, die Ansammlung aller nationalen Energie in ihrem alten Organe, den Reichsständen oder Cortes. Ihr Begehren verhallte für's Erste wirkungslos; die Junten schritten gegen sie ein mit Censur und Polizei, das Volk ging theilnahmslos an ihnen vorüber.

Unterdessen traf Napoleon, auf das Tiefste durch das unerhörte Mißgeschick seiner Waffen ergrimmt, die gewaltigsten Vorkehrungen für Spaniens sicheres Verderben. Er befestigte sein Einverständniß mit Rußland auf jener berühmten Erfurter Zusammenkunft mit Kaiser Alexander, wo Talma vor einem Parterre von Königen spielte, und die Donaufürstenthümer den Russen zu sofortiger Besitznahme überwiesen wurden. Dann brachte er sein spanisches Heer auf 250,000 Mann und setzte sich selbst an dessen Spitze. Da war denn von Widerstand wenig Rede. Die Provinzialjunten haderten gegeneinander, die Generale wurden von den Volksführern, die Bischöfe von den Mönchen verdächtigt; die unteren Classen ergriffen auf's Neue die Waffen, um die Franzosen mit Schwert und Büchse, mit Gift und Dolch zu bekämpfen, den Besitzenden und Gebildeten aber schlug bereits eine bange Sorge, welch ein Schicksal selbst der Sieg solcher Schaaren dem Lande bereiten müsse, die freudigste Begeisterung nieder. So erlagen die spanischen Heeresmassen bei dem ersten Andringen der Franzosen; nach drei siegreichen Schlachten zog Napoleon in Madrid ein, und war im Begriffe, von dort aus seine Armeecorps nach allen Seiten über die insurgirten Provinzen hinüber zu wälzen. Zum Glücke Spaniens wurde er zuerst durch das Erscheinen eines englischen Corps in Galizien gestört, und als er dies auf seine Schiffe zurückgejagt hatte, durch die ernst-

lichen Rüstungen Oesterreichs auf einen andern Kriegsschauplatz abgerufen. Aber auch dann blieb die Uebermacht der Franzosen weit und breit im Lande gewaltig. Obwohl nach Napoleon's Entfernung keine rechte Einheit in ihrem Armeebefehl war, kein Marschall den anderen gehorchen wollte, und Alle mit einer stillen Verachtung auf ihren sogenannten Chef, den unkriegerischen König Joseph blickten, drangen sie doch im Jahre 1809 nach Aragon und Catalonien vor, wo Saragossa nach heldenmüthigem Widerstand in entsetzlichem Kampfe überwältigt wurde, — gleichzeitig gegen Portugal, wo Marschall Soult schon Anstalt machte, sich in Oporto als König Emanuel I. ausrufen zu lassen, als Arthur Wellesley ihn durch nachdrücklichen Ueberfall wieder aus dem Lande hinausschlug; — dann nach Estremadura, wohin Wellesley gleich nach seinem Sieg am Duero zu Hülfe eilte und den König Joseph bei Talavera besiegte, sofort aber vor den heraneilenden französischen Verstärkungen wieder nach Portugal weichen mußte — endlich auch nach Andalusien, nachdem trotz aller Warnungen des englischen Generals die Spanier wieder eine offene Feldschlacht versucht und in grauenvoller Niederlage verloren hatten. Napoleon selbst sprach es damals aus, daß die spanische Sache hoffnungslos und die einzige Gefahr für Joseph's Königthum das englische Heer in Portugal sei. Durch Spanien ging dasselbe Gefühl; Joseph empfing in dieser Zeit eine große Zahl von Unterwerfungen und Anschlüssen aus den höheren Ständen, und erlebte in dem eben eroberten Sevilla einen kurzen Augenblick königlichen Glanzes und froher Aussicht in die Zukunft. Unter seinen Augen verfolgte damals Marschall Soult die flüchtende spanische Regentschaft bis vor die Wälle des letzten Zufluchts-

ortes, Cadix, wo sie auf dem äußersten Vorsprung der spanischen Erde, der Insel von Leon, für mehrere Jahre von den siegenden Fremden eingeschlossen wurde. Gegen Portugal aber brach im Sommer 1810 der erste Soldat des kaiserlichen Heeres Marschall Massena auf, mit mehr als 80,000 Mann, um, wie Napoleon sich ausdrückte, den britischen Leoparden in das Meer zurückzuschleudern. Allein er sollte seine Aufgabe schwer genug finden.

Sir Arthur Wellesley, oder wie er seit dem Siege von Talavera hieß, Lord Wellington, war der zweite Sohn des Grafen von Mornington und Wellesley. Geboren 1769 (mithin eben so alt wie Napoleon), hatte er zuerst 1794 den Krieg in Flandern gesehen und war dann 1797 nach Ostindien gekommen, wo eben damals sein älterer Bruder Richard Wellesley die Besitzungen der Compagnie aus tiefem Verfall zu dem heutigen Weltreiche erweiterte. Von der großen Natur dieses Bruders geben die beiden Grundsätze einen Begriff, mit welchen er die zerrütteten und gefährlichen Angelegenheiten der Compagnie in die Hand nahm. Der erste war: die höchste Kühnheit ist die höchste Klugheit — denn nur unser moralisches Gewicht kann die Millionen im Schach halten, also dürfen wir nie den Angriff abwarten, nie eine Rüstung verstatten, nie einer Feindschaft zusehen, ohne sie auf der Stelle zu ersticken. Der zweite: die höchste Rechtlichkeit ist die höchste Klugheit — also unverbrüchliches Festhalten an jedem Vertrag, im Kleinen wie im Großen, gerade in diesem Asien, wo Unzuverlässigkeit und Betrug überall an der Tagesordnung sind. Die Folgen waren gewaltig und unzögerlich. Während die Feinde Englands, der Sultan Tippo und die Mahratten, die neue Energie der englischen Kriegführung in raschen Niederlagen empfanden, drängten

sich die Vasallen und Bundesgenossen um den stets zuverlässigen Gouverneur, bei dem jedes Wort eine That und jedes Versprechen so gut wie die Leistung war. In dieser Schule empfing Arthur seine politische Bildung, während lange Kämpfe von höchster Schwierigkeit sein militärisches Talent entwickelten und festigten. Er war bei der Belagerung der Hauptstadt des Sultan Tippo und führte dort die Sturmcolonne mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit. 1803 machte er mit geringer Mannschaft einen abenteuerlich kühnen Reiterzug tief in die Berge der Mahratten, und siegte einige Monate später bei Assaye mit 8000 Mann über 50,000. Ueberall, in Angriff und Abwehr, in Jugend und Alter, war er stets derselbe, stets ruhig und seiner bewußt, eine Natur von unverwüstlicher Arbeitskraft und Solidität. Weder in seiner Erscheinung noch in seinem Benehmen war ein poetischer Zug, nicht fesselnde Anmuth, nicht flammende Leidenschaft: er war im Verkehre trocken, steif in seiner Haltung, bis zum Pedantischen regelrecht, und hatte mit dem Ausdruck oft mühsam zu ringen. Aber sein Leben zeigt, wie kein anderes, welch eine Quelle unendlicher Beglückung und Begabung in einem fest gestählten Pflichtgefühle springt. Er hatte seinen Willen auf das Rechte gerichtet und beugte jede Faser seines Daseins unter diesen Willen. Während Napoleon gern von seinem Sterne redete, nahm Wellington das Wort: virtutis fortuna comes (das Glück dient der Tüchtigkeit), zu seinem Wahlspruch. War ihm die elastische, froh aufjauchzende Frische eines Achill und Alexander versagt, so besaß er dafür die schrankenlose Herrschaft über sich selbst, jene Herrschaft, die nicht bloß die Leidenschaften bändigt, sondern sich auch zu jeder Leistung emporhebt, weil sie es so will. Dieser Held der bedächtigsten Ver-

theidigung brach doch, wenn er es einmal beschlossen, so energisch und heiß und unaufhaltsam reißend zum Angriffe vor, wie der wildeste Fanatiker — nur daß er, seine Aufgabe gelöst, noch athemlos von der Anstrengung, gleich wieder ernsthaft zusammengenommen, kühl und bedächtig einherschritt. So fesselte er das Glück, das er verachtete, fest an seine Fahnen; er wurde, obwohl an Genialität nicht mit Napoleon zu vergleichen, des Welteroberers Meister; und sein Leben wurde ein einziges Zeugniß für die so oft verkannte Wahrheit, daß in den menschlichen Dingen ein großer Charakter doch schwerer wiegt als der größte Geist.

Seit dem Frühling 1809 befehligte er alle englischen Truppen auf der Halbinsel, und begann hier eine stetige und glänzende Siegeslaufbahn, unter den nngünstigsten und wie es schien vollkommen hoffnungslosen Verhältnissen. Wir sahen, wie Spanien zum größten Theil in französischen Händen war, in der Hand von 200,000 Soldaten, die bisher in ganz Europa ihre Unwiderstehlichkeit bewährt hatten. Die Centraljunta in Cadix verfügte noch über große aber völlig aufgelöste Kämpfermassen, hatte weder Plan noch Geld noch Gehorsam im Lande, begehrte Englands Unterstützung in allen Dingen und wies Englands Rathschläge überall mit reizbarer Eifersucht von der Hand. In Portugal war das Land verheert und verödet, die wenigen Truppen zerrüttet, die Milizen ungeordnet, die Regierung geflüchtet, die Regentschaft eben so ungesellig und eifersüchtig gegen England wie die spanische Junta. Die englischen Minister, das Parlament und die Nation waren denn auch äußerst zweifelhaft, ob nicht alle Mühe vergebens, alle Kosten nutzlos aufgewandt wären; es ist überhaupt englische Art, an jeden Krieg mit bedächtigem Zaudern heranzugehen, und in der Kriegsverwaltung weder an Präcision

noch an Schnelligkeit Ueberfluß zu haben — wir haben das auch in der Gegenwart gesehen und sehen es täglich, doch wird nur eine völlige Unbekanntschaft mit den englischen Dingen daraus einen Schluß auf Abnahme der Kraft und des Ehrgeizes dieses gewaltigen Volkes machen, da die Erscheinung dieselbe wie vor hundert und zweihundert Jahren ist; auch damals waren die Engländer die letzten beim Anfange, aber auch die letzten bei dem Ende jedes Krieges. — So hatte denn Wellington unter den übeln Folgen dieses Zauderns und Bedenkens und dieser unbehülflichen Administration mehr als ein Jahr zu leiden. Zur Ueberwindung aber all dieser Schwierigkeiten hatte er zunächst nur 30,000 Mann, allerdings vortrefflicher englischer Truppen; er hatte als Gesandten in Cadix seinen geschickten, ihm unbedingt ergebenen jüngsten Bruder Heinrich; er erhielt seit 1810 die Unterstützung auch des ältesten Bruders Richard, welcher damals in London das Ministerium des Auswärtigen übernahm. Bei diesen Männern arbeitete sich nun Schritt auf Schritt der Grundgedanke durch, welcher den Kampf zu glorreicher Vollendung hinausführen sollte. Englands kleines Heer allein hätte so wenig wie die spanischen Guerillas allein sich gegen Napoleon's Uebermacht behaupten können, so kam es für England darauf an, einen festen geordneten Kern zu geben, an dem die begeisterten und regellosen Massen der Spanier einen festen Rückhalt, einen sicheren Mittelpunkt zum Anschluß und Aushalten gewinnen könnten. Die Aufgabe war von Anfang an eben so sehr eine politische wie militärische; aber Wellington's Natur zeigte sich ihr in jeder Beziehung gewachsen. Ein Anderer wäre den Portugiesen und Spaniern vielleicht liebenswürdiger erschienen, während er in seiner gehaltenen und rechteckigen Weise sie zehn-

mal des Tages verletzte. Aber dafür hatte er seine strenge Gewissenhaftigkeit, seine besonnene Einsicht, seine selbstlose Ruhe; wer einmal mit ihm zu thun gehabt, wußte für immer, daß er einen Mann gesehen. Die Portugiesen ernannten ihn zu ihrem Generalissimus; er löste, nach ostindischem Muster, die Aufgabe, die portugiesischen Truppen mit britischen Officieren zu discipliniren, und erwarb sich endlich ihre volle Anhänglichkeit. Die Spanier fluchten alle die Jahre hindurch über den eigensinnigen, ketzerischen Fremden, aber es dauerte dennoch nicht lange, und sie blickten sämmtlich auf ihn als den sichern Wall gegen jede Gefahr, den festen Damm gegen jede Ueberfluthung.

Massena begann seine Operationen mit der Einnahme der beiden Grenzfestungen, Ciudad Rodrigo auf der spanischen und Almeida auf der portugiesischen Seite; Wellington fühlte sich nicht stark genug, es zu hindern, und hatte überhaupt seinen Plan schon lange unwiderruflich festgestellt. Er wollte schlechterdings nichts wagen. Er wußte, daß sehr wenig auf den Besitz der einen oder andern Quadratmeile, aber Alles auf die Existenz seines Heeres in der Halbinsel ankomme. Ehe er gegen die kampflustigen Schaaren seines Gegners eine Schlacht annahm, sollte der Gegner selbst sich schwächen. Er wollte also weichen, fechtend, den Feind beschädigend, aber weichen. Die gesammte Bevölkerung sollte Städte und Dörfer verlassen, Hab und Gut und Lebensmittel so viel wie möglich mit sich nehmen, den Rest verbrennen, die Männer sofort in Guerillas formirt, sich in den Rücken des Feindes und dessen Verbindungen werfen. Bei jedem Schritte vorwärts mußte dann Massena Posten und Garnisonen zurücklassen, die Verpflegung des Heeres war unendlich schwer, die Zahl der Marodeure, Kranken, Versprengten mußte täglich

wachsen — während Wellington überall seine rückwärts stehenden Garnisonen und Milizen aufnehmend, sich täglich verstärkte und durch regelmäßige Verpflegung theils aus dem Süden, theils von der Küste her seine Truppen frisch erhielt. Dieser Plan wurde mit eiserner Beharrlichkeit ausgeführt. Nach dem Falle von Almeida begann, wo Massena's Vortrab sich zeigte, der Rückzug durch das Thal des Mondego, unter zahlreichen Gefechten und einer gründlichen Verwüstung des Landes. Die Bauern halfen redlich und eifrig bei diesem Werke der Zerstörung mit; lieber die Häuser verbrennen, sagten sie, als das Land knechten lassen. Allerdings hatte auch Wellington manche Probe zu bestehen. Als die Heere sich immer näher gegen Lissabon bewegten, gerieth der hauptstädtische Pöbel eben so wie die hohe Regentschaft in Unruhe; die meisten englischen Officiere gaben die Partie ernstlich auf und begannen von Einschiffung zu reden, und die Londoner Minister wollten keine Verstärkung mehr senden, da ja doch Alles vorüber sei. Aber Wellington ließ sich nicht beirren. Er wußte, daß Massena von 80- nur noch 60,000 Mann verfügbar hatte, daß im ganzen Norden Spaniens die Guerillas sich auf's Neue rührten, daß in allen spanischen Provinzen kein einzelner Franzose und kein Anhänger König Joseph's seines Lebens sicher, daß eine ganze französische Armee erforderlich war, nur um die Postverbindung zwischen Madrid und Paris zu decken, daß also Massena schlechterdings auf keine Verstärkungen rechnen durfte. So wich er weiter und weiter in das Innere, bis fast in die Umgebung Lissabons, und zog am 8. October dort in eine längst ausersehene und vorbereitete Stellung, Lissabon gegenüber, zwischen dem Tajo und dem Meer, in die gewaltig befestigten Linien von Torres Vedras. Hier

also und in Cadix, an dem äußersten Rande der Küste, stand noch die Gegenwehr, sonst herrschten die kaiserlichen Adler auf der Halbinsel.

Aber der Höhenpunkt war erreicht. Der Landrücken, wo Wellington das Ziel des Rückzugs gesetzt, ist etwa anderthalb Meilen breit, im Westen von der See, im Osten von dem hier meeresähnlichen Tajo bespült, in der Mitte von einer nicht unbedeutenden Hügelkette geschlossen. Dort hatte Wellington auf drei hinter einander ansteigenden Terrassen, deren jede also die vorliegende übersah und beherrschte, 150 Redouten mit mehr als 600 Geschützen angelegt; er hatte 60,000 Mann reguläre Truppen, fast eben so viele Milizen und Matrosen versammelt, und das Ganze gestützt und verpflegt durch eine Flotte von 20 Linien- und 100 Transportschiffen. Vor dieser imposanten Stellung lag nun der französische Marschall, unruhig nach einer Blöße spähend, bald hier bald dort einen Stoß versuchend, stets vor dem Wagniß eines ernsten Angriffs zurückschreckend. Er lag dort Wochen lang; seine Soldaten schmolzen in Krankheit und Entbehrung zusammen; von Frankreich, von Spanien, von seinem Kaiser und seinen Heeresgenossen war er durch das waffendröhnende Land wie durch einen unwegsamen Ocean geschieden; keine Sylbe aus der Welt umher drang in sein immer engeres, öderes Lager. Dann machte er noch einen Versuch, im November weiter stromaufwärts den Tajo zu überschreiten und im Süden Portugals vielleicht aus Andalusien Hülfe von Soult zu empfangen. Es war Alles vergebens. Mit knirschendem Herzen mußte er im März 1811 sich zum Rückzug entschließen. Das Zenith war durchschritten, die Fluth gewendet. Wellington hatte Portugal behauptet und ging seinerseits zum unaufhaltsamen Angriff vor.

In denselben Monaten, wo Portugal vor Torres Vedras seinen Bedränger erliegen sah, hatte indessen Spanien in Cadix den wichtigsten Schritt für seine Zukunft gethan. Die Regentschaft der Junta, immer dichter von der Kriegsgefahr umdrängt, in der großen Handelsstadt von einer politisch gebildeten Bürgerschaft umgeben und von den wärmsten Patrioten täglich heftiger bestürmt, hatte sich endlich entschlossen, dem Rufe nach Cortes und Reform nicht länger zu widerstehen. Nun hat man niemals ein ähnliches Parlament erlebt. Die Wahlen vollzogen sich in den Provinzen inmitten der feindlichen Occupation, an hundert Stellen von Gefechten umgeben und von dem Donner französischen Geschützes umdröhnt. Es wählte mit, wer eine Waffe tragen konnte, gleich viel ob reich oder arm, vornehm oder gering, geistlich oder weltlich: hatten doch gerade die niedrigsten Classen das Meiste zu der einen Hauptsache, dem Kampfe gegen die Fremden gethan. War ein Ort vollständig von den Franzosen besetzt, so ernannte man ihm in Cadix selbst einen Vertreter; solche Ersatzmänner bildeten fast die Hälfte der Versammlung, welche am 24. September 1810 in dem ärmlichen Schauspielhause der Insel Leon eröffnet wurde. Ein höchst außerordentlicher Vorgang! Ein Häuflein patriotischer Männer, sämmtlich von Muth und Eifer und Aufopferung beseelt, aber alle ohne Ausnahme von jeder parlamentarischen Erfahrung und bei Weitem die Meisten von jeder politischen Uebung entblößt: sie traten hier zusammen, um dem Vaterlande eine ganz neue Lebensaera, eine Zukunft des Fortschrittes, der Freiheit und des Sieges zu eröffnen. Für jetzt aber war man im Bereiche der feindlichen Batterien, die alle hervorspringenden Punkte des Festlandes besetzt hatten; auf der andern Seite wurde man durch die Pest

bedroht, die in der überfüllten und entbehrungsreichen Stadt ein furchtbares Sterben anrichtete. Und von diesen Bedrängnissen umringt, welch eine riesenhafte Aufgabe hatten sie zu lösen: die politische Regeneration eines Landes, dessen König in der Fremde gefangen, dessen Einrichtungen durch einen beispiellosen Krieg zertrümmert, dessen Boden zu zwei Dritteln von dem Feinde besetzt und von einer Grenze zur andern mit blutiger Anarchie bedeckt war; es gab keine Stadt, die nicht ihre Straßenkämpfe oder Belagerung gehabt, kein Dorf, das nicht von Freund oder Feind, von den Franzosen als rebellirend oder von den Guerillas als verrätherisch geplündert worden wäre; dabei war die Verwilderung der Massen eben so fürchterlich wie das Elend, denn die Guerillas marterten die französischen Gefangenen zu Tode, erschossen jeden Spanier, welcher der fremden Regierung huldigte, und brandschatzten die Städte so gut wie der fremde Eroberer. Daß die Cortes in solcher Lage, neben manchem unreifen und schwankenden Wesen, sofort auch radicale und revolutionäre Bestrebungen zeigten — wie wäre es anders möglich gewesen, wann hätte je eine ähnliche Gefahr zu radicalen Heilmitteln stärker aufgefordert? Der König war in Napoleon's, des Todfeindes, Haft, also proclamirte man die Volkssouveränetät. Die Last des Kampfes lag auf den Bauern, also hob man die gutsherrlichen Rechte auf und verkündete das allgemeine Stimmrecht. So ging dies fort; die Schäden, die eine verkommene Regierung durch vier Jahrhunderte hatte erwachsen lassen, sollten jetzt mit scharfem Schnitt in einem Momente beseitigt werden: denn in der furchtbaren Noth des Krieges konnte ja der kleinste dieser Schäden den sofortigen Tod verursachen. Dann, mitten im Sturme, kam es vor, daß die Stimmung plötzlich umschlug.

Man fürchtete das eine Mal die Vorurtheile der bigotten Masse zu verletzen, ein andres Mal den Klerus und den Adel durch schonungslose Aufhebung ihrer verderblichen Privilegien zu stark zu erbittern. So häuften sich die seltsamsten Widersprüche. Nachdem man die Volkssouveränetät einstimmig ausgerufen, wagte man anderhalb Jahre nicht, die Inquisition anzutasten; man gründete die Allmacht der Cortes auf Kosten der königlichen Gewalt, und hatte lange nicht den Muth, an die Rechte des Adels, der Kirche, der Bureaukratie zu rühren. Dann begann allmälich wieder den Reformern die Ungeduld zu kochen; plötzlich rissen sie durch alle Erwartungen, die man auf ihre bisherige Mäßigung gesetzt hatte, hindurch und schritten dann weit über ihre erste ursprüngliche Absicht hinaus. Der Kampf der Parteien nahm mit jedem Monat eine schärfere Wendung; Liberale und Conservative traten mit bitterem Hasse auseinander; eine düstere Zukunft, von Revolution und Reaction erfüllt, entwickelte sich in diesen leidenschaftlichen Debatten.

Und trotz alledem muß man es aussprechen: eben diese unerfahrene, stürmische, zerrissene Versammlung hat ihr Vaterland gerettet. Unter allem Getümmel des Fractionshaders ist man erstaunt, wie bei jedem Anlaß und bei jeder Partei eine patriotische Hingebung und Tüchtigkeit, eine gar nicht zu ahnende Fülle politisch-historischen Wissens, eine oft hinreißende Kraft der Beredtsamkeit auftritt. Die großen praktischen Aufgaben des Moments, die Verstärkung und Schulung des Heeres, die Belebung der Steuerkräfte, die Reinigung der Administration sehen wir sie mit Geschick und Energie in Angriff nehmen. Zum ersten Male werden die Täuschungen einer gespreizten Nationaleitelkeit schonungslos zerrissen, die Schäden der Verwaltung vernichtend auf-

gedeckt, einem intriganten und faulen Beamtenthum das Schreckbild der strengsten Rechenschaft vorgehalten. In diesen großen Leistungen erscheint wieder die natürliche Kraft, Gesundheit und Begabung der spanischen Nation, während in der Wildheit der Verfassungshändel sich die Erbschaft zweier despotischer und bildungsfeindlicher Jahrhunderte abspiegelt. Das Allerwichtigste endlich, was auch dem Kriege seine entscheidende Wendung gab, war der Entschluß der Cortes, den Lord Wellington zum Oberbefehlshaber aller spanischen Truppen zu ernennen und damit sämmtliche Streitkräfte der Halbinsel in der einen fähigsten Hand zu vereinen. Wie das Wichtigste, war dieser Entschluß aber auch das Schwerste, bei dem tiefen Fremdenhaß und Ketzerhaß, welcher das ganze spanische Volk erfüllte: nur eine Versammlung von der Autorität und dem populären Ursprung der Cortes konnte eine solche Maßregel wagen; keine andere Regierung hätte sie dem Heere und dem Volke vorschlagen dürfen, vermuthlich hätte es keine nur gewollt.

Von hier an blieb denn die Sache der nationalen Selbstständigkeit in stetem siegreichem Fortschritt. Noch im Jahre 1811 entriß Wellington den Franzosen ihre letzte portugiesische Trophäe, die Festung Almeida, nachdem er einen Entsatzversuch Massena's durch eine zähe Vertheidigungsschlacht bei Fuentes d'Onoro abgewiesen hatte. Das Jahr 1812 sollte dann hier im äußersten Süden, wie im äußersten Norden und Osten Europa's die Entscheidung bringen. Im Januar stand Wellington plötzlich, aus Almeida hervorbrechend, vor der nördlichen spanischen Grenzfestung Ciudad Rodrigo und nahm den völlig überraschten Platz nach achttägiger Beschießung mit stürmender Hand. Der Alarm bei den Franzosen war betäubend, Wellington aber ging gleich

wieder nach Almeida zurück und versank, wie es schien, in völlige Ruhe. Aber nach einigen Wochen stand er, wie mit einem Tigersprung, vor der Grenzfestung des spanischen Südens Badajoz; wieder war die Besatzung überrascht, und ehe Soult zu Hülfe kommen konnte, die englischen Sturmcolonnen in der Stadt. Nachdem er sich so die Bahn nach allen Seiten eröffnet, brach er im Juni mit voller Macht von Ciudad Rodrigo aus gegen Massena's Nachfolger, den Marschall Marmont, vor und schlug dessen Heer vernichtend am 24. Juli in der großen Schlacht von Salamanca, eröffnete sich damit die Straße nach Madrid und hielt am 12. August seinen triumphirenden Einzug in der nach vierjähriger Unterdrückung glorreich befreiten Hauptstadt. Zwar mußte er, als jetzt Marschall Soult aus Andalusien und Marschall Suchet aus Valencia herbeieilten, noch einmal vor der Vereinigung aller feindlichen Streitkräfte zurückweichen: aber schon jetzt war Andalusien und der ganze spanische Süden, es waren Estremadura und Galizien für immer von den feindlichen Schaaren gereinigt. Beinahe in demselben Augenblicke, in dem von den Wällen von Cadix herab die Cortes die französischen Schaaren gegen Norden abziehen sahen, vollendeten sie die neue Verfassung des Reiches. Wellington konnte jetzt seine ganze Kraft auf die Organisirung der spanischen Mannschaften wenden; durch den Eifer der Cortes waren trotz aller Verluste und Leiden des sechsjährigen Kampfes wieder nahe an 100,000 Mann in Bewegung, welche freilich seit 1810 beinahe jeder regulären Ausbildung und Zusammenfassung entbehrten. Wellington gelang es nun im Winter von 12 auf 13 etwa die Hälfte von ihnen wieder zum Liniendienste zu organisiren, und da auf der feindlichen Seite Napoleon nach der Moskauer Katastrophe nicht

nur keine Verstärkung über die Pyrenäen senden konnte, sondern umgekehrt an 40,000 Mann aus der Halbinsel herauszog, so war der englische Feldherr in der Lage, den Feldzug von 1813 mit einer mehr als doppelten Uebermacht zu eröffnen. Auch machte sich König Joseph keine Täuschung mehr über den Ausgang, er begann seine Operationen mit der Räumung von Madrid und Burgos und dem Rückzug auf die Ebrolinie. Kaum aber dort eingetroffen, fand er sich durch Wellington's Vorgehen am obern Theile des Stromes so gefährlich bedroht, daß er schleunigst gegen die Pyrenäen, gegen die Grenze des Landes zurückwich. Jedoch das Schicksal wollte nicht, daß er ohne eine letzte große Sühne den so lange mißhandelten spanischen Boden verlasse. Am 21. Juni ereilte Wellington den König und den Marschall Jourdan bei Vittoria, und der glückverheißende Name des kleinen Ortes wurde mit der schönsten Erfüllung gekrönt. Das feindliche Heer wurde gänzlich geschlagen, alle Geschütze desselben, 150 an der Zahl, genommen, Gepäck und Fuhrwerk und Material, die Kriegscasse und des Königs eigener Wagen von den Siegern erbeutet. Es war ein strahlender, jubelnder Sieg, eine letzte schmetternde Fanfare, welche weithin hallend Spanien und Europa die vollendete Befreiung des Landes verkündete.

II.

Es ist eines der wesentlichsten Ergebnisse der neueren Forschung, daß der einzige und ausschließliche Grund des Unheils, welches 1795—1807 über Deutschland kam, nicht die Ueberlegenheit der französischen Macht und Tapferkeit war, daß selbst Napoleon's überragendes Feldherrngenie nicht im Stande gewesen wäre uns zu überwältigen — hätten wir uns nicht selbst gelähmt, nicht selbst bekämpft und besiegt. Allerdings hat man von der deutschen Uneinigkeit in jener Periode auch schon früher geredet. Aber bis vor Kurzem hat man doch gar keine Ahnung davon gehabt, bis zu welchem Aeußersten der damalige Hader gegangen ist. Man hat sich die Sache im Wesentlichen ungefähr so vorgestellt, wie wir in unseren Tagen die Einigkeit des deutschen Bundes beschaffen sehen, wo die Sonderinteressen der einzelnen Staaten, die Meinungsverschiedenheit der einzelnen Regierungen, und vor Allem die eigenthümliche Stellung Oesterreichs und Preußens oft genug die kräftige und gedeihliche Behandlung einer gemeinsamen Angelegenheit hindern oder lähmen. Man hat dann auch im gerechten Kummer über solches Verschleppen nicht selten umgekehrt den Schluß gemacht: da wir uns heute ähnlich benähmen wie unsere Väter vor 60 Jahren, so würden wir auch ähnliche Folgen wie 1805 und 1807 erleben. Wahrhaftig, ich möchte jenen Kummer nicht beschwichtigen: im

Gegentheil, je stärker er die Nation bestimmt, auf Einigkeit und Zusammenwirken zu bringen, desto besser für uns Alle, desto besser für das Vaterland. Aber man soll sich auch durch unrichtige Vorstellungen den Sinn nicht verdüstern, weil man damit Gefahr läuft, in eine fieberhafte Reizbarkeit zu gerathen, die ebenso weit wie schlaffe Apathie von gesundem Selbstvertrauen und wirksamer Stärke entfernt ist. So ist es gut, auch in unserm Zusammenhang auf den unendlichen Abstand zwischen Heute und Heut' vor 60 Jahren hinzuweisen. Uns fehlt heute noch viel zu der Herrlichkeit der Gesinnung von 1809 und 1813, aber dem Himmel sei Dank, noch viel weiter sind wir von dem Elend und der Schlechtigkeit von 1795 und 1803 entfernt. Damals gab es schlechterdings kein Nationalgefühl in Deutschland. Die Formen des heiligen römischen Reiches bestanden noch, aber waren hohl und todt, kein Gefäß politischen Lebens, sondern eine hemmende Fessel des nationalen Wachsthums. Von den 300 Staaten, welche im Reiche neben und durcheinander lagen, war die größere Hälfte völlig faul und verrottet; die andern hatten kein lebhafteres Streben, als sich entweder von dem Reiche völlig abzulösen oder die Kräfte des Reiches für die eigenen dynastischen Sonderzwecke auszubeuten. Die Masse des Volkes hatte überhaupt keinen Sinn für Politik und Staat; die leitenden Geister der Nation, die großen Dichter und Denker, waren der Ueberzeugung, daß der Patriotismus eine Beschränktheit und der echte Mann lediglich zu ästhetischer Bildung und humanem Weltbürgerthum berufen sei. Eine öffentliche Meinung, eine politische Literatur existirte nicht. Wohl war die innere Substanz unseres Volkes gesund und lebensfähig wie je; es hatte seine kriegerische Stärke gegen Franzosen, Türken und Schweden, es hatte sie in

den innern Kämpfen zwischen Friedrich II. und Maria Theresia glänzend bethätigt; es hatte in Naturwissenschaft, Alterthumskunde und Philosophie ganz neue Gebiete erobert, und gleichzeitig eine Welt der schönen Literatur erschaffen, welche in aller Geschichte nur in den Zeiten des Sophokles und Shakespeare ihres Gleichen hat. Aber ihm fehlte die angemessene politische Form, es fehlte jede Erinnerung an das nationale Zusammengehören, es fehlte bei den Regierungen wie bei den Bürgern die lebenskräftige politische Gesinnung.

Dieses schwerfällige, gespaltene, wankende Gemeinwesen wurde nun gleichzeitig durch zwei Weltereignisse erfaßt, jedes allein schwer genug, um den Erdtheil aus seinem Gleichgewichte zu bringen, den Angriff der französischen Revolution auf Belgien und den Rhein, den Angriff der russischen Katharina auf Polen und die Weichsel. Dieser doppelte Stoß brachte auf der Stelle alle die niedrigen Leidenschaften, welche in den morschen Prunkgemächern des heiligen Reiches hausten, in die heftigste Bewegung, erbärmliche Furcht bei den Kleinen, selbstsüchtige Trägheit bei den Mittlern, planlose Unentschlossenheit oder gierige Begehrlichkeit bei den Großen. Preußen begann seine Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich mit der Erklärung, es müsse zum Lohne eine polnische Provinz bekommen, damit die Russen dort nicht allein und ausschließlich die Herrschaft gewännen. Oesterreich erklärte sich einverstanden, wenn es für sich eine entsprechende Vergrößerung erhalte, wozu es sich schon seit längerer Zeit Baiern ausersehen hatte. Es kam darüber zu einer Art von Abrede zwischen Beiden, doch fehlte es auch dann nicht an gegenseitigem Neid und Mißtrauen, zumal in Oesterreich, welchem die Erwerbung Baierns fehlschlug, während Preußen seine

polnische Beute rasch zugreifend erlangte. Als nun 1794 der polnische Aufstand des Kosciusko gegen die russische und preußische Herrschaft losbrach, standen die österreichischen Truppen zum größten Theile gegen Frankreich im Felde, so daß der Krieg in Polen deutscher Seits nur von den Preußen geführt wurde, und diese Anlaß fanden, Krakau und die benachbarten südlichen Palatinate für sich zu erobern. Diese neue Ausdehnung der preußischen Macht, in der unmittelbaren Nähe der österreichischen Grenze, brachte in Wien die lang genährte Verstimmung zum Ausbruche. Der österreichische Minister Thugut entschloß sich, um jeden Preis die Vergrößerung Preußens zu hindern, und zu diesem Zweck um jeden Preis die Hülfe Rußlands für sich zu gewinnen. Man wußte in Wien, für welches Angebot die Neigung der Kaiserin Katharina unbedingt zu haben war: wer ihr den Lieblingstraum ihres weiten Ehrgeizes, die Eroberung der Türkei, beförderte, konnte sonst ihr jede Gegenforderung stellen. So schloß Thugut, während noch am Rheine die Heere Oesterreichs und Preußens gemeinsam die Franzosen bekämpfen sollten, am 3. Januar 1795 in Petersburg einen Vertrag, nach welchem er Rußland den Besitz Kurlands und Lithauens, der Moldau und der Walachei und hoffentlich Constantinopels verhieß, Oesterreich dagegen das südliche Polen, ferner Serbien und Bosnien, sodann Venetien, und endlich Baiern erhalten würde, jeder Widerspruch aber, den etwa Preußen gegen einen dieser Punkte erheben möchte, mit gemeinsamer Waffengewalt niedergeschlagen werden sollte. Die unausbleibliche Folge dieser feindseligen Haltung war, daß Preußen nicht länger mit Oesterreich gegen die Franzosen Krieg führen mochte, und am 5. April zu Basel einen Separatfrieden schloß, durch den es in Bezug auf das linke

Rheinufer zwar die definitive Entscheidung dem künftigen allgemeinen Frieden vorbehielt, den Franzosen aber die militärische Besetzung des Landes verstattete. Thugut, welcher hierauf ein Bündniß zwischen Preußen und Frankreich fürchtete, ließ dann seinerseits in Paris durch einen Abgesandten des Großherzogs von Toscana unterhandeln, und definitive Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich bieten, wenn dieses die Einverleibung Baierns in Oesterreich genehmige. Die Franzosen wären es wohl zufrieden gewesen, begehrten aber außer ihrem eigenen Gewinne in Belgien und am Rheine dazu noch die Abtretung Mailands für den König von Sardinien, und ließen die Unterhandlung fallen, als Oesterreich dies verweigerte. Thugut gewann indeß Südpolen den völlig kriegsscheu gewordenen Preußen glücklich ab; dagegen verschwand ihm die Hoffnung auf einen beutereichen Türkenkrieg durch den Tod der Kaiserin Katharina. Eben damals hatte Bonaparte seine Siege in Italien begonnen; er eroberte die Lombardei und drang durch Venetien bis tief nach Kärnthen vor. Als er sich in dieser Stellung bereit erklärte, dem Kaiser gegen die Abtretung Mailands den alten Gegenstand seiner Wünsche, Venetien, Preis zu geben, so entschloß man sich 1797 in Wien zum Frieden, und überließ für diese reiche und wohlgelegene Erwerbung den Franzosen Mailand, Belgien und das linke Rheinufer. Die übrigen Staaten des Reiches hatten diesen traurigen Wirren unthätig und klagend zugesehen, jede außerordentliche Anstrengung für den Krieg verweigert, und nur nach Frieden, Frieden um jeden Preis gerufen. Von der deutschen Bevölkerung machten neun Zehntel keine andere Reflexion, als daß der Krieg entsetzlich viel Geld koste und eine Menge Leiden und Verdruß im Gefolge habe.

Es wird keines Beweises bedürfen, daß ein Frieden, abgeschlossen auf solche Art und unter solchen Umständen, wie jener von 1797, nicht die Grundlage für eine gesunde innere Eintracht werden konnte. Die Erbitterung zwischen Oesterreich auf der einen, Preußen und Baiern auf der andern Seite war grenzenlos, und erhielt stets neue Nahrung durch die Frage, mit welchen Landstrichen die einzelnen deutschen Staaten für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer entschädigt werden sollten. Man stand darüber in dem heftigsten gegenseitigen Hader, der nicht gebessert wurde, als Oesterreich 1799 den Versuch erneuerte, Baiern sich einzuverleiben. Es kam damals zwischen Oesterreich und Frankreich wieder zum Kriege; Baiern leistete dem Kaiser uneigennützige Hülfe, Preußen blieb neutral. Beim Friedensschluß fand man sich an der alten Stelle, etwas verschlechtert durch Bonaparte's Siege, untereinander in demselben heißen Zwist wie früher. Ich gehe nicht weiter in die widerwärtigen Einzelheiten ein; der Ausgang war 1803 ein förmliches Bündniß Preußens und Baierns mit Bonaparte gegen Oesterreich, und eine neue Vertheilung der deutschen Lande, nach preußischen und baierischen Wünschen, unter dem dictatorischen Schutze Frankreichs und Rußlands.

Das Maß war gefüllt, und von diesem Punkte an entwickelte sich das Verhängniß mit reißender Schnelligkeit. Die Strafe kam rasch nacheinander über die beiden hadernden Mächte; sie kam für die frühern Sünden gerade in dem Augenblicke, wo jene sich mit gutem Fug gegen eine rechtlose und erdrückende Tyrannei erhoben. Sie mußten erfahren, daß in der sittlichen Weltordnung kein Fehler ohne Vergeltung bleibt, daß ein altes Unrecht nicht durch bloße Aenderung des Sinnes, daß es noch

weniger durch ein neues Unrecht des auswärtigen Feindes gesühnt wird.

Im Jahre 1805 war Napoleon's Macht und Ehrgeiz schon so weit angeschwollen, daß seine Stellung für Europa's Selbstständigkeit schlechthin unerträglich, der Widerstand gegen ihn die politische Pflicht jeder freien Nation geworden war. Sein Wille schaltete von Frankreich her über Rheinland, Belgien und Holland, über die Schweiz, Italien und Spanien; es lag vor aller Augen, daß dieser Wille keine Schranken des Rechtes, sondern lediglich die Grenze der eigenen Kraft anerkannte. Mit England lag er bereits im Kampfe auf Leben und Tod, mit Rußland wurde sein Verhältniß täglich gespannter: Oesterreich, seit 1803 in allen Adern mit Grimm und Entrüstung gefüllt, sah mit Freude die Möglichkeit eines großen und starken Waffenbundes eröffnet. Die Sache war, wenn jemals eine, an sich gerecht und heilsam. Aber von Anfang an wurde sie durch die frühern Vergehungen gelähmt. Der Einsichtigste der österreichischen Staatsmänner, Friedrich Gentz, erörterte damals dem Wiener, Londoner und Berliner Hofe mit höchstem Nachdrucke, daß trotz Englands und Rußlands Hülfe Oesterreich keine Aussicht zum Gelingen gegen Napoleon habe, wenn es nicht mit Preußen und dem ganzen Deutschland verbündet sei. Aber zwischen dem Rathschlag und der Vollendung stand die alte Schuld. Oesterreich trachtete nicht mehr nach ganz Baiern, wohl aber nach den baierischen Bezirken im Osten des Inn, und forderte von dem Kurfürsten nicht freie Allianz, sondern Einverleibung seiner Truppen in österreichische Regimenter. Preußen erwog die Gefahr, wenn Napoleon neue Triumphe erringe, und die ihm nicht geringere Gefahr, wenn das ihm bisher so feindliche Oesterreich große

Siege erfechte. So kam es dahin, daß Baiern statt des österreichischen, mit Demüthigung und Verlusten drohenden Bundes in raschem Entschlusse die französische Allianz ergriff, die ihm eine Königskrone und erweiterten Landbesitz bringen sollte. Preußen aber blieb in grausamer Unschlüssigkeit neutral, ergriff endlich die Waffen als es zu spät zur Hülfe war, und lud damit Napoleon's vernichtenden Unwillen auf sich selbst, ohne irgend einen Nutzen für Oesterreich. So erlag zuerst dieses in einem Kriege von hundert Tagen durch die großen Schlachten von Ulm und Austerlitz, um im Frieden Tyrol und Venetien einzubüßen; ein halbes Jahr nachher schloß der deutsche Südwesten sich um Napoleon's Herrschaft in dem Rheinbunde zusammen, und wenige Monate später lieferte die preußische Katastrophe von Jena und Friedland das ganze Norddeutschland einer vollständigen Unterjochung aus. Der Tilsiter Frieden setzte — ich erwähnte es schon früher — Napoleon's Bruder Jerome nach Kassel, den König von Sachsen als Napoleonischen Vasallen nach Warschau, und schien durch das neue Bündniß mit Alexander die Weltherrschaft der beiden Kaiser für immer zu besiegeln.

Es war der tiefste Stand unsrer Erniedrigung. Sehen wir nun, wie man sich aus dem bodenlosen Abgrunde emporzuringen versuchte.

Wir müssen zunächst einen Blick auf die preußischen Verhältnisse werfen.

Die preußische Monarchie war durch die grenzenlose Niederlage auf die Hälfte ihres frühern Bestandes geschmälert. Auch der Frieden brachte dem gedemüthigten Staate wenig Erleichterung. Bis zur Abzahlung der Kriegscontribution sollten die Festungen französische Besatzung behalten, und diese Contribution zeigte sich

nach den entsetzlichen Schäden des Kriegs als vollkommen unerschwinglich. So blieben die feindlichen Garnisonen im Lande, übermüthig und begehrlich, jeder Vorstellung mit brutalem Machtgebot begegnend. Bis zum October 1808 erpreßte Napoleon's Verwalter Daru über 500 Millionen Gulden aus den nordischen Gebieten, aller Handel war durch das Continentalsystem vernichtet, die Industrie brach zusammen, der Viehstand der Bauern, und in manchen Gegenden das Saatkorn war in den Verwüstungen der Heereszüge zu Grunde gegangen. Zu dem materiellen Elend kam der sittliche Druck der Allgegenwart der französischen Polizei, die jede freie und patriotische Aeußerung gefährlich machte, die bürgerliche Gesellschaft, den Briefverkehr, und selbst die Schulstuben behorchte. So wurde der politische Sturz in allen Privatverhältnissen ohne Ausnahme gefühlt. Entsagung und Verarmung erstreckte sich durch alle Stände; Kummer, Mißtrauen, Demüthigung lag auf allen Stirnen. Die weitere Geselligkeit löste sich; Niemand hatte die Mittel, Niemand die Lust dazu; die Familien schlossen sich ab, alle Verhältnisse wurden eng, gespannt, entbehrungsvoll. Aber das Unglück reinigte auch die Menschen. Die gleiche Noth riß die Schranken der Stände nieder, brachte die Menschen sich menschlich näher, und legte einen tiefen Ernst, eine andächtige Erhebung in aller Herzen. Die Zeiten des selbstsüchtigen Genusses waren vorüber. Man erlebte es am eigenen Leibe, daß der Einzelne ohne das Ganze Nichts ist, daß der Staat etwas Anderes bedeutet als eine Anstalt zum Steuererheben und Soldatenwerben, daß alles Wohl des Einzelnen mit der nationalen Ehre zertrümmert wird. Das norddeutsche Volk, das bisher seinen Fürsten nur als williges Material gedient hatte, erhob sich in

der Schule des tiefsten Unheils zu patriotischem Bewußtsein, Thatendrang und Opferfreudigkeit.

Glücklicherweise kam ihm seine Regierung auf gleichem Wege entgegen. Der König war tief gebeugt, beinahe hoffnungslos, überzeugt, daß ihm Alles zum Unglück ausschlage. Er war nicht geistreich, er war nicht liberal: aber er hatte eine schlichte Rechtschaffenheit und strenge Pflichttreue. So kam er zu einer immer äußerst seltenen Resignation. Er sah, daß die Herstellung durch das ihm geläufige System des alten Militärstaates nicht zu erreichen war; er zog sich also still zurück, und überließ die Aufgabe den Männern, die ihr gewachsen waren. Er berief als leitenden Minister einen Staatsmann, den er erst vor einem halben Jahre wegen seiner gewaltigen Selbstständigkeit ungnädigst aus dem Dienste weggewiesen, auf welchen aber als den einzigen Retter sich gleich nach Tilsit Aller Augen gerichtet hatten, seinen frühern Finanzminister, den Freiherrn vom Stein. Stein war aus einem alten reichsritterschaftlichen Geschlecht, nicht weit von Nassau ansässig, schon in jungen Jahren im preußischen Staatsdienste thätig. In jeder Stellung hatte er sich unterrichtet, scharfsinnig, feurig gezeigt, überall ohne jegliche Rücksicht auf die Sache gewandt, eine Natur von schwerem und großem Style, herben und eckigen Formen, herrisch, schöpferisch, überwältigend. Eine eher kleine als große Gestalt, eine starkknochige Eulennase, buschige über die Nase hoch aufgezogene Brauen, große, dunkle, blitzende Augen, dabei ein derbes, wuchtiges, formloses Auftreten, ein stets gedankenschweres, ungeduldig vorbrechendes Gespräch, ein Sinn ohne Vorurtheile und Selbstsucht, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz, vor Allem aber ohne Furcht, ein Geist immer auf das Große, Echte, Ganze gerichtet, und

deßhalb fest in sich und mächtig in jeder Umgebung. Freilich in das Intriguenwesen von 1806 paßte er übel hinein; der König achtete ihn, ertrug ihn, wurde täglich ungeduldig, fand ihn eigensinnig und widerspenstig. Es kam, wie gesagt, zu einem schroffen Bruche. Als jetzt aber aus der Tiefe des Unglücks der Ruf des Königs und des Landes an ihn erging, war bei Stein der frühere Streit vergessen. Ein Fieber, an dem er krank lag, verließ ihn; Ende 1807 traf er in Memel ein, um die Herstellung des gebrochenen Staates zu übernehmen.

Die Monarchie Friedrich's des Großen, ausschließliche Leitung von oben, blinder Gehorsam von unten, hatte sich unzulänglich in den Stürmen der neuen Zeit erwiesen. Es kam darauf an, aus ihren Trümmern ein neues Leben zu entwickeln, inmitten des grausen Schuttes neue Quellen der Stärke zu eröffnen. Es galt, zu der Wucht des Schwertes die Kraft der öffentlichen Meinung, zur Leistung des Staates die Begeisterung eines freien Volkes hinzuzugewinnen. Der große Minister unternahm es, auf dem Wege fester Ordnung das Volk von oben herab, oder besser von innen heraus, zur Freiheit zu erziehen, und damit die Kraft des Staates zu verdoppeln.

So wurde vor Allem die nächste Freiheit jedes Einzelnen, die Freiheit der Arbeit hergestellt. Jede Art der bäuerlichen Hörigkeit wurde aufgehoben, die Theilung der Grundstücke verstattet, jeder Bürger zum Ankauf adeliger Güter zugelassen. Für Stadt und Land wurde die volle Gewerbefreiheit ausgesprochen, das städtische Monopol und die Bande der Zunftverfassung beseitigt, und in kurzer Frist der wohlthätigste Aufschwung des Mittelstandes wahrgenommen. Für die politische Organisation des Volkes geschah ein wesentlicher Schritt in einer neuen

Städteordnung, welche den Bürgern die Wahl der Gemeindebehörden, und diesen die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten mit großer Unabhängigkeit übertrug. Die bestehenden Ritterschaften der einzelnen Provinzen wurden durch andere Grundbesitzer verstärkt und als Provinzialstände organisirt. Die Absicht war, nach dem Abzuge der Franzosen als Schlußstein der Verfassung Reichsstände einzuführen, wo jeder Besitzende wahlfähig und wahlberechtigt sein, die Versammlung volle Mitwirkung bei den Gesetzen und das Recht der Steuerbewilligung haben sollte. Als dringendste Aufgabe, als das höchste Ziel wurde die Umgestaltung des Heerwesens im gleichem Sinne mit allen übrigen Schöpfungen betrieben. Kriegsminister war Scharnhorst, ein hannover'scher Bauernsohn, ein Mann von bequemem, selbst nachlässigem Aeußern, in dem aber stille, ernste, glühende Gefühle arbeiteten, eine starke gediegene Kraft, reiner und zäher Wille, nie aussetzende Thätigkeit, unermüdliche Geduld. Er trat mit Stein in die engste Verbindung. „Nur zwei Männer kenne ich," sagte er, „die ganz ohne Menschenfurcht sind, Stein und Blücher." Er hatte wohl bei Stein zu mäßigen: „Ich weiß wohl," rief der einmal, „daß ich übereilt und heftig bin, aber wenn ich das ablegen könnte, so wäre ich ein altes Weib." Beide waren über die Aufgabe völlig einverstanden, die Schöpfung eines das ganze Volk darstellenden, nicht bloß militärisch, sondern auch sittlich gebildeten Heeres. Man strebte die Kraft des spanischen Volkskrieges mit der Ordnung des Linienheeres zu verbinden, das Heer zu einem nationalen Bildungsmittel zu machen, die Truppen mit allen edlen und geistigen Elementen der Nation zu durchdringen. Das Linienheer sollte auf 80,000 Mann gebracht, und durch eine Landwehr von 150,000 Mann

getragen werden. Eine Menge freiwilliger Vereine bildeten sich zu diesem Zwecke hinter dem Rücken der französischen Späher, unter Officieren und Bürgern, Beamten und Bauern. Das Netz dieser Verbindungen ging weit über die Grenzen des Staates hinaus, durch ganz Hannover, Hessen, Westfalen hindurch. Zugleich leitete Stein ein enges Verständniß mit Oesterreich und England ein, für eine allgemeine Erhebung in Norddeutschland, sobald Oesterreich zum Kriege bereit sei. Es war kaum ein Jahr nach Tilsit. Es verstand sich ganz von selbst, daß Preußen und Oesterreich Ein Ziel, Ein Interesse, Eine Bahn hätten.

Damals kam ein später oft wiederholter Wahrspruch auf, den man unter Stein's Porträt zu setzen pflegte: Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein. Wundervoll war es, wie sich auf die Stimme eines solchen Führers das Volk innerlich aufrichtete, und dem lastenden fremden Drucke eine unbesiegbare Festigkeit entgegensetzte, wie ein völliger Umschwung nicht bloß in der äußern Ordnung des Staats, sondern auch in der innern Stimmung des Volkes eintrat. Wir erinnern uns, welch ein reiches Geistesleben seit den letzten dreißig Jahren in Deutschland emporgeblüht war; es genügt hier die Namen Schiller und Goethe, Kant und Wolf, Savigny und Eichhorn zu nennen. Auf all' diesen geistigen Gebieten fühlte man sich den damaligen Franzosen entgegengesetzt, auf allen trotz Napoleon's militärischer Größe, ihnen überlegen. So hielt man an dem tröstenden Gedanken, daß eine innerlich lebendige Nationalität in sich selbst die Kraft des Wachsens habe und nicht von Außen her zertreten werden könne. Unter den Augen der französischen Machthaber sammelte sich eine Phalanx geistiger Kräfte, welche allem Denken und Fühlen der Nation die Wen-

dung auf Gemeingeist und Vaterland gaben. Joh. Gottlieb Fichte, aus Jena durch eifrige Orthodoxe als Theist oder Pantheist hinweggewiesen, lebte in Berlin ohne Anstellung, aber bald mit unendlichem Ansehen und Einfluß. In seinen Reden an die deutsche Nation, die er 1808 vor einem dichtgedrängten Publicum aller Stände hielt, forderte er strenge Erneuerung des moralischen und volksthümlichen Sinnes durch eine große nationale Erziehung, und führte dies Thema so gedankenreich und tief, so gemeinverständlich und hinreißend durch, daß die Wirkung weit über den Hörsaal hinaus durch tausend Adern die Nationen durchströmte. Zu der Philosophie trat die Geschichte hinzu. J. Grimm legte damals den Grund zu der geschichtlichen Wissenschaft der deutschen Sprache; E. M. Arndt ermahnte, dem corsischen Gewalthaber wie Armin den Römern zu widerstehen; der Alte im Bart, der Turnvater Jahn, hatte ernstlich den Gedanken, aller Cultur den Scheidebrief zu geben, und die germanischen Urwälder zu erneuern, um freies und frommes Deutschthum vor den welschen Drängern zu erretten. Man begreift, daß die unermeßliche Erregung auch eine solche Wunderlichkeit erzeugen konnte; das Wesentliche ist, daß das ganze Geistesleben der Nation in den Dienst des einen herrschenden Gedankens, der Befreiung des Vaterlandes trat. Endlich die höchste Weihe des patriotischen Sinnes, die religiöse, fehlte hier so wenig wie in Spanien. Aus dem tiefen Sturze aller früher geschätzten Dinge richtete sich eine heiße Sehnsucht nach dem Bleibenden, Unvergänglichen, Ewigen. Aber freilich, es war nicht bloß ein Geist der Zucht und Buße, es war auch ein Geist der Freiheit und der Wissenschaft, der hier zu seinem Urquell hinstrebte. Es war der Boden, auf dem Friedrich II. vierzig Jahre hindurch der

Prüfung und Gewissensfreiheit Raum gegeben, es war die Zeit, welche durch Kant und Fichte, durch Schelling und Hegel mit der tiefsten philosophischen Speculation erfüllt war. Die religiöse Erhebung Norddeutschlands, die von diesen Elementen ihre Farbe erhielt, hatte nichts Fanatisches oder Ascetisches, und sehr wenig Kirchliches und Confessionelles. Ihr mächtigster Vertreter war Fr. Schleiermacher, Prediger und später Professor in Berlin, ein Mann von vielseitiger Bildung, funkensprühendem Witze, warmer und lebhafter Entschlossenheit. Schon früh für die antike Philosophie begeistert, hatte er sich von der starren Enge der damaligen lutherischen Orthodoxie losgerissen; gegenüber der bisherigen confessionellen Rechthaberei wies er nun mit höchster Energie darauf hin, daß die Frömmigkeit im Innern jeder Seele von selbst entspringe, daß die Religion, welche den Namen verdiene, der innigste, persönliche Verkehr der Seele mit ihrem Schöpfer sei, daß das göttliche Licht sich also unter den Menschen in tausend Strahlen breche, und nicht die äußere Einheit, sondern die innere Freiheit die Bedingung jeder echten Religiosität sei. So trat er der voltairisirenden Frivolität und der officiellen Schein- und Werkheiligkeit mit gleichem Ernste entgegen, wußte bald zu imponiren, zu sammeln, zu erschüttern; in wenigen Jahren war der Ton der alten Gesellschaft vollkommen verwandelt, und eine opferfreudige Andacht in allen Ständen bei Alt und Jung verbreitet. Merkwürdig ist bei der Gleichheit des politischen Zieles der Gegensatz dieser Bestrebungen zu den spanischen. In Spanien war es bei der sofortigen Zertrümmerung alles Staatswesens und einer raschen Abspannung der gebildeten Classen eine mächtige Kirche, welche die Handwerker, Bauern und Soldaten zu einem glühenden und tobenden Kampfgetümmel

fortriß: in Preußen sammelte die Regierung die äußern, die wissenschaftliche Bildung die innern Kräfte aller Stände zu einer künftigen Erhebung, welche eine feste Ordnung und Einheit mit todesmuthiger Begeisterung verbinden sollte.

So stand es damals, 1808, im deutschen Norden. Wenden wir uns jetzt nach Oesterreich hinüber.

Wie der Tilsiter Frieden in Preußen, so hatte auch der Preßburger in Oesterreich eine Aenderung des Ministeriums und damit des Systems bewirkt.

An die Stelle des schlaffen, listigen, beschränkten Grafen Cobenzl war der bisherige Gesandte in Petersburg, der Unterhändler des Bundesvertrags von 1805 getreten, Graf Philipp Stadion. Ein Reichsritter, wie Stein, aus einem uralten hohenrhätischen, später schwäbischen Geschlechte, brachte er bei sehr verschiedener Persönlichkeit eine ähnliche Gesinnung in seine Stellung mit. Ein stolzer Aristokrat vom reinsten Wasser, in seinem Standesgefühle sehr viel ausschließlicher und vorurtheilsvoller als Stein, aber schön und lebhaft, von spiegelhellem Ehrgefühl, pflichtgetreu und unbefangen, so daß er, als er 1790 als junger Mensch nach Wien kam, in den Canzleien und Vorzimmern oft wunderlich angesehen wurde. Trotzdem wußte die Regierung seine Fähigkeit und Frische, seine Bildung und sein Wissen zu schätzen; er kam anfangs schnell empor, wurde zuerst Gesandter in Stockholm, und dann Botschafter in London, wo er sich mit reger Vorliebe in britische Zustände und Anschauungen einlebte. Dann aber blieben auch die Reibungen nicht aus. Wenn nach unten nicht ohne ritterlichen Hochmuth, war er nach oben ohne eine servile Ader; der nächste Vertraute des Kaisers, der zugeknöpfte, eigenwillige, aber stets submisse Graf

Colloredo betrachtete ihn immer mit einigem Entsetzen; im Jahre 1794 fand auch der Minister Thugut sich bemüßigt, ihn bei geringem Anlaß die ganze Wucht der Subordination empfinden zu lassen. Stadion nahm auf der Stelle seine Entlassung und lebte sieben Jahre in voller Zurückgezogenheit. 1801 wurde er in die Geschäfte zurückgerufen, um zuerst in Berlin, dann in Petersburg den Kaiserstaat zu vertreten; hier wie dort verleugnete er nie seine feste und eifrige Feindschaft gegen Napoleon, und vom ersten Augenblicke seines Ministeriums wurde diese Gesinnung die Seele seines ganzen Thuns. Er wußte wohl, wie schwer und gefahrvoll die Aufgabe war; unermüdlich drang er darauf, daß Oesterreich die ganze Fülle seiner Hülfsquellen und den thätigen Willen seiner Völker, Alles auf einen Wurf setze, und entweder rühmlich untergehe oder für sich und für ganz Deutschland siege. Denn wie Stein zuerst deutsch und dann preußisch war, so dachte auch Stadion mehr deutsch als österreichisch; er sah in dem Kaiser vor Allem den Bewahrer der Gesetze, den Vertreter großer Erinnerungen, den Schirmherrn deutscher Ehre gegen das Ausland. In dieser Gesinnung verschwand ihm wie Stein ganz von selbst der Gedanke an das tödtliche gegenseitige Mißtrauen, durch welches die beiden Staaten einer den andern und beide sich selbst ruinirt hatten. Sobald unter seiner Leitung die österreichische Politik mit liberaler Gesinnung eine nationale und wahrhaft deutsche Bahn einschlug, kam ihr aus Preußen ohne irgend einen Rückhalt die thätige Bundesbereitschaft entgegen. Und nicht weniger als in der Haltung nach außen, stimmte Graf Stadion auch in Bezug auf den Grundsatz der innern Politik vollkommen mit Stein's Ueberzeugung zusammen, daß in der ungeheuern Krisis der bloße me-

chanische Gehorsam nicht die ausreichende Stärke entwickeln könne, daß die höchste Aufgabe die sei, in dem ganzen Volke eine eigene, freie, selbstbewußte Thatkraft hervorzurufen.

Die Lösung dieser Aufgabe war nun in Oesterreich um Vieles leichter, um Vieles schwerer als in Preußen. Leichter, weil die Niederlage nicht so entsetzlich gewesen, weil das Reich geschmälert, aber doch nicht in allen Gliedern gebrochen, weil es erschöpft, aber doch nicht mehr vom Feinde besetzt war. Schwerer, weil man bei den Kroaten und Hannaken, und zum Theil auch bei den Wienern selbst, eine Menge der Bildungsmomente entbehrte, an welche der preußische Patriotismus anknüpfen konnte. Schwerer, weil Ungarn, also fast die Hälfte des Reiches, damals eine beinahe unbrauchbare Verfassung besaß, der Adel aber mit großer Leidenschaftlichkeit an den Privilegien derselben festhielt. Schwerer endlich, weil Kaiser Franz, von dem Unheil nicht so tief berührt wie der preußische König, in seinem Herzen auch keine so tiefe Umkehr durchgemacht hatte, und in seinem mißtrauischen, selbstherrischen Wesen jede constitutionelle Einrichtung starr und trocken zurückwies. Stadion fand also sein Wirken in sehr bestimmte Grenzen eingeschlossen; aber er that, was die Verhältnisse irgend verstatteten. Er ließ die Presse beinahe frei durch eine äußerst milde Censurinstruction; er begünstigte das Aufblühen der czechischen und magyarischen Landessprachen, er beabsichtigte eine tiefgreifende Reform des ganzen Unterrichtswesens und den Bruch des bisher darauf lastenden jesuitischen Systems. Die Hauptsache war, daß, wenn die Regierung nicht ihre ganze Form änderte, in jeder ihrer Aeußerungen ein neuer, warmer, belebender Geist durchschlug, und es war auch hier eine Freude zu sehen, wie gewaltig auf

der Stelle die kaum angedeutete Tendenz auf die Bevölkerung wirkte. Ueberall regte sich ein starkes patriotisches Gefühl, alle Classen beeilten sich, in Anstrengung und Hingebung zu wetteifern. Mit höchstem Nachdruck nahm unter diesen Umständen die Regierung die Kräftigung des Heerwesens in die Hand. Der bewährteste ihrer Generale und zugleich der populärste der Prinzen, der Erzherzog Karl, trat an die Spitze des Kriegsministeriums, und leistete in kurzer Zeit das Außerordentlichste für die Verstärkung der Armee, für einen einfachen und praktischen Dienst, für eine solide und reichliche Verpflegung der Truppen. Binnen zwei Jahren brachte er den Bestand des Linienheeres auf 350,000 Mann, und im Juni 1808, unmittelbar nach dem Ausbruch des spanischen Krieges, folgte darauf die Verordnung, aus allen Männern von 18 bis 40 Jahren eine zur Vertheidigung des heimischen Bodens bestimmte Landwehr als Rückhalt des stehenden Heeres zu organisiren. Da zeigte sich, welch' ein reicher unverbrauchter Stoff in den Völkern Oesterreichs verborgen war. Von allen Seiten drängten sich die Freiwilligen zu Tausenden hinzu, einzelne Corporationen rüsteten auf ihre Kosten kleine Abtheilungen aus, die reichen Gutsbesitzer traten als Officiere an die Spitze ihrer Bauern, die kaiserlichen Prinzen stellten ganze Reiterregimenter. Der Aufschwung ging durch alle Stände: nicht die hohe Aristokratie allein, die zum Theil in Napoleon weniger den Despoten als die Revolution bekämpfte, nicht die Wiener Salons allein, in denen allerdings ein lebhafter Haß gegen alles Französische seine Wellen schlug, sondern das Volk in seinen Massen, die Bürger und Bauern, die zu den schwarzgelben Fahnen eilten, die Alpenbewohner und Gebirgsschützen, die aller bittern Erinnerungen uneingedenk in unverbrüchlicher Treue

am Reiche und am Kaiserhause hingen — diese waren es, in denen die wärmste und tüchtigste Begeisterung für den Krieg emporschlug. Nach wenigen Monaten standen die Listen des nationalen Heerbannes auf nicht weniger als 445,000 Mann. Erinnert man sich der gleichzeitigen Rüstungen Preußens, so kann man sagen, daß damals der deutsche Boden auf jeder Scholle von Waffen dröhnte.

Für Stadion war der spanische Aufstand das Signal, daß die Zeit gekommen sei. Sein voller, heißer Wunsch war, auf der Stelle loszuschlagen. Stein drängte in gleichem Sinne wo möglich mit doppeltem Eifer; bei der ungleich schwerern Lage Preußens war dort die Anspannung viel krampfhafter, und ein langes Zuwarten gar nicht möglich. Bereits war Napoleon, durch eine verrätherische Coterie in Berlin selbst gewarnt, von Argwohn erfüllt, und forderte von der Regierung unter heftigen Drohungen die Entlassung des Ministers. Da es sich für Preußen bei jeder Waffenerhebung um Sieg oder völlige Vernichtung handelte, so bestürmten die Patrioten das österreichische Cabinet, man solle nicht einen Augenblick länger zögern, denn wenn Stein entfernt sei, werde die Regierung nicht mehr den Muth zum Entschlusse finden. Stadion war völlig ihrer Meinung, leider wurde jedoch seine Energie durch die bedächtige Unentschlossenheit des Erzherzogs Karl gehemmt, der mit seiner bedeutenden, aber nicht außerordentlichen Begabung sich nicht in die ganz außerordentliche Lage finden konnte, über dem Drange nach methodischer Sicherheit die entscheidende Nothwendigkeit höchster Raschheit übersah, und immer über den Leichtsinn des stürmischen Ministers Klage führte. Darüber nahm Stein seinen Abschied, um nicht eine plötzliche vernichtende Entladung des französischen Zornes über Preußen herbeizuführen; als er aber

mit unvermindertem Einfluß in Berlin blieb, fuhr Napoleon von Spanien her mit dem Blitzstrahl eines Decretes dazwischen, welches einen gewissen Stein, der Unruhen in Deutschland zu erregen suche, in die Acht erklärte und an jedem Orte zu ergreifen befahl. Stein kam als Flüchtling über die österreichische Grenze; in Preußen war damit, wie seine Freunde es vorausgesagt, das Selbstvertrauen des Königs völlig geknickt, und jede Mitwirkung desselben in unbestimmte Ferne geschoben. Indeß kam Napoleon im Januar 1809 aus Spanien nach Paris zurück, höchst ergrimmt über die feindliche Haltung Oesterreichs, doppelt entschlossen, trotz des fortlodernden spanischen Kriegs, nicht die mindeste Gefügigkeit zu zeigen. Welch eine Tollheit, fuhr er den österreichischen Gesandten, Grafen Metternich, an, welch eine Tollheit hat Eure Regierung gestochen? Er drängte auf sofortige Entwaffnung, und ließ keine Ausrede, keine Erörterung zu. Es wurde darüber März: Stadion hatte sich in keiner Richtung beirren lassen, die Heeresmassen waren im Wesentlichen fertig zum Losschlagen, und überall dicht an die Grenzen vorgeschoben, Erzherzog Karl mit 170,000 Mann in Böhmen, Erzherzog Johann mit 60,000 gegen Italien, Erzherzog Ferdinand mit 35,000 Mann gegen Warschau aufgestellt. Man hatte seit Stein's Zurücktreten das ganze Gewebe antifranzösischer Umtriebe durch Nord- und Süddeutschland in die Hand genommen; man rechnete auf Aufstände in Hannover und Hessen, in Schwaben und Tyrol; man hoffte auf eine große englische Landung, und endlich auch jetzt noch, wenn man nur einen ersten Erfolg erringe, auf den entscheidenden Beitritt Preußens. Wohl rüstete auch Napoleon, hob 120,000 Recruten in Frankreich aus, und mahnte den Rheinbund und Rußland um militärischen

Zuzug. Für den Augenblick aber war er noch nicht fertig; seine französischen Soldaten waren durchweg junge Burschen von 18 Jahren; ohne die Kräfte des deutschen Westens, ohne den Rheinbund, hätte er den Kampf gar nicht unternehmen können. Es war auch das ein Fluch der spanischen, Alles absorbirenden Sache, daß der große Angreifer 1809 zum ersten Male selbst von den Angriffen des Gegners überrascht wurde. Etwa 100,000 Franzosen und 56,000 Rheinbündner standen in Süddeutschland, aber weit zerstreut von Ulm bis Regensburg, unsicher und ohne kräftige Leitung; ein Angriff der Oesterreicher von Böhmen her in großer Masse, im März plötzlich hereinbrechend, hätte unendliche Erfolge haben können. Erzherzog Karl aber meinte wieder, um sicher zu gehen, müsse der Angriff von zwei Seiten her, vom Inn und von Böhmen aus zugleich erfolgen, und verlor vier Wochen, um sein gesammeltes Heer zu theilen, und zwei Drittel desselben auf das rechte Donauufer hinüberzubringen. In dieser Zeit schickte Napoleon Verstärkung auf Verstärkung aus Frankreich über den Rhein; indeß wurde das einigermaßen für die Oesterreicher aufgewogen durch einen Aufstand der Tyroler Bauern gegen die baierische Regierung, welcher in den letzten Märzwochen mit großen Erfolgen losbrach, und einen bedeutenden Theil der baierischen Streitkräfte nachdrücklich in Anspruch nahm. Noch waren die Aussichten für den Erzherzog höchst bedeutend, als seine Divisionen endlich am 8. April den Inn überschritten und die großen Operationen begannen.

Ich habe vorher schon die Tüchtigkeit und die Unzulänglichkeit seines Wesens angedeutet. Er hatte, noch in jungen Jahren, 1793 zum ersten Male ein größeres Commando in Belgien geführt; er stand damals unter einer langsamen, be-

dächtigen, schwerfälligen Oberleitung, gab aber durch sein frisches, gesundes, muthiges Auftreten dem ganzen Feldzug raschern Gang und glänzende Erfolge. Schon damals erweckte er die Aufmerksamkeit Europa's und die Hoffnungen Deutschlands; mit aussichtsreicher Freude sah ihn nach den Unglücksjahren 94 und 95 die Nation im Sommer 1796 den Oberbefehl über die deutschen Heere im Südwesten des Reiches übernehmen. Anfangs that er jedoch nicht viel, diese Hoffnung zu rechtfertigen; er zeigte, ganz im Gegensatz zu 93, eine gewisse Unbeholfenheit und steife Bedächtigkeit, welche die Franzosen von der Lahn bis zur böhmischen Grenze, von Straßburg bis München vordringen ließ. Aber mit einem Male war es, als wenn er einen lästigen Hemmschuh abgeworfen hätte; eine genial und einfach gedachte Operation rollte plötzlich mit zermalmender Schnelligkeit über die feindlichen Heere dahin, zuerst das eine dann das andere derselben unterlagen seinen vernichtenden Schlägen; er war unter dem Jubel des befreiten Landes wieder er selbst — freilich um dann gleich wieder in tiefes Mißtrauen gegen sich und beharrliche Unlust am Kampfe zu versinken. War es der epileptische Krankheitszustand, der periodisch über ihn kam? waren es störende Einwirkungen von oben, denen gerade er, der Nächste am Throne, am nächsten ausgesetzt war? Wir können es nicht entscheiden. Sicher ist, daß er an Reichthum und Schnelligkeit der Erfindung, an Stätigkeit und Unverwüstlichkeit der Willenskraft seinem furchtbaren Gegner nicht gleich stand: aber eben so gewiß, daß er ein tapferer, kluger, menschenfreundlicher Mann war, der Zutrauen und Ehrfurcht erweckte, eine kleine, schmächtige, fein nervige Gestalt, kräftig und anmuthig in jeder Bewegung, von völliger Einfachheit und Natürlichkeit im Benehmen

und dabei von unerschrockenem Muth, Gerechtigkeit und Selbstverleugnung. An den Krieg von 1809 war er von Anfang an mit großer Besorgniß herangegangen; er blieb in dieser Stimmung auch nach dem Beginne der Feindseligkeiten, ging unsicher, tastend, schwankend vorwärts. Erst acht Tage, nachdem er den Inn überschritten, langte Napoleon bei seiner Armee an; mit der Schnelligkeit des Blitzes, wie er selbst sagte, traf er die Anordnungen, um unter den Augen des Gegners seine zerstreuten Heereskörper zu sammeln, sich zwischen die feindlichen Abtheilungen zu werfen, und dann jedesmal mit Uebermacht die einzelnen zu besiegen. So schlug er den General Fürsten Hohenzollern bei Hausen am 19., den General Hiller bei Abensberg am 20., den General Rosenberg bei Eggmühl am 22., und warf am 24. den Erzherzog selbst bei Regensburg über die Donau zurück. Nicht am wenigsten glänzten in diesen Gefechten die baierischen Truppen, bei denen Napoleon wie sonst bei seiner Garde sein Hauptquartier genommen hatte; was die Oesterreicher betraf, so hatten ihre Regimenter ohne Ausnahme mit heldenmüthiger Ausdauer gefochten, und den Schild ihrer Waffenehre blank und makellos durch alles Unglück hindurchgerettet. Aber desto erschütternder war die Katastrophe dieser fünf Tage für das große Ganze. Der Erzherzog hatte in den Kämpfen derselben fast 50,000 Mann an Todten, Verwundeten, Gefangenen eingebüßt; die Hoffnungen auf eine glänzende Offensive, auf das Fortreißen des ganzen Deutschland waren dahin; wohl mochte Stadion auf diese Nachricht ausrufen: Mein Gott, mein Gott, Alles ist verloren. Die Wirkung wurde fühlbar von Warschau bis Verona, von der Ostsee bis zu den Alpen. Der größte Theil von Tyrol wurde augenblicklich durch Lefebvre und

Wrede wieder besetzt, ein Aufstand in Hessen blutig unterdrückt, der preußische Major Schill, der auf eigene Faust einen Zug gegen Magdeburg versuchte, nach tapferem Ringen überwältigt. Die preußische Regierung war völlig entmuthigt, alle Rüstungen wurden suspendirt. Erzherzog Ferdinand hatte Warschau erreicht, Erzherzog Johann war im Marsche auf Verona; Beide mußten eiligst zurück, um den eigenen heimischen Boden gegen ein erdrückendes Schicksal vertheidigen zu helfen.

Denn hier galt es. Napoleon verfolgte seinen Sieg mit demselben reißenden Ungestüm wie 1805. Während Erzherzog Karl mit der größern Hälfte seines Heeres von Regensburg durch Böhmen marschirte, drang Napoleon hinter General Hiller am rechten Donauufer abwärts. Am 13. Mai wurde Wien erreicht und durch eine kurze Beschießung zur Capitulation genöthigt. Indeß war Erzherzog Karl seinerseits aus Böhmen herangekommen, und traf Wien gegenüber auf dem linken Donauufer in den weiten Ebenen des Marchfeldes ein, ungefähr 80,000 Mann stark. Napoleon, der in Wien damals noch 90,000 Mann vereinigt hatte und ungeduldig die letzte Entscheidung suchte, beschloß so rasch wie möglich den Strom zu überschreiten, und den Krieg mit einer großen Feldschlacht zu beenden. Er wählte dazu eine Stelle, wo die Donau die große Insel Lobau umspült, und diese eine bequeme Station zum Uebergange bietet, den breitesten Arm hinter sich, nur durch einen schmalen Canal von dem östlichen Ufer getrennt. Hier setzte er sich fest, und begann die Ueberbrückung, obgleich der durch die Frühlingsregen angeschwollene Strom reißend wie ein Bergwasser und breit wie ein Meeresarm war. Am Abend des 20. waren die ersten Franzosen drüben, und besetzten die beiden nächsten Dörfer am

Flusse, Aspern und Eßlingen. Der Erzherzog ließ sie absichtlich gewähren, in der Hoffnung, sie, durch den Strom getheilt, zu schlagen, und bei dem mißlichen Rückzug über die Brücke zu vernichten. In seinen Schaaren war bis auf den letzten Mann das Gefühl, daß man für Haus und Heerd, für Weib und Kind, für Deutschland und Europa streite: Mittags den 21. brachen sie auf die beiden Dörfer mit furchtbarem Ansturm ein; Aspern wurde sechs Mal genommen und verloren, endlich von den Oesterreichern, Eßlingen aber von den Franzosen behauptet. Die Nacht hindurch trieb Napoleon hinüber, was irgend zur Stelle war, so daß am 22. auf jeder Seite etwa 70,000 Mann in Schlachtordnung standen. Das entsetzliche Kämpfen begann mit dem ersten Dämmern des Sommermorgens. Die Franzosen nahmen die ersten Gassen von Aspern, die Oesterreicher suchten vergebens Eßlingen zu stürmen, von dessen Besitz die französische Rückzugslinie abhing; die Angriffe folgten sich hinüber, herüber; es ist unmöglich, sie aufzuzählen. Die Anstrengungen, die Verluste waren ungeheuer; gegen Mittag ballte Napoleon im Centrum eine mächtige Angriffscolonne mit 100 Geschützen zusammen, gewann Boden, hoffte die österreichische Linie durchrissen zu haben: da warf sich Erzherzog Karl persönlich mit dem Regimente Zach in die Lücke, dem dichten Kugelregen entgegenstürmend, und stellte das Gleichgewicht wieder her. Von diesem Augenblicke an war der Tag entschieden, die Franzosen wichen auf allen Punkten: zugleich erhielt Napoleon dringende Nachricht, die Wucht des immer wachsenden Stromes bedrohe den Stand der großen Brücke, gleich darauf, sie sei durch österreichische Brander und Flöße zerrissen worden. Damit war ein Theil seiner Reserve von dem kämpfenden Heere getrennt,

und was noch schlimmer war, die allmälig ausgehende Munition konnte nicht mehr ersetzt werden. Der Rückzug auf die Insel wurde unvermeidlich. Nur konnte man ihn nicht wohl vor der Dämmerung, und man durfte ihn bei Strafe der Vernichtung nicht fliehend antreten, weil die einzige Bahn der Rettung die schmale Brücke in die Lobau war. Der Kaiser selbst ging über den Strom zurück, um dort das Nöthige vorzukehren, und übertrug Massena die Fortsetzung des Kampfes bis zum Einbruch der Nacht. Nun entwickelte sich ein einzig furchtbares Schauspiel. Massena stellte seine Truppen um Eßlingen und in der Ebene von Aspern auf, um den Boden Schritt auf Schritt den immer heftiger andringenden Oesterreichern streitig zu machen. Diese durch den Beginn des Sieges gespornt, verdoppelten ihren Ungestüm und ihre Todesverachtung; ein Officier rief einen Trupp für sich allein vorstürmender Grenadiere an, wo ihr Bataillon sei — „wir sind das Bataillon" — die Andern lagen Alle todt das Gesicht gegen den Feind: einem Reiter reißt eine Kanonenkugel den Arm weg, ein Anderer fragt ihn: Wie geht es, Kamerad? — „Es geht gut, die Franzosen fliehn über die Donau." Gegenüber dieser Gluth der patriotischen Begeisterung hatte sich drüben die militärische Ehre zu bewähren. Die Franzosen, außer Stande, das feindliche Feuer zu erwiedern, wurden gliederweise durch die österreichischen Kartätschensalven niedergestreckt, konnten nicht vorwärts, durften noch nicht zurück. Sie hielten aus, schlossen über die Leichen zusammen, wo eine Lücke entstand, und wehrten wenigstens das äußerste Verderben ab, bis endlich das ersehnte Dunkel hinuntersank, und Massena den Befehl zum Abmarsch gab. Ihre Verluste waren grauenvoll, 12,000 Todte, 29,000 Verwundete; auf der Insel drängten sich

die Reste zusammen, ungeordnet, hungernd und durstend; Napoleon selbst zum Tode erschöpft, lag zwanzig Stunden in dumpfem Schlaf zu Ebersdorf, nicht zu erwecken, obwohl die Soldaten um ihn her das Schloß plünderten; die Marschälle beriethen in leisem Flüstern, wie man den Rhein erreiche, wenn er nicht mehr erwache.

Aber um so leuchtender war drüben im deutschen Lager der Siegesjubel. Auch dort hatte man mit der ungeheuern Masse von 24,000 Mann den Tag bezahlt: aber man hatte den Sieg, man hatte glorreich den Nieüberwundenen Stirne an Stirne bekämpft und zur Umkehr genöthigt. Die geschlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines schleunigen Rückzugs ringenden Truppen hatten den stolzen Gegner streitfertig aufgenommen, und im offenen Kriegsfelde überwältigt. Der Erzherzog, eben noch durch das Unheil von Regensburg umwölkt, stand wieder in herrlichem Siegesglanz; dem wackern und rechtschaffenen Manne, welchem das Schicksal den Kampf gegen einen ihm weit überlegenen Gegner zugewiesen, war ein Augenblick zu Theil geworden, wohl werth, um für alle Mühsal und Enttäuschung eines schwergeprüften Lebensganges zu entschädigen. Noch einmal war es ein Moment, in welchem das Größte möglich schien. Denn der Donner von Aspern ging mit gleichem Widerhall wie jener von Regensburg durch ganz Europa. Auf's Neue erhob sich Tyrol und Vorarlberg; der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig brach mit seiner schwarzen Legion aus Böhmen nach Sachsen und besetzte das halbe Land; ein kleines österreichisches Corps drang über das Fichtelgebirge nach Franken ein, wo sogleich eine patriotische Erhebung begann. Es gährte in Würtemberg, es gab neue Unruhen in Hessen —

welch ein Augenblick, wenn sich jetzt ein preußisches Heer von 150,000 Mann für die gemeinsame Sache erhob und rings umher ganz Deutschland in Flammen setzte, während der Erzherzog mit gleichem Nachdruck wie bei Aspern den mächtigen Kampf auf dem Marchfelde fortführte, und den gallischen Imperator mit eisernem Griffe festhielt, bis dann hinter ihm die Wogen eines empörten Völkermeeres zusammenschlugen.

Dies war, soweit menschliches Erwägen reicht, damals möglich. Daß es nicht geschah, hatte vornehmlich zwei Gründe. In Berlin gab es Niemand, welcher den König mit dem Ansehen Stein's hätte bestimmen und fortreißen können: im Angesichte der ungeheuern Gefahr kam er zu keinem Entschlusse, befahl neue Rüstung zu großem Zorne Napoleon's, wagte endlich den Würfel nicht zu werfen. In Oesterreich aber, wo nach Aspern beide Gegner in mehrwöchentlicher Waffenruhe wetteiferten, die Verluste herzustellen, Verstärkungen heranzuziehen, neue Kraft zu sammeln, war weder das Gefüge der Regierung noch das Talent des Erzherzogs dem Genie Napoleon's gewachsen; anfangs Juli hatte der französische Kaiser eine Uebermacht von 180- gegen 130,000 Mann zur Stelle, und entschied den Ausgang des Krieges durch die Riesenschlacht von Wagram am 5. und 6. Juli. Oesterreich ging mit neuer Einbuße an Landgebiet, aber mit einem unendlichen Zuwachs an Ehren aus dem Heldenkampfe gegen halb Europa hervor. Deutschland hatte noch drei Jahre im fremden Joche zu dulden, und auch als es sich dann mit siegender Unwiderstehlichkeit erhob, mußte es die volle Buße für die Fehler und Unterlassungen von 1809 bezahlen. Denn an Glück und Leid, an Ruhm und Unheil empfängt stets eine jede Nation genau, was sie verdient.

III.

Im Sommer 1812 wälzte Napoleon seine unabsehbaren Heeresmassen den Grenzen Rußlands zu. Franzosen und Polen, Holländer und Schweizer, Spanier, Italiener und Rheinbündner, eine Armada, riesenmäßig wie das Heer des Xerxes und wohlgeordnet wie die Paraden Friedrich's II.; ungefähr 420,000 Mann für den activen Krieg, 80,000 Mann zur Bewachung Deutschlands, eben so viel zur Deckung der französischen und italienischen Küsten, und das Alles neben den in Spanien kämpfenden Heeren von nahe 200,000 Mann. Beim Anblick dieser unermeßlichen Streitkräfte berauschte sich der Stolz des Kaisers immer mehr, alle Entwürfe, alle Begierden, die in seinem mächtigen Wesen jemals angeklungen, regten sich noch einmal bei dieser letzten Erhebung. Er kam sich wieder wie 1799 als der Bändiger der Revolution vor; er sei dazu bestimmt, die tollen Cortes in Cadix und die rebellischen Träumer in Deutschland zu vernichten; er dachte, Holland, Berg und Westphalen zu einem großen Königreiche zu vereinen und dadurch sowohl die holländische als die deutsche Nationalität zu brechen; zum Abschluß des Continentalsystems, sagte er zu seinem Staatsrath, müsse er alle Häfen der Ostsee haben und französische Zollwächter in Petersburg aufstellen. Erschien es Andern schon als ein gigantisches Unternehmen, von Paris aus eine Operationsbasis

an der Weichsel einzurichten, so war er bereits von dem Gedanken erfüllt, nach Vollendung dieses Krieges die Basis zu einem neuen Zuge an der Wolga zu nehmen, und sich durch Persien auf das englische Ostindien zu werfen.

So wälzte der gewaltige sich selbst überstürzende Geist die Schicksale Europa's in seinem Gedanken. Was Deutschland betraf, so verstand es sich von selbst, daß die Staaten des Rheinbundes ihre Contingente, über 100,000 Mann, zum Heere des Eroberers stellten. In wenig verschiedenem Verhältniß befand sich damals Oesterreich. Nach der Katastrophe von 1809 war Stadion zurückgetreten, und der bisherige Gesandte in Paris, Graf Metternich, Minister geworden, damals noch ein junger Mann, der in Paris mit allen Cavalieren und schönen Damen des napoleonischen Hofes auf dem besten Fuße gestanden und stets die Meinung ausgesprochen hatte, besiegen lasse sich der furchtbare Kriegsfürst einmal nicht, es sei am besten, seine Gunst zu suchen. So war der Umschwung, den sein Antritt in Wien bezeichnete, vollständig. Als Napoleon sich von seiner Gemahlin Josephine trennte, beeilte sich Metternich, um ein Ehebündniß zwischen Frankreich und Rußland zu verhüten, jenem die Hand der Erzherzogin Marie Louise anzubieten, was allerdings nicht hinderte, daß Kaiser Franz seinen Schwiegersohn noch gründlicher haßte als bisher seinen Besieger, was immer aber die massivste Absage von allen Bestrebungen Stadion's in sich schloß. Die norddeutschen Verschwörer gegen Napoleon, denen Oesterreich bisher Schirm und Asyl gewesen, sahen sich mit den Kerkern von Munkacz und Spielberg bedroht; Metternich fand wie Napoleon selbst, daß dieses Gähren in den Volksmassen, dieses Treiben selbstwilliger Nationalitäten der guten

Ordnung aller Staaten höchst verderblich sei. Der erste Mann am Wiener Hofe war seitdem, wie grimmig auch der österreichische Adel darüber knirschte, der Gesandte Napoleon's. Die traurigste Folge dieses furchtbaren Umschlags zeigte sich nun im Innern des Reiches. Die Bevölkerung, welche 1809 ihr Gut und Blut für die Befreiung eingesetzt, vermochte Metternich's leichter Eleganz nicht so schnell nachzukommen und nicht ohne eignen Schaden Haß in Liebe und Abscheu in Bewunderung zu wandeln. Das Unterliegen im Kampfe hätte sie ertragen, die neue Freundschaft aber mit Napoleon hatte eine tiefe politische Demoralisation zur Folge. Durch das wackere Volk ging ein unaussprechlich bitteres Gefühl, die reinste Begeisterung, die edelsten Opfer nutzlos weggeworfen zu haben, um nicht bloß in Niederlage, sondern in Entwürdigung zu enden. Wer noch von Vaterland und Freiheit und Enthusiasmus redete, sah Unglauben und Spott auf dem Gesichte der Hörer; die trostlose Stimmung des alten Wortes: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt" klang damals aus allen Kreisen in Oesterreich wieder. Dazu kam eine große Krisis in den Finanzen, Deficit, Papiergeld und schwankende Valuta, mit ihrem ganzen Gefolge von Verarmung und Habgier, Schwindel und Corruption, zuletzt ein voller erklärter Staatsbankerott, nach allen jenen triumphirenden Hoffnungen von 1809 eine weite, öde, regungslose Abspannung. Als Napoleon gegen Rußland rüstete, war unter solchen Verhältnissen Metternich's Linie von selbst gezeichnet. Gegen das Versprechen einer territorialen Vergrößerung im Siegesfall — man dachte an das 1809 abgetretene Illyrien — schloß er mit Napoleon sein Bündniß und stellte zu der großen Armee 40,000 Mann unter dem General Grafen Schwarzen-

berg. Sonst wurde das Reich in seinem Innern durch die herandrausende Kriegsfluth nicht weiter berührt.

Anders war die Lage Preußens, welches unmittelbar auf der Straße des französischen Angriffsheeres lag, ja, dessen schmaler Boden diese Straße recht eigentlich bildete. Auch dort hatte die Katastrophe von 1809 sich fühlbar gemacht; eine absolutistische Partei der brandenburger Junker, welche damals in Napoleon wie später in Kaiser Nikolaus den Hort der conservativen Politik verehrte, war einen Augenblick zu Einfluß gekommen und hatte alle Reformen Stein's in das Stocken gebracht. Indeß war bei der dortigen Lage ein solches Verhältniß zu monströs und empörend, um Bestand haben zu können; im Juni 1810 übernahm der frühere Minister Hardenberg die Verwaltung wieder, ein Mann, der höchst liebenswürdig, offen und einnehmend im persönlichen Verkehre war, von großer Thätigkeit, aber ohne sittlichen Ernst, rührig, aber nicht durchgreifend, edlen und niedrigen Einflüssen gleich zugänglich. Damals war er jedoch mit Stein in engem Verständniß und voll von guter Gesinnung, und setzte auf allen Gebieten des Staatswesens Stein's Werk mit löblichem Eifer fort. Aber als die entscheidende Stunde kam, war doch Nichts fertig und vor Allem kein sicherer Entschluß vorhanden. Napoleon wußte wohl, wie es stand, und seine Erwägungen gingen unaufhörlich dicht am Aeußersten her. Die Seeküste bis Lübeck war damals französische Provinz, Magdeburg, Danzig, Küstrin hatten französische Garnison; es bedurfte nur eines Winkes, um ganz Preußen mit feindlichen Heeresmassen zu überschwemmen, und oft genug gab der französische Gesandte in Berlin drohende Andeutungen über Napoleon's Zorn. Scharnhorst und sein feuriger Gehülfe Gneisenau freuten

sich darüber, damit man endlich zur Gewißheit komme; sie konnten das Heer in vierzehn Tagen auf 120,000 Mann und das ganze Volk in Aufstand bringen. Der König aber, in jedem Augenblick der Verhaftung durch die Franzosen gewärtig, war in bitterer Verlegenheit und versuchte gleichzeitig Unterhandlungen in Paris und Petersburg. Bei der Stimmung des Landes reichte dies aus, um das Vertrauen zu der Regierung völlig aus den Fugen zu bringen; eine tiefe Niedergeschlagenheit und moralische Zerrüttung trat ein, und die entschiedenen Patrioten gewöhnten sich an den Gedanken, auch ohne die Regierung zu handeln. Im Juli 1811 bot Hardenberg den Russen sein Bündniß, wenn sie auf der Stelle einrücken wollten. Dazu konnte sich aber wieder Alexander nicht entschließen, sondern ließ dem Könige heimlich sagen, er sehe ein, daß Preußen ein Bündniß mit Frankreich nicht vermeiden könne. So warf sich, October, der König in die Arme oder besser zu den Füßen Napoleon's, mußte dann aber fast noch ein halbes Jahr um die Gnade des Bündnisses betteln. Endlich Februar 1812 kam der Vertrag zu Stande: er enthielt die reine Unterwerfung Preußens unter Napoleon's Herrschaft, vermehrte die französischen Garnisonen in den preußischen Festungen, bestimmte freie Verpflegung des französischen Heeres auf dem Durchmarsch und stellte dem Kaiser 20,000 Mann Hülfstruppen zur Verfügung, welche unzersplittert, aber unter dem Oberbefehl eines französischen Marschalls operiren sollten. Die Wirkung dieses Bündnisses in Preußen war niederschmetternd. Scharnhorst legte das Ministerium nieder, Gneisenau und dreihundert andere Officiere nahmen den Abschied, zum Theil um in englische, russische, spanische Dienste zu treten; es waren die wärmsten Patrioten, bei denen der

nationale Sinn die alten Begriffe der militärischen Ehre und Dienstpflicht überwog. Der König lobte sich die Anderen, Männer wie Knesebeck, Bülow, York, die in fester Disciplin unter allen Umständen bei ihrem Kriegsherrn aushielten. General York wurde zweiter, und bald erster Befehlshaber des Hülfscorps, ein so heftiger Feind der Franzosen wie Einer, zugleich aber von jeher ein Gegner des Stein'schen Liberalismus, darüber zerfallen mit Gneisenau und wüthend über die Ausreißer. Eine Natur von herber und schroffer Festigkeit, in sich gekehrt und argwöhnisch, verzweifelnd über das Loos, den Franzosen zu dienen, aber entschlossen, rücksichtslos seine Pflicht zu thun. Er wurde dem Marschall Macdonald zugewiesen, der 30,000 Mann gegen Riga führte, um den äußersten linken Flügel der großen Armee zu bilden, so wie Schwarzenberg die äußerste Rechte derselben in Südpolen abschloß. In dem Augenblick, in welchem die Feindseligkeiten begannen, reiste Stein, vom Kaiser Alexander eingeladen, nach Petersburg, wo er durch sein Feuer und seine schwere Gediegenheit sehr rasch einen entscheidenden Einfluß gewann, und während Napoleon's Massen in Rußland vordrangen, alle Fäden der populären Verbindungen durch ganz Norddeutschland in seiner sichern Hand zusammennahm.

Nachdem die große Armee im Juni 1812 den Niemen überschritten, lagerte sich eine tiefe Stille über Europa. In den ersten Wochen vernahm man hier und da eine Nachricht über ihr Vordringen in das innere Rußland, dann aber blieb Alles lautlos, auch die kaiserlichen Bulletins verstummten Wochen lang, Monate lang. Ende September kam eine Notiz von dem Brande Moskau's, damals unwidersprochen in der Fassung, daß die Franzosen die eroberte Stadt zerstört hätten. Dann wieder

zwei Monate volles Schweigen — als plötzlich die Kunde durch die Länder flog, daß am 14. December Napoleon allein, ohne Feldherrn, ohne Heer in Dresden erschienen und rasch nach Paris weiter geeilt sei. Man war erstaunt und wie durch einen fahlen Blitzstrahl in dunkler Nacht geblendet; aber nur wenige Tage vergingen, und ein Gottesgericht ohne Gleichen wurde in überwältigender Klarheit den erschütternden Blicken entfaltet. Am 19. erreichte König Murat von Neapel die russisch-preußische Grenze, mit ihm ein Troß von 20,000 Menschen, über die jede Art von irdischem Elend entladen war. Abgerissen, hohläugig, in Lumpen und Costüme aller Art gewickelt, wankten die Massen vorwärts, eine meilenlange Colonne ohne alle Ordnung, die auf der schneebedeckten, sofort mit Leichen, Verwundeten, Trümmern, Brandstätten erfüllten Straße daherzog; Viele erblindet und taub durch die Kälte, Viele sinnlos und geistesverwirrt, Alle in dumpfer und stumpfer Gleichgültigkeit, aus der sie nur der Anblick einer wärmenden Stätte oder der Klang eines Kosakenhurrahs emporzureißen vermochte. Das war der Rest der Armee von Moskau, von 300,000 der besten Truppen Europa's, alles Andere war todt, zersprengt, gefangen. Niemals hatte ein ähnlicher Stolz einen gleich ungeheuern Sturz erlebt. Die beiden Kaiser, welche fünf Jahre früher dort am Niemen die Welt zu theilen unternommen, hatten jetzt in einem riesigen Zweikampfe die beste Kraft ihrer Reiche sich gegenseitig hingeschlachtet. Denn auch die siegenden Russen hatten kaum weniger als die besiegten Franzosen gelitten. Kutusow's Hauptheer zählte von 210,000 höchstens noch 40,000, die Seitenheere Wittgenstein's und Tschitschagoff's 23- und 13,000 Mann. Der sechsmonatliche Feldzug hatte den Russen 300,000, den Franzosen eine halbe

Million Menschen gekostet. Die Wirkung in den deutschen Grenzlanden war im ersten Augenblicke betäubend, die Einzelnen wie im Schwindel, die Regierungen völlig fassungslos. Jeder empfand, daß eine ungeheure Entscheidung gefallen — oder nein, daß eine solche begonnen sei; und doch sah Niemand im ersten Augenblick die Tragweite, die mögliche Benutzung derselben. Der König von Preußen, ungewiß, von welcher Seite die eigentliche Gefahr drohe, befahl neue Rüstungen; Metternich meinte, wenn Oesterreich jetzt für Napoleon noch mehr thun solle, so würde es Zeit sein, ihm in den illyrischen Provinzen den Lohn dafür auszuzahlen. Beide betheuerten einstweilen dem französischen Kaiser ihre feste Ergebenheit.

Unter dieser Voraussetzung gab Napoleon trotz seiner kolossalen Verluste das Spiel noch nicht verloren. Die Russen zauderten, ihre Grenze zu überschreiten. Noch stand Macdonald mit mehr als 20,000 Mann in Kurland, Reynier mit 15,000 im Großherzogthum Warschau, Heudelet mit 15,000 in Königsberg, General Grenier war im eiligsten Anmarsch zur Verstärkung. Die Russen hatten nicht mehr zur Stelle; Napoleon war in Paris mit neuen weiten Waffnungen beschäftigt; es war gewiß, daß er ungleich schneller als die Russen eine frische Armee würde erschaffen können. Aber bereits glühte der deutsche Boden unter den Füßen der französischen Truppen, und in demselben Augenblicke, in dem Napoleon jene diplomatischen Freundschaftsworte empfing, zerriß ein unerwartetes Ereigniß alle Dämme vor dem Aufschwung der deutschen Nation.

Noch in der Mitte December stand Macdonald, die Festung beobachtend, in der Nähe von Riga. Indeß als er den Befehl zum Rückzug erhielt, waren die Russen doch nicht im Stande,

von Litthauen her schneller als er die ostpreußische Grenze zu erreichen; höchstens durch leichte Vortruppen konnten sie seinen Rückzug beunruhigen. Zwei Drittel des Corps bildeten nun jene preußischen Divisionen, deren Anführer York einige Wochen früher mit Macdonald völlig zerfallen war. Sein alter Haß gegen die Franzosen war seit seiner Unterordnung unter ihren Dienst grimmiger als jemals; das ganze Corps theilte seine Stimmung und bei den ersten Gerüchten über die Katastrophen des Feldzuges ging ein zurückgehaltener, aber desto tieferer Jubel durch alle Herzen. York übersah mit seinem schneidenden Verstande die Lage vollkommen, die völlige Vernichtung der großen Armee, den Augenblick der Befreiung jetzt oder nie, die Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses. Er sah, daß wenn er unter Macdonald's Fahnen blieb, 40,000 und bald 60,000 Mann den Russen die ostpreußische Grenze sperrten, höchst ausreichend bis zur Ankunft Napoleon's mit einem neuen Heer, daß dann der König, sorglich und unentschlossen, keinen Streich wagen, die beispiellose Gelegenheit für immer verloren sein würde. Auf der andern Seite: fiel er ab, so konnten die 20,000 Franzosen sich in Ostpreußen nicht mehr behaupten, dort erhob sich das Volk, es gab für die Gegner keinen Halt mehr bis zur Oder, vielleicht bis zur Elbe, die altrussische, dem Offensivkrieg abgeneigte Partei wurde durch die Umstände fortgerissen, der Krieg und mit ihm die Erhebung wälzte sich, nicht zu ermessen in ihrem Ausgang, nach Deutschland hinein. Die Russen, die militärische Wichtigkeit der Sache erkennend, hatten sogleich eine Unterhandlung mit ihm begonnen, drohten, drängten, boten ihm Alles. Er marschirte so langsam wie möglich und sandte einen Adjutanten eilfertigst nach Berlin, um den König um einen Befehl zu bitten.

Dieser aber, in seiner Hauptstadt von Franzosen umringt, wagte keine Antwort zu geben und sandte trotz alles Drängens und Flehens den Botschafter ohne Entschließung zurück. „Um Gott, Majestät," fragte der Adjutant in seiner letzten Audienz, „soll der General in jedem Fall der Allianz treu bleiben?" Je nach den Umständen, war die Antwort. Darüber gelangte York bis dicht an die Grenze; zwei Märsche und Alles war vorüber: er mußte sich selbst entscheiden. Er machte, tief in sich verschlossen, jeden Rathgeber zurückschreckend, entsetzliche Kämpfe in seinem Innern durch. Was er in seinem Sinne bewegte, war nach der Anschauung seines bisherigen Lebens offene Felonie, Auflehnung des Soldaten gegen den Kriegsherrn, Verführung der Armee gegen die Politik ihres Königs. Und doch erschien das Alles in der unerhörten Krisis der Welt als leere Formsache. Auch der König sah ja im Grunde der Seele nur in Napoleon seinen Feind, es galt die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes, jetzt oder nie. Eine Fügung Gottes, daß ein Mann wie dieser gerade an dieser Stelle stand, als ewiges Denkzeichen, daß für den sittlichen Menschen damals keine Wahl blieb. York faßte plötzlich, als die Russen schon an ihm verzweifelten, seinen Entschluß; er schrieb dem König: „Ich lege mein Haupt Eurer Majestät zu Füßen, und bin bereit, mein ungesetzliches Verfahren auf dem Sandberge zu büßen." Aber er zeichnete am 30. December 1812 die Convention von Tauroggen, wodurch er sein Corps von den Franzosen trennte und trotz der französisch-preußischen Allianz neutral stellte.

Der Eindruck dieser That ging wie ein Erdbeben durch Deutschland und Europa. Napoleon empfand mehr als Zorn: er sah, daß es kein Act militärischer Rebellion, sondern der Be-

ginn eines unabsehbaren nationalen Ausbruchs war. Metternich hatte dieselbe Einsicht; er freute sich nicht, er fand darin das Auflodern einer deutschen Revolution: aber er hielt die Katastrophe jetzt für unvermeidlich und sandte heimlich an Alexander, daß er zum Beitritte bereit sei, und ließ Schwarzenberg sich nach Gallizien zurückziehen. Was die zunächst Betheiligten angeht, so war der König von Preußen wie vom Donner gerührt, zunächst erbittert über York's Eigenmächtigkeit, mit der er das Schicksal seines Herrn bloßstellte, „da soll Einen ja der Schlag rühren;" er verfügte Absetzung und Kriegsgericht gegen den General, an den freilich die russischen Vorposten keine Nachricht darüber gelangen ließen; zugleich schrieb Hardenberg diensteifrig an Napoleon und bot selbst, kläglich genug, eine Heirath des Kronprinzen mit einer bonapartischen Prinzessin an. In Ostpreußen aber waren bereits durch York's Entschluß das Land, der Krieg, die Geister verwandelt. Ganz von selbst kamen die Russen über die Grenze, York, strenger und verschlossener als je, wurde in Königsberg mit unendlichem Jubel empfangen, durch die ganze Provinz tönte sein Jetzt oder Niemals in allen Herzen wieder.

Einige Wochen verlegener Spannung hatte man noch durchzumachen, so lange die Beistimmung des Königs nicht ausgesprochen war; in dieser Zwischenzeit trat Stein mit einer russischen Vollmacht auf, die ihm die Verwaltung Ostpreußens übertrug, und kam darüber mit York und Schön, die vor allen Dingen nicht russisch statt französisch werden, sondern deutsch und preußisch bleiben wollten, fast in offenen Hader. Indessen pflanzte sich die Erhebung und Begeisterung der Gemüther unaufhaltsam durch die Lande fort; auch der König vermochte ihr nicht lange mehr

zu widerstehen, zumal Scharnhorst jetzt wieder an ihn herantrat, alle Erinnerungen der Leidenszeit wach rief und die Mittel zum ruhmreichsten Kampfe anschaulich machte. Der König war durch die Wucht seines Unglücks in Kraft und Vertrauen geknickt, vollends seit dem Tode der Königin Louise, 1810, die recht eigentlich an dem Sturz ihres Landes dahingeschwunden war; er hatte nicht den Muth, an sich und an sein Volk zu glauben: aber wie gerne ließ er sich doch durch Scharnhorst's warme und hohe Ruhe überreden. Auf ein dringendes Schreiben Alexander's entschloß er sich am 22. Januar, Berlin wegen der Nähe der Franzosen zu verlassen und seine Residenz in das freiere Breslau zu verlegen. Noch trug er sich mit dem Gedanken an Neutralität und Vermittlung, indeß auch dazu mußte man rüsten, und so erschien am 3. Februar ein königlicher Aufruf, welcher alle jungen Männer von 17 bis 24 Jahren, die nicht bei dem Heere wären, einlud, als freiwillige Jäger die Waffen zu ergreifen. Die Wirkung war wie der Funken in einer weit verzweigten, übervoll geladenen Mine. Nach wenigen Tagen war es auch dem Blödesten deutlich, daß hier kein Zurückgehen, kein Halten möglich war. Am 5. folgte die Eröffnung des ostpreußischen Provinziallandtags in Königsberg jetzt unter königlicher Autorität zur Waffnung der Provinz. York erschien bei der ersten Sitzung; mit Hoch und Hurrah empfangen, antwortete er kurz: Ruhe, meine Herren, nach dem ersten Schlachtfelde bitte ich mir das aus. Man wurde dann still, aber nahm die Arbeiten mit grenzenlosem Eifer auf. Nach Scharnhorst's und Clausewitz's Gedanken hatte hier Graf Alexander Dohna einen Entwurf für Errichtung der Landwehr vorgelegt, in Folge dessen alle Kräfte des Landes in Bewegung kamen und binnen wenigen Wochen 33,000 Mann

unter den Waffen standen. Ebenso nachdrücklich rührte sich Pommern; von allen Punkten der Provinz kam Nachricht nach Breslau, der Bürgerkrieg sei unvermeidlich, wenn der König nicht mit Frankreich breche. Am 15. Februar entschied sich der König selbst, und sandte den Obersten Knesebeck an Alexander, um über den Abschluß des Bündnisses zu unterhandeln.

Der russische Kaiser war Anfang 1813 seinem Heere über die Grenze gefolgt; in einigen Wochen war das Großherzogthum Warschau in seinem ganzen Umfange durch Kutusow's Truppen besetzt. Daß es einst preußische und österreichische Provinzen gewesen, davon war keine Rede, Rußland war entschlossen, sich dieses Mal den letzten Rest der polnischen Beute nicht entgehen zu lassen. Bei Metternich, der in Bezug auf Napoleon sicherer als Preußen stand, der durch keine Begeisterung in kühler und langathmiger Erwägung gehindert wurde, machte das einen übeln Eindruck; Metternich hielt trotz seiner Eröffnung im Januar wieder inne, und erneuerte seine Freundschafts- und Bundesversicherungen bei Napoleon. In Preußen ging man über die polnische Sache hinweg; Scharnhorst und Stein waren gleich entschieden der Meinung, daß jetzt nicht die Zeit sei, über Polen zu zanken, daß es jetzt auf den Sturz Napoleon's und auf die Herstellung der deutschen Stellung Preußens ankomme. So kam 27./28. Februar in Kalisch und Breslau der Vertrag zu Stande. Preußen trat darin dem Bunde gegen Frankreich bei, gegen das russische Versprechen, es sollte in Norddeutschland eine zusammenhängende Ländermasse, so groß wie 1805, und auf polnischem Boden eine geographisch-militärische Verbindung zwischen Ostpreußen und Schlesien erhalten. Hierfür verhieß es 80,000 Mann zu stellen; Stein bewirkte dazu den entscheidenden

Zusatz, „und diese durch Landwehr zu verstärken.“ Darauf folgte am 16. März die Kriegserklärung gegen Frankreich, am 17. das Gesetz über die Bildung der Landwehr, und der berühmte königliche Aufruf „an mein Volk.“ Eine Woche später, am 25., verhieß auch Kutusow in Rußlands Namen, in einem Manifest an die Deutschen Befreiung Europa's, Befreiung Deutschlands, Absetzung aller Fürsten, welche sich der Nationalsache widersetzen würden. Ganz in diesem Sinne wurde am 4. April von den beiden Mächten eine Centralverwaltung für die im Krieg zu besetzenden und zu befreienden Länder eingerichtet, an deren Spitze Stein, damit er für sich fast eine dritte Macht, gestellt wurde.

In diesem Augenblicke war alles preußische Land bereits ein einziges großes Heerlager, das Bild einer ungeheuern schwärmerischen Aufregung und einer festen todesmuthigen Entschlossenheit. Seit dem 3. Februar hatte kein Mensch mehr auf weitere Schritte der Regierung gewartet. Ueberall strömten Jünglinge und Männer zu den freiwilligen Jägern, die Universitäten löften sich auf, in Breslau führte Professor Steffens seine Zuhörer aus dem Auditorium zum Regiment, die Akademie in Liegnitz, die obern Gymnasien standen leer. Berlin allein stellte binnen vierzehn Tagen 9000 Mann, darunter 370 Gymnasiasten; als eines Tages achtzig Wagen dieser Freiwilligen auf einmal in Breslau ankamen, führte Scharnhorst den König, der stets noch Zweifel hatte, an das Fenster und fragte, ob Majestät sich nun überzeuge. Dem König stürzten die Thränen aus den Augen. Wie die Jugend so das Alter; Familienväter und Greise stellten sich, und mehr als ein Mädchen trat verkleidet

in die Reihe der Männer, um dem Vaterlande Blut und Leben darzubringen.

Preußen, welches am 1. Januar 42,000 Mann unter den Waffen gehabt, stellte bis Ende März, bei einer Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen 110,000 Mann, und dazu während des April und Mai noch 170,000 Mann Landwehren, die militärisch eben so brauchbar wie die Linientruppen waren. Dies war schon nach dem Zahlenverhältniß mehr als die französische levée en masse 1794 geleistet hatte. Und es geschah nach dem Unheil von 1806, nach der sechsjährigen Unterdrückung und Aussaugung, nach den Opfern und Leiden von 1812. Es geschah ohne Schreckensregiment und Demagogie; es war der begeisterte Wille aller Einzelnen, welcher die Regierung vorwärts drängte, nach Leitung und Führung rief, und alle Anforderungen unendlich übertraf. Die Hingebung durchströmte alle Stände in gleichem Maß, alle frühere Parteiung trat für einen Augenblick vollständig vor der Sache des Vaterlandes zurück. Der Staat war im größten Geldmangel, die Flinten mußten erst aus England kommen, es gab nicht Tuch genug, die Massen zu kleiden, und keine Vorräthe, sie zu nähren. Es machte keinen Unterschied, keine Stockung entstand. Wer etwas Brauchbares hatte, gab es hin, und der Soldat war eben so bereit zu hungern und zu frieren, wie zu kämpfen und zu fallen. Die schlesischen Gutsbesitzer schickten ihr Vieh, ihre Frucht- und Kartoffelvorräthe, schickten ihre Knechte und kamen dann selbst mit ihren Söhnen zur Armee. Ein Schäfer aus Anclam verkaufte seine Heerde, schaffte sich dafür Waffen und Uniform und ging zum Regiment. Ueberall vertauschten die Frauen den goldenen Schmuck mit eisernem, um ihre Spangen und Ringe den Kriegscassen

abzuliefern. Und wie im Leiblichen, so auch im Geistigen. Jeder Gedanke, jede Herzensregung, die bis dahin in dem Volke gelebt hatte, Alles mündete jetzt in den einen großen Strom ein, half ihn verstärken, klären, beschleunigen. Man gedachte der großen Vergangenheit Deutschlands, und wußte, daß ein Volk, das für seine Ehre zu sterben bereit ist, eine lebensvolle Zukunft hat. Die Poesie erhob sich wie die Wissenschaft, um dem heiligen Kriege seine Waffen zu schmieden. Es sind nicht die ersten Talente unserer Literatur, die hier auftraten, aber das volle Herz ist die erste Stärke zum großen Poeten, und so darf auch unsere Literatur stolz sein auf den kecken Lagerton in Körner's Liedern, auf Schenkendorf's tiefe Innigkeit, Arndt's polternden Ungestüm; und Rückert's geharnischte Sonnette scheinen mir noch immer das Beste all seiner Dichtungen zu sein, weil sie nicht bloß gedichtet und gedacht, sondern gefühlt und erlebt sind. Zugleich wandten sich die Herzen von dem Irdischen und Nichtigen hinweg dem Ewigen und Göttlichen zu; eine ernste und glühende Religiosität wurde allgemeine Stimmung, die doch nichts Düsteres und Fanatisches hatte, eben weil sie echt und opferfreudig war. Jetzt war die Zeit gekommen, diesen Opfermuth zu bewähren: man ging in den Krieg wie zum Gottesdienst, mit tiefer und froher Andacht, das Bild des großen Vaterlandes vor Augen, welches aus dem Blute der Gefallenen zu der alten Herrlichkeit emporwachsen sollte. Ehe die Freiwilligen aus Berlin ausrückten, baten sie Schleiermacher um einen Abschiedsgottesdienst. Er predigte ihnen über Matth. 11, 2, die neue Zeit tritt ein, wenn die Blinden sehen, — die Vorurtheile fallen — die Tauben hören — verachtete Wahrheit findet Eingang — die Lahmen gehen — gelähmte Kräfte gewinnen Leben — die Aussätzigen

rein werden — die sittliche Verderbniß wird empfunden — die Todten auferstehen — das Veraltete und Abgestorbene macht neuem Leben Platz — den Armen das Evangelium verkündet wird — auch in dem Aermsten wird das ewige Recht geehrt und eine Kraft durchdringt das ganze Volk. Am Schluß redete er die Mütter der jungen Soldaten an, und pries sie glückselig, solche Söhne geboren zu haben; sie weinten und schluchzten, aber sie waren glückselig. So entstand ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte gibt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit mit religiösem Schwunge und gewissenhafter Sitte, brausender Freiheitsliebe mit strengem Pflichtgefühl, und treuem Unterthanensinn. Es enthielt die Keime zu allen echten Fortschritten, die seitdem in dem politischen Leben Preußens geschehen sind, zu dem unaustilgbaren Streben nach vaterländischer Wiedergeburt, das von dort in alle deutsche Gauen getragen worden, zu den phantastischen Auswüchsen dieser Gedanken in Turnwesen und Burschenschaft, vor Allem aber im nächsten Augenblicke zu einer ausharrenden Angriffskraft, die trotz aller Hindernisse Europa zur vollständigen Erreichung des großen Ziels hindurchriß.

Groß und gewaltig waren trotz 1812 diese Hindernisse. Wir können sie kurz zusammenfassen als die Folgen des Unglücks von 1809. Hätte sich Preußen damals entschlossen, oder hätte Erzherzog Karl damals seine Aufgabe zu lösen vermocht, so hätte Deutschland allein mit der eigenen Kraft gesiegt, und es hätte Krieg und Sieg gehabt unter der Führung von Stadion und Stein. Jetzt war man zunächst an die Unterstützung Rußlands

gewiesen, und mußte sofort bei allem Ruhm des vorigen Jahres die Schwächen und Schattenseiten einer solchen Hülfe erleben. Zwar über Kaiser Alexander selbst war nicht zu klagen. Seine weiche, nicht immer offene und gerade, aber erregbare und enthusiastische Natur war durch das mächtige Trauerspiel von 1812 gehoben, geläutert, geadelt worden. Der Brand von Moskau hatte sein Haar in einer Nacht gebleicht, aber seinem Herzen die Ueberzeugung gegeben, daß er die Bestimmung habe, als Streiter des Lichtes den dämonischen Herrscher der Finsterniß bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Neben ihm stand, jede Schwankung verhütend, unablässig anfeuernd und vorwärts drängend, Stein als das rechte Schwergewicht dieses Weltkampfes, die Seele und Kette der großen Allianz. Sonst aber sah es traurig genug im russischen Lager aus. Ihre Truppen waren so geschwächt und entblößt, ihre Reserven und Verstärkungen so weit im Rückstande, daß sie im Westen der Weichsel mehr als Unterstützte denn als Helfer erschienen. Desto hochfahrender war ihr Auftreten. Die Einen klagten, daß das heilige Rußland sich in die elenden Zänkereien des ungläubigen Westens weiter einmische, die Andern warfen begehrliche Blicke auf Königsberg, Danzig, Holstein, Allen aber verstand sich die Einverleibung des ganzen Polen von selbst. Mit welcher Sehnsucht blickte Stein von solchen Alliirten hinüber zu der deutschen Brudermacht, zu Oesterreich. Auch regte sich dort das patriotische Gefühl gewaltig, vor Allem bei dem Adel, bei der Armee. Aber für die Führung gab es keinen Stadion. Metternich hielt sich fort und fort in kühler Unparteilichkeit. Er sagte wohl dem französischen Gesandten, daß Napoleon sich nothwendig zu billigen Concessionen entschließen müsse, den Verbündeten aber antwortete er auf jedes

Vorwärtsdrängen, daß er nichts thuen könne, bis er völlig gerüstet sei und daß er dazu noch einige Monate brauche. Nun hatte er damals an 100,000 Mann unter den Waffen; nichts war sicherer, als daß ein rasches Vorbrechen derselben die Franzosen, welche die preußische Explosion an die Elbe geschleudert, sofort bis zum Rhein zurückgeworfen hätte. Damit wäre der deutsche Westen befreit, eine neue Stärke von 100,000 Mann sofort gewonnen, der Beginn des eigentlichen Kampfes aus dem Herzen Deutschlands hart an die französische Grenze verlegt worden. Was also Metternich an Zeit für seine Rüstungen gewann, gewann Napoleon doppelt. Das Kühnste wäre auch hier wieder das Klügste gewesen. Aber der entscheidende Umstand war, daß Metternich überhaupt keinen heißern Wunsch hatte, als den großen Krieg zu verhüten. Er war ein feiner, kluger, geschmackvoller Mann, ein Virtuose im Detail der diplomatischen Geschäfte, hinreißend und unverwüstlich als Gesellschafter, wohlwollend und freundlich, so weit es die hohe Politik verstattete. Was ihm fehlte, und ihm auch später immer gefehlt hat, war der starke Schwung des Geistes und Charakters, der für den allgemeinen Gang der Ereignisse die großen geschichtlichen Standpunkte finden, in außerordentlichen Lagen die außerordentlichen Mittel entdecken, durch die diplomatischen Details hindurch den sittlichen Gehalt ergreifen lehrt. In jungen Jahren verdiente er sich das Lob eines perfecten Cavaliers, in alten Tagen den Titel des Nestor der europäischen Diplomatie: ein wahrer Staatsmann aber, d. h. ein Lenker und Schöpfer des nationalen Lebens ist er nie gewesen. In seiner ganzen Laufbahn, und so auch 1813 hatte er immer nur den nächsten Vortheil und die augenblickliche Zweckmäßigkeit im Auge. Wie einmal von Alexander, Stein

und York der Krieg betrieben wurde, ließ sich freilich die Ausdehnung seiner Opfer und Gefahren gar nicht übersehen. Während jene Männer, durch ein ernstes sittliches Selbstvertrauen getragen, furchtlos jeder Anstrengung entgegen eilten, fand sich Metternich höchst unbehaglich in dem Gedanken, wie die Flamme eines solchen Kampfes grenzenlos um sich greifen, die Russen zu einer europäischen Dictatur emporwachsen, die preußische Volksbewegung sich zu einer deutschen Revolution entwickeln könnte. Er redete mit dem französischen Gesandten geradezu von den deutschen Jakobinern, von den Räthen Alexander's und Friedrich Wilhelm's, die in Robespierre's Wohlfahrtsausschuß zu sitzen verdienten. Er sah wohl, daß er auf die Dauer unmöglich neutral bleiben konnte. Seine ganze Umgebung stürmte und knirschte, daß man Preußen den Lorbeer der deutschen Befreiung allein überlassen wolle; die alten Agenten für Tyrol und Westfalen meldeten neue Zuckungen des patriotischen Sinnes und die Bereitschaft zu neuen Aufständen an; es machte ihn nur um so verdrießlicher. Was hätte er um einen leidlichen Friedensvorschlag Napoleon's gegeben, der Oesterreich einigen Vortheil gebracht, und sich den Verbündeten mit Nachdruck hätte empfehlen lassen. Statt dessen kam von Napoleon die übermüthige Erklärung, das eigentliche französische Empire, mit Amsterdam, Hamburg und Rom müsse ungeschmälert bleiben; Oesterreich möge Illyrien nehmen, wenn es nach seiner Vertragspflicht von 1812 auf die Russen losschlage; weiter sei er bereit, sich mit Oesterreich in die preußischen Lande zu theilen. Aber auch für Kaiser Franz waren die Zeiten von 1795 vorbei. Er antwortete am 1. Mai mit einer bündigen Erklärung, die Allianz von 1812 sei durch die Ereignisse zerrissen, Oesterreich werde fortan selbst-

ständig als bewaffneter Vermittler zwischen die streitenden Parteien treten.

Es war ein wesentlicher Schritt vorwärts. Aber für's Erste hatten Preußen und Russen den Kampf noch allein zu bestehen. Napoleon hatte die Wintermonate hindurch mit der höchsten Anstrengung und der ganzen Fülle seines Organisationstalentes gerüstet; Ende April war er mit 120,000 Mann neuer junger Truppen in eiligem Marsch durch Franken und Thüringen gegen die Elbe. Die Verbündeten hatten 85,000 Mann zwischen der Saale und Elster versammelt, die Preußen unter dem alten Reitergenerale Blücher, die Russen nach Kutusow's Tode unter Wittgenstein. Trotz ihrer Minderzahl beschlossen sie, ihm nach einem geistreichen Plane Scharnhorst's von der Flanke her in seine langgedehnten Marschcolonnen zu fallen; so kam es am 2. Mai zu der Schlacht von Lützen, der ersten mörderischen Feuertaufe für das junge Blut der deutschen Freiwilligen. Wittgenstein führte Scharnhorst's Plan schlaff und langsam aus; so konnte Napoleon, obwohl völlig überrascht, seinen Widerstand ordnen. In dem hartnäckigen Kampfe um die vier Dörfer der französischen Schlachtlinie fielen Tausende und aber Tausende; es zeigte sich — was wir uns auch für heute merken wollen — daß wenn das Herz warm schlägt, deutsche Soldaten selbst ohne alle Kriegserfahrung zu schlagen, zu sterben, zu siegen wissen. Drei jener Dörfer wurden von den Preußen mit glühendem, reißendem Anfall genommen: nur das Zaudern der Russen machte es Napoleon möglich, starke Reserven heranzubringen, und endlich durch ein zermalmendes Geschützfeuer den Rückzug der Gegner zu entscheiden. Sie wichen langsam, wohlgeordnet hinter die Spree nach Bautzen, und lieferten dort am 20. und

21. eine neue große Schlacht, mit gleichem Erfolge: wieder blieb das Schlachtfeld in Napoleon's Händen; wieder war der stärkste Verlust, über 20,000 Mann, auf seiner Seite, wieder geschah der Abmarsch der Verbündeten in der festesten Haltung, ohne eine Fahne, ein Geschütz zu verlieren. Sie zogen sich, Berlin preisgebend nach Schlesien, und nahmen, an die österreichische Grenze gelehnt, im Gebirge eine nach Norden gerichtete Stellung, in der Flanke der feindlichen Marschlinie. Ihr Muth war trotz der feindlichen Erfolge ungebrochen, das Vertrauen im Heere und im Volke so feurig wie jemals, der einzige Gedanke, nur keinen Frieden, keinen faulen Frieden zu schließen. Wie bezeichnend für diese mächtige Gesinnung war eben der Rückzug an die böhmische Grenze. Die preußische Regierung wollte durchaus Berlin decken, der russische Oberfeldherr durchaus nach Polen retiriren — es ging aber nicht: von dem Strome des deutschen Willens getragen, hatten Stein und Blücher und York es durchgesetzt, daß man Alles Preis gab, nur nicht die Verbindung mit Oesterreich, dessen Erklärung für den ganzen Krieg entscheidenden Werth haben mußte.

Metternich hatte indessen sich angeschickt, seine Thätigkeit als Vermittler zu beginnen. Es erging ihm dabei, wie immer überfeinen Menschen im Zusammenstoße von mächtigen und besonders von gerechten Leidenschaften. Napoleon beschwerte sich mit bitterm Zorne über die Undurchsichtigkeit und Unzuverlässigkeit der Metternich'schen Politik; mit Rußland, sagte er, habe ich offenen Krieg, von Preußen kann ich nichts als Haß erwarten, aber daß mein Schwiegervater sich von mir abwendet und ohne Theilnahme am Kampfe für sich im Trüben zu fischen sucht, das ist unerträglich. Im Hauptquartier aber der Verbündeten war

man vollends entrüstet, als Metternich die Bedingungen vorlegte, die er als Ultimatum nach beiden Seiten aufstellen wollte, nach welchen Napoleon nur Warschau, Illyrien, die Hansestädte abgetreten, und Westphalen, Berg, Holland, Belgien, Italien, Spanien behalten hätte. Ein solcher Vorschlag, nach dem Gottesgerichte von 1812, nach der Erhebung von 1813, bedarf keiner Kritik. Zum Heile Deutschlands und Europa's waren dem Stolze Napoleon's auch jene geringen Opfer unerträglich. Er ließ sich auf Unterhandlung und Waffenstillstand ein, lediglich um Zeit zur Vervollständigung seiner Rüstungen zu gewinnen. Die patriotischen Männer des verbündeten Hauptquartiers beurtheilten ihn richtig, und nahmen in dieser Voraussicht Metternich's Bedingungen an, in der Hoffnung, daß Napoleon seinerseits durch ihre Verwerfung Oesterreich dem großen Bunde zuführen würde. Der letzte Termin des Stillstandes war der 10. August; wenn an diesem Tage Napoleon's Zustimmung ausbliebe, hatte Oesterreich die Kriegserklärung zugesagt. Mit tiefer Spannung warteten in Prag die Bevollmächtigten Stunde auf Stunde des kaiserlichen Couriers aus Dresden; der Abend kam, aber keine Botschaft von Napoleon; endlich schlug es Mitternacht, und einer unermeßlichen Last enthoben, erklärte der preußische Gesandte Wilhelm Humboldt den Congreß beendigt. Durch die Nacht hindurch trugen Feuersignale die freudige Kunde von Berg zu Berg nach Schlesien hinüber, und ohne einen Augenblick zu warten, eröffnete dort der ungestüme Blücher die Feindseligkeiten Am 15. kam, von dem französischen Gesandten endlich dem Kaiser entrissen, die Annahme des Ultimatums: es war zu spät, Oesterreich hatte den Krieg erklärt.

Selbst nach dieser gewaltigen Verstärkung war, nachdem

einmal Napoleon Zeit gehabt, alle noch vorhandenen Kräfte Frankreichs und seiner Vasallen zu entfalten, keine Uebermacht auf Seite der Verbündeten. Auch dieses Verhältniß ist erst in neuester Zeit nach der besten Quelle, nach den amtlichen Etats der kämpfenden Heere, festgestellt worden, nachdem die Franzosen vierzig Jahre von den erdrückenden Massen ihrer Gegner geredet hatten. Jetzt steht uns die Thatsache fest, daß bei fast gleicher Truppenzahl auch des ersten Napoleon beispielloses Feldherrngenie nicht stark genug gewesen ist, Deutschland zu beugen, nachdem es sich in der Tiefe seines Herzens bewegt hatte. Napoleon besaß damals an der Elblinie von der böhmischen Grenze bis Hamburg 450,000 Mann, darunter stand die größte Masse um Dresden umher in vortheilhafter centraler Stellung. Die Verbündeten, durch preußische und russische Reserven, durch schwedischen und vor Allem durch österreichischen Zuzug auf 470,000 Mann regulärer Truppen angewachsen, hatten ihre Streitkräfte in drei Heere getheilt, deren jedes aus verschiedenen Bestandtheilen des Bundes gemischt war. Die Hauptarmee, 160,000 Mann, enthielt die Oesterreicher nebst preußischen und russischen Corps; sie war zugleich das Hauptquartier der drei Monarchen, und stand unter dem Oberbefehle Schwarzenberg's in Böhmen; ihr General war, wie man jetzt mit voller Bestimmtheit aussprechen kann, kein großer Kriegsmann, kein selbstständiges Feldherrntalent, nicht einmal glücklich in der Wahl seiner militärischen Vertrauten: denn er hatte keinen Geringern als Radetzky zum Chef des Generalstabes, und ließ sich in der Regel von pedantischen Theoretikern, wie Langenau und Duca berathen. Trotz dieser Schwächen war seine aristokratische, gebildete, überall stattliche, überall ausgleichende Persönlichkeit von dem höchsten

Werthe für diesen Krieg einer vielverzweigten Coalition. Was er, stets von der besten Gesinnung beseelt, in dieser Hinsicht geleistet hat, drückte nachher der alte Blücher nach seiner Art derb zutreffend in dem Trinkspruche aus: dem Fürsten Schwarzenberg, der uns trotz der Anwesenheit von drei Souveränen zum Siege geführt hat. In Brandenburg war aus Preußen, Russen, Schweden, Hanseaten die Nordarmee von 150,000 Mann gebildet, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, des ehemaligen französischen Marschalls Bernadotte, eines sehr fähigen, aber sehr eitlen, sehr unzuverlässigen Mannes, der vielleicht schon damals auf Napoleon's Sturz, und dann für sich auf den französischen Thron speculirte, so daß er keinem Franzosen ernstlich wehe thun wollte, und die preußischen Generale seines Heeres, Bülow und Tauenzien, mehr als einmal gegen seine ausdrücklichen Befehle kämpften und siegten. Endlich stand zur Verbindung dieser beiden Armeen General Blücher mit 60,000 Russen und 35,000 Preußen in Schlesien. Wie schon die Truppenzahl darthut, war ihm keine Hauptrolle in dem bevorstehenden Kampfe zugedacht, aber der Geist seines Hauptquartiers war so beschaffen, daß diese schlesische Armee sehr bald die treibende Feder des ganzen Krieges, und in allen großen Momenten die entscheidende Kraft wurde. Blücher selbst stand damals hoch in den Siebzigen, war aber frisch und kühn und unermüdlich, wie der jüngste seiner Officiere, erfüllt von dem ernsten Soldatensinn, der im Kampfe vor Allem an das Schlagen, an das Drauf und Drein denkt, und erfüllt von dem vollen heißen, schweren Zorne dieses heiligen Krieges, der jedes Vermitteln, Verschleifen, Verschleppen mit wildem Ungestüm zurückwies. Er war wenig gebildet, grob und oft roh im Gespräch, malte mit unbeholfener Feder, in

massiven Buchstaben völlig unorthographische Sätze; es war recht gut und heilsam, daß er neben sich als Chef des Generalstabes den höchst unterrichteten, genialen, schwungvollen Gneisenau hatte: aber es gab keinen andern General, zu dem die Soldaten solch ein Herz gewannen, dessen barsches Vorwärts sie mit solcher Flammenzuversicht erfüllte. Anfangs hatte er bei seinen russischen Untergebenen manche Eifersucht zu überwinden; dann wieder machte York's verbissene Eigenwilligkeit Noth; im großen Hauptquartier stimmte der König häufiger mit Metternich als mit Stein, und dessen militärischer Vertrauter Knesebeck hatte mehr Wahlverwandtschaft mit Duca als mit Gneisenau. Der Alte aber überwand das Alles mit der derben Offenheit seines guten Gewissens und seiner guten Sache. Wenn Stein in Böhmen mit mancher diplomatischen Weiterung zu kämpfen hatte, so konnte er sich stets darauf verlassen, daß die ganze schlesische Armee hinter ihm stand, wie Ein Mann, wie Eine große politische Partei.

Der Kriegsplan der Verbündeten — nicht, wie oft erzählt worden, von Bernadotte, sondern von dem Russen Toll entworfen und mit Radetzky und Knesebeck festgestellt — ging dahin, den zwischen ihren Heeren lauernden Gegner durch eine Anzahl vorbereitender Bewegungen mürbe zu machen. Diejenige Armee, auf die er einen Stoß führe, solle in fechtendem Rückzug ihn hinter sich herziehen, bis die andern herbeikämen, sich auf seine Flanke und seinen Rücken zu werfen. Blücher war der Erste, der durch einen kecken Vormarsch Napoleon's Zorn auf sich lenkte, und sich dann tief nach Schlesien hinein verfolgen ließ. In denselben Tagen aber stürzten Tauenzien und Bülow einige Meilen vor Berlin auf den französischen Marschall Oudinot,

und schlugen ihn bei dem Dorfe Großbeeren vollkommen; zugleich erschien das böhmische Heer vor Dresden, und nöthigte dadurch Napoleon, schleunigst von Blücher abzulassen und mit dem größern Theil seiner Truppen zum Schutze der sächsischen Hauptstadt zurückzueilen. Sofort erhob sich Blücher seinerseits wieder zum Angriff auf den in Schlesien zurückgelassenen Marschall Macdonald. Es war stürmisches Regenwetter, die Gebirgsflüsse angeschwollen, der Boden für Reiterei und Geschütze fast ungangbar; da stürzten York und Sacken durch einen wüthenden Anfall die Franzosen von dem steilen Bergrand der Katzbach in das überschwemmte Thal hinab. Macdonald verlor 14,000 Todte, 18,000 Verwundete, 103 Geschütze. Allerdings gelang es einen Tag später Napoleon's Energie und Genialität, der unsicher und langsam geführten böhmischen Armee dicht bei Dresden eine blutige Niederlage beizubringen; allein als er ihr mit heftigem Eifer den General Vandamme ohne ausreichende Unterstützung nach Böhmen nachdringen ließ, wurde dieser bei Kulm umringt und sein ganzes Corps vernichtet, und am 6. September erlag Marschall Ney bei einem zweiten Versuche auf Berlin den Kolbenschlägen des General Bülow so gründlich bei Dennewitz, daß er dem Kaiser meldete, er wisse gar nicht, ob er die Reste seiner Truppen wieder sammeln könne.

Durch diese wiederholten Niederlagen wurde Napoleon's Lage mit jeder Stunde düsterer. Bei seinen starken Verlusten trat allmälig für die Verbündeten eine ganz entschiedene Uebermacht hervor. Napoleon sträubte sich gegen den Gedanken, einen wesentlichen Schritt rückwärts zu thun, hatte aber keine Mittel mehr zu rechtem Vorwärtsdringen, und füllte den September mit ziemlich zwecklosen Versuchen, heute auf den einen, morgen

auf den andern seiner Gegner, welche dabei stets nach ihrem Operationsplan vor seinem Erscheinen zurückwichen, sogleich aber durch einen Angriff auf Flanke und Rücken sein Ausbrechen hemmten. Ihr Hauptquartier in Böhmen beschäftigte sich indessen mit lebhaften und nicht eben einträchtigen Discussionen über die künftige deutsche Verfassung, bis endlich Blücher und Gneisenau dem langen Zögern ein durchgreifendes Ende machten. Sie erwirkten sich durch Stein zuerst bei Kaiser Alexander und dann bei den zwei deutschen Monarchen die Erlaubniß zu der den Feldzug entscheidenden Bewegung. Während die eben heranrückende russische Reserve, 70,000 Mann unter Bennigsen, sich mit Schwarzenberg vereinte, sollte das schlesische Heer gegen Norden aufbrechen, den stets unentschlossenen Bernadotte mit sich fortreißen, dann die Elbe überschreiten und sich von dort her in Napoleon's Rücken werfen. Mittlerweile würde Schwarzenberg von Böhmen her über das Erzgebirge in Sachsen eindringen, und seine Massen Blücher entgegen auf Napoleon's Rückzugsstraße führen. Diese Dinge vollzogen sich vom 3. bis 14. October. York eröffnete den Uebergang über die Elbe durch das furchtbar blutige Gefecht von Wartenburg; Bernadotte folgte nothgedrungen, mit äußerstem Widerstreben, aber durch Blücher unerbittlich festgehalten und fortgezogen. Während sie der Saale entlang auf Halle rückten, erschienen Schwarzenberg's Vorposten bereits in der Nähe von Leipzig, und Napoleon entschloß sich, mit allen noch verfügbaren Truppen, nahe an 190,000 Mann, um diese Stadt herum eine möglichst feste Stellung zwischen den feindlichen Heeren zu nehmen, und damit die Vereinigung derselben zu hindern. So begann am 16. October die Leipziger Schlacht — die Völkerschlacht nach dem deutschen, la bataille

des géants nach dem französischen Ausdrucke — eigentlich eine ganze Reihe verschiedener Schlachten auf dem Raume von ungefähr einer Quadratmeile, den ersten Tag mit gleichen Kräften, da einstweilen nur Schwarzenberg mit 120,000 und Blücher mit 70,000 Mann zur Stelle waren, dann aber, nachdem den 17. Bernadotte und Bennigsen eingerückt waren, am 18. mit völlig erdrückender Ueberlegenheit der Verbündeten. Die schärfsten Streiche führte auch diesmal das schlesische Heer und vor Allen York, welcher den 16. bei Möckern nach einem fürchterlichen Ringen Marmont's Corps zerschmetternd zu Boden schlug: übrigens war der Ausgang der Schlacht und des Feldzugs schon durch die ganze Lage entschieden, und bereits am 18. kämpfte Napoleon nur noch für die Sicherheit seines Rückzugs. Dieser erfolgte am 19. unter dem Feuer der feindlichen Angriffe, welche, Blücher immer voran, auf die Thore Leipzigs drängten und endlich die letzten französischen Abtheilungen zu völliger Auflösung und Vernichtung überwältigten. Die drei Schlachttage hatten den Verbündeten 42,000 Mann, den Franzosen 38,000 Todte und Verwundete, und dazu noch 30,000 Gefangene gekostet. Auf dem Rückzug gab es für Napoleon kein Halten mehr; von Blücher hastig verfolgt, begannen die Colonnen von Erfurt an in immer ärgere Zerrüttung, der Marsch in immer eiligeres Fliehen auszuarten. Mit großer Mühe hielt Napoleon noch so viele Regimenter in streitfähiger Verfassung, um sich damit bei Hanau den Weg durch das baierisch-österreichische Heer unter Wrede zu eröffnen. Dann aber, nach Durchbrechung dieses letzten Hindernisses, stürzte Alles ohne Halt noch Ordnung dem Rheine zu, und da zu den Verlusten des Kampfes sich jetzt noch eine mörderische Epidemie gesellte, so

war die Vernichtung der gewaltigen Armee beinahe ebenso vollständig, wie das Jahr zuvor. Die kaiserliche Größe war zum zweiten Mal, sie war jetzt unrettbar, unheilbar auf den Tod getroffen.

Das Gelübde der Millionen, die im Februar den letzten Athemzug an die Befreiung des Vaterlandes zu setzen versprochen, war in einem Triumphe über alles Erwarten gelöst. Als am 18. October die Nacht das weite Schlachtfeld bedeckte, ließen russische Heerhaufen unwillkürlich ein religiöses Danklied erschallen, und Tausende von Kriegern aller Stämme, die hier vereinigt waren, stimmten andachtsvoll mit ein. Es war die rechte ungesuchte Siegesfeier dieses hohen Völkerkrieges. Eine solche zugleich jubelnde und tief ernste Dankbarkeit durchwogte die Herzen Deutschlands, wohin die lichte Botschaft der Freiheit kam. Wir sind frei, jubelte Arndt, wir athmen wieder, wir können die Sonne wieder ansehen, als das Licht, das auf's Neue Ehre und Tugend bescheinen wird. Gneisenau schrieb den 22.: Das höchste Glück ist die Rache an einem übermüthigen Feind; und wir haben sie genommen, in einer Weise, von der die Geschichte kein Beispiel kennt; wir sind freilich arm geworden, aber wir sind jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wieder errungene Unabhängigkeit; und diese Güter sind mehr werth, als die unermeßlichsten Reichthümer bei fremder Herrschaft. So dachten Alle. Alle wußten, was sie für den Sieg geopfert, wie theuer sie die Freiheit erkauft hatten, und Alle achteten die Opfer und den Preis des Triumphes gering. Ein alter preußischer Officier, der vier Söhne zum Heere gebracht, wurde von dem Könige gefragt, wie es ihm und den Söhnen gehe. „Es geht uns gut," antwortete er,

und stockte einen Augenblick, „meine Söhne sind Alle für Ew. Majestät gefallen.“ Nicht für mich, rief darauf erschüttert der König, nicht für mich, wer könnte das ertragen, aber für das Vaterland.

Die Entscheidung war vollständig. Wenn man im November verfolgte, wie die Russen 1812 verfolgt hatten, wie Gneisenau und Blücher dringend forderten, so stand man im December in Paris. Denn ein schlagfertiges Heer existirte drüben nicht mehr, die Mannschaft und die Arsenale waren verbraucht, das Volk war ermattet und bereit, sich von Napoleon zu trennen. Mit unsäglicher Anstrengung vermochte der Kaiser bis Ende Januar doch nicht mehr als 150,000 Mann zu waffnen und von diesen nur 70,000 Mann an die Ostgrenze seines Reiches zu bringen, während die Verbündeten mit mehr als 600,000 siegreicher selbstvertrauender Streiter von allen Seiten ihn bedrängten: es ist kein Zweifel, daß sie während des ganzen Feldzugs von 1814 in jedem Augenblicke den Krieg beenden und Paris nehmen konnten, ohne eine Möglichkeit für Napoleon, es zu hindern, sobald sie nur wollten. Was diesen Abschluß noch um drei Monate verzögerte, Napoleon die Möglichkeit zu einer Reihe glänzender und verzweifelter Kämpfe gab, und neue Opfer edlen Heldenblutes zur Vollendung nöthig machte, war ein Doppeltes: einmal die Gelehrsamkeit der Theoretiker im großen Generalstabe, der Knesebeck, Duca, Langenau, die keinen Schritt vorwärts ohne Deckung rückwärts thun wollten, und weniger auf die Vernichtung der feindlichen Kämpfer als auf die dominirenden Positionen, Höhenzüge und Wasserscheiden Bedacht nahmen — sodann die Einwirkung der Staatskünstler, von denen Harden-

berg und Castlereagh immer nur den furchtbaren Gegner nicht zu voller Verzweiflung zu reizen mahnten, während Metternich fortdauernd an die russische Hegemonie und die preußischen Jakobiner dachte, und an Napoleon eine Bitte nach der andern um gemäßigte Friedensvorschläge sandte, weil sonst die Welt einer vollständigen Umwälzung und Zerstörung entgegengehe. Dieser Krieg sollte einmal bis zum Ende seinen Charakter bewahren; er sollte ohne und gegen die gewöhnliche Kriegs- und Staatskunst durch das Herz der Völker entschieden werden. Die Männer, in denen dieses Herz mit dem vollsten Schlage pulsirte, blieben seine eigentlichen Lenker 1814 so gut wie 1813. Als Ende Februar das schreibende Hauptquartier an sämmtliche Truppentheile den Befehl zum Rückzug sandte, da riß sich Blücher, mit gleicher Energie wie vierzehn Monate früher York zu Tauroggen, von allen gewöhnlichen Rücksichten los, und sandte die Erklärung in das Hauptquartier, die große Armee möge thun was sie für gut finde, er aber sei bereit, wenn man ihn nur mit zwei Armeecorps verstärke, die Offensive allein fortzusetzen. Stein fiel sofort aus allen Tönen bei; es war durchaus nach dem Sinne Kaiser Alexander's; beide gewannen zuerst den König von Preußen, dann auch den Feldmarschall Schwarzenberg. Damit war das Eis für immer gebrochen; nachdem Blücher einmal die Erlaubniß zum Siege sich errungen, fand es sich bald genug von selbst, daß auch das große Heer in die gleiche Ruhmesbahn hineinkam. Vier Wochen später war Paris erreicht, die ganze Ostseite der Stadt im Süden durch die böhmische, im Norden durch die schlesische Armee umklaftert. Am Mittag des 30. März nahmen Schwarzenberg's Truppen im Centrum die Dörfer Pantin und Ro-

mainville, am Nachmittag schlugen der Kronprinz von Würtemberg und General Giulay die Franzosen aus dem Wald von Vincennes hinaus, etwas später erstürmte das schlesische Heer die ganz Paris überschauenden Höhen des Montmartre. Die kaiserliche Familie und die Minister waren Tags zuvor geflohen, die Unterwerfung nicht länger zu hindern. Mit welcher Genugthuung schaffte der alte Blücher noch am Abend seine Geschütze auf den Montmartre, zur Vernichtung, wenn es Noth thäte, der Weltbeherrscherin, die sich jetzt riesig im Glanz der Abendsonne zu seinen Füßen ausdehnte. Wie die Generale oben standen, schweigend versunken in die ungeheuern Erinnerungen, deren Reihe hier glorreich abschloß — da mit einem Male kommt ungerufen Oberst Below mit seinem Regimente lithauischer Dragoner den Abhang herauf, und reitet gemächlich in langem Zuge den Kamm der Höhe entlang. Als York ihn ungehalten anruft, was das bedeute, sagt er: „Excellenz, das habe ich meinen Leuten schon in Tilsit versprechen müssen, daß sie Paris sehen sollten." Der Kampf war vollendet in dem Sinne, wie ihn diese preußischen Bauernsöhne begonnen hatten: nach unendlicher Mühsal war der höchste Lohn erreicht.

Heute an dem Jahrestage des großen Sieges, haben wir Ursache genug, uns in die Stimmung seiner Schöpfer, wie in ein stärkendes Bad der Seele zu versenken.

Wollen wir ihnen danken, so müssen wir von ihnen lernen. Wir müssen die Gesinnung lernen, mit der wir erhalten und vollenden mögen, was sie in ihrem Heldenstreit begründet haben. Möge, wenn einmal wieder die Gefahr an das Thor des Hauses pocht, unsere Stärke einig, unsere Einigkeit stark

sein; möge jeder unserer Stämme mit Demuth an die eigenen Fehler, mit Achtung an den Werth der Genossen, mit Stolz an den Ruhm des Vaterlandes denken. Dann dürfen, wenn trotzdem ein ehrgeiziger Feind die Hand an uns zu legen wagte, auch unsere Soldaten sich beim Ausmarsch das Versprechen geben, daß sie die Hauptstadt des Gegners sehen wollen.

Gott segne Deutschland!

Ueber den Stand
der
neueren deutschen Geschichtschreibung.

Marburg 1856.

Von besonderem Interesse ist die Wahrnehmung, daß das scheinbar Freiste und Persönlichste, die Richtung des wissenschaftlichen Gedankens, nicht weniger als alles andere menschliche Thun von allgemeinen Einflüssen und Gesetzen abhängig ist. Die einzelnen Disciplinen haben ihren Lebenslauf, wie die Menschen, die in ihnen thätig sind; sie entstehen und wachsen heran, sie treten mit dem äußerlichen Leben der Nation in Berührung, sie gewinnen die eine ein herrschendes und vornehmes Ansehen, die andre einen stillen Cultus bescheidener Verehrer; sie verdrängen sich in dem Besitze des die Gegenwart leitenden Einflusses; sie erreichen den Gipfel ihres Laufes, werden allmälich eine nach der andern von den Schwächen des Alters beschlichen und sterben ab — um vielleicht erst nach längerer Zeit eine Wiedergeburt zu erhöhtem Leben zu feiern. Wir haben solche Wandlungen in unseren Tagen auf das Stärkste vor Augen gehabt. Wie gewaltig ist seit kaum zwei Menschenaltern der Aufschwung der Naturwissenschaften gewesen, wie umfassend haben sie ihr Thun über Himmel und Erde erstreckt, welch' vollständige Verwandlung des bürgerlichen Lebens in allen Beziehungen bewirkt. Auf der andern Seite ist in denselben Jahren die Stellung der Philosophie von einem Extrem zum andern gegangen: zuerst im Mittelpunkte unserer gesammten Literatur befindlich, unsere

großen Dichter begeisternd und lenkend, wurde sie in rascher Erhebung die Rathgeberin der Könige und Minister, die Boussole des Staats und der Kirche, um dann plötzlich umschlagend sich an die Spitze der heftigsten revolutionären Bewegung zu setzen, alle Kräfte anzuspannen, alle Leidenschaften zu erregen, und endlich inne haltend, sich von allen Seiten her mit Gleichgültigkeit umgeben, mit Abneigung bedeckt zu sehen. Es ist stets als eine der würdigsten Aufgaben erschienen, dem Verlaufe solcher Erscheinungen, ihren Ursachen und ihrem weiteren Zusammenhange nachzuforschen: gestatten Sie mir den Versuch, die allgemeinen Einwirkungen zu schildern, welche in den letzten Decennien die Wissenschaft der Geschichte im deutschen Leben erfahren hat, und die Stellung zu bezeichnen, welche ihr in Folge derselben in unserer Gegenwart zu Theil geworden ist.

Der Beginn unserer modernen Geschichtschreibung geht, wie alles Große und Gute, dessen sich unser nationales Dasein erfreut, auf den Anfang des Jahrhunderts, auf die unvergleichliche Zeit der nationalen Wiedergeburt und Befreiung zurück. Damals, in der Tiefe des Unglücks, nahm sich die Nation erst in ihrem Innern zusammen, um dann die Kraft zu dem glorreichsten Waffenkampfe zu gewinnen. Sie erinnerte sich ihrer Vergangenheit, ihrer Eigenartigkeit, ihrer Einheit; ihre Geschichte, die bis dahin nur im Besitz der Philologen und Juristen gewesen, wurde ein lebendiger Quell der Erfrischung und Erquickung für das gesammte Volk. Dies wirkte, wie auf Staat und Leben, so auch auf die Wissenschaft in der mächtigsten Weise zurück. Vergangenheit und Gegenwart verbindend, erhob sich die Vorstellung der Nationalität, als einer großen, die einzelnen Menschen umfassenden, durch die Zeitalter hindurch wachsenden Persönlichkeit. Man lernte, die

sonst getrennten Gebiete des Rechtes und der Sprache, der Religion und der Sitte, des Staates und der Kirche, als zusammengehörige Aeußerungen dieses einen großen Volkslebens begreifen: man lernte die Gegenwart auffassen als das letzte Glied einer geschlossenen tausendjährigen Kette, die Vergangenheit als die sprossende Wurzel des gegenwärtigen Daseins. Mit wie ganz anderer Frische wandte man nun den Blick auf die Erforschung der längst verflossenen Zeit, mit welchem Eifer drang man nun in die entlegensten und unscheinbarsten Kreise des geschichtlichen Lebens ein! Denn wohin man kam, überall empfand man jetzt die Pulsschläge des eigenen Blutes, überall fühlte man das Wehen der heimathlichen Luft. Als man die Persönlichkeit des eignen Volkes erkannt hatte, verstand man die Eigenthümlichkeit auch der andern zu begreifen, und von der Geschichte der Nation zu dem Lebenslaufe der Menschheit erkennend fortzuschreiten.

Aus der so erregten Gesinnung ergaben sich nun folgende charakteristische Züge der geschichtlichen Wissenschaft in der nächstfolgenden Zeit.

Vor Allem nahm die Forschung einen höchst energischen Aufschwung. Mit dem regsten Eifer trachtete man den Inhalt des Wissens zu erweitern. Neue Quellen wurden entdeckt, die große Sammlung der deutschen Geschichtschreiber begonnen, Urkunden aller Art an das Licht gefördert, die Masse des Wissensstoffes in einigen Jahrzehnten vielleicht verdoppelt. Noch wichtiger aber für die wahre Erkenntniß als die Beischaffung neuen Materials war die Sichtung und Benutzung des Vorhandenen, und diese wurde mit solchem Erfolge begonnen, daß keine frühere Periode etwas Aehnliches aufzuweisen, jede andere Nation seitdem auf diesem Felde nur von uns zu lernen hatte. Es war

die kritische Methode, welche zuerst von Niebuhr auf die römische, dann von Ranke auf die moderne, neuerlich von Baur auf die Kirchengeschichte angewandt wurde, welche aller Orten gleich überraschende und höchst bedeutende Ergebnisse lieferte, welche von nun an zu allen Zeiten in unserer Wissenschaft den Meister von dem Dilettanten, den Gelehrten des Fachs von dem Empiriker scheiden wird.

Ein Zweites war die veränderte Behandlung der Culturgeschichte. Sonst beschränkte sich der Inhalt der historischen Werke auf die großen Hof- und Staats- und Kriegsactionen, wobei überall die herrschenden Persönlichkeiten im Vordergrunde der Auffassung standen. Daneben hatte man Rechtsalterthümer und Kirchengeschichte nicht zum Gebrauche der Nation für deren Bildung, sondern zum Dienste der Fachgelehrten bei praktischen Zwecken. Jetzt fing man an, die Beschaffenheit des gesammten Culturzustandes eines Volkes zum Ausgangs- und Zielpunkt der Betrachtung zu nehmen; die Geschichte der ökonomischen Verhältnisse wurde eben so wichtig wie jene der diplomatischen Verhandlungen; die Entwicklung der Sprache und der Literatur erhielt gleiches Interesse mit den Bewegungen der Höfe und der Heere; Kirchen- und Rechtsgeschichte wurden als Ausflüsse desselben nationalen Lebens in den großen Rahmen mit hineingezogen. An dieser Stelle griffen die Bestrebungen Savigny's, Eichhorn's, der historischen Rechtsschule in die Förderung der geschichtlichen Wissenschaft ein; hier gaben die Gebrüder Grimm den schöpferischen Anstoß zum Entstehen einer ganz neuen Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte; hier zeigte Ranke in meisterhaftem Beispiele, wie die Darstellung religiöser Kämpfe zum Mittelpunkte einer nationalen Geschichte zu machen sei. Es war

von nun an nicht mehr möglich, die Geschichte der Politik für sich allein von den übrigen Bildungszweigen zu sondern; es zeigte sich die bleibende Aufgabe, den Staat in stetem Zusammenhange mit dem Gesammtleben der Nation, als dessen höchste irdische Blüthe, zu begreifen.

Hiermit hing denn ein Drittes auf das Engste zusammen. Die Geschichte war dem lebenden Geschlechte näher gerückt, der Sinn für den Zusammenhang der Zeiten geöffnet, ein Band persönlicher Beziehung und menschlichen Gefühles zwischen Gegenwart und Vergangenheit geknüpft. Dies kam nicht bloß dem Eifer der Forschung und der Frische der Beschreibung im Allgemeinen zu Gute, es hatte auch die besondere Folge, daß alle Stimmungen der Gegenwart ihre Reflexe und ihre Schatten auf die Darstellung der Vergangenheit zurückwarfen. Mit der erhabenen weltbürgerlichen Ruhe, welche einst Joh. Müller in der deutschen Geschichtschreibung zur Mode gemacht, war es vorbei auf immer. Jeder Historiker, der in unserer Literatur etwas bedeutete, hatte seitdem seine Farbe; es gab religiöse und atheistische, protestantische und katholische, liberale und conservative, es gab Geschichtschreiber von allen Parteien, aber es gab keine objectiven, unparteiischen, blut- und nervenlosen Historiker mehr. Ein höchst erheblicher Fortschritt! Denn so gewiß der echte Historiker nicht ohne sittliche Gesinnung heranreifen kann, so gewiß gibt es keine echte Gesinnung ohne ein bestimmtes Verhältniß zu den großen weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität. Der Historiker, der sich hier in vornehme Neutralität zu ziehen sucht, wird ohne Rettung entweder seelenlos oder affectirt, und so gründlich und weit er dann etwa zu forschen, oder so sententiös und geschmückt er zu reden vermöchte, nimmermehr

wird er sich zu der Fülle, der Wärme und der Freiheit der wahren Natur erheben. Er wird nicht sittlich begeistern, er wird vergebens nach Styl und Schönheit trachten. Daß unsere Geschichtschreibung sich zu Vaterlandsliebe und politischer Ueberzeugung bekannt, hat ihr erst die Möglichkeit zu erziehender Kraft und zu fester Kunstform gegeben.

Ein so hohes Ziel wird nach der Natur der Sache nicht bei dem ersten Anlaufe erreicht, zumal hier, wo die erste Voraussetzung, das enge Bündniß der Politik und Wissenschaft, an sich selbst noch neue Schwierigkeiten zu der Aufgabe hinzubringt. Denn es versteht sich, wer einmal mit dem Staate in Beziehung tritt, wird nicht bloß von dem Tüchtigen und Belebenden, sondern auch von allem Unvollkommenen und Krankhaften des öffentlichen Zustandes berührt. Nachdem die Pflanzungen der Wissenschaft aus den geschützten Räumen des Laboratoriums in das Freie hinausgelegt worden, sind sie wie den treibenden so auch den hemmenden Einflüssen des Windes und Wetters ausgesetzt. Nicht allein mehr auf gelehrte Leistungen kommt es an; alle Gestaltungen und Verwandlungen des Staatslebens machen sich geltend; alle Mängel der politischen Praxis werden sofort auch in der Literatur empfunden.

Dies zeigt sich denn auffällig genug in der deutschen Geschichtschreibung der letzten dreißig Jahre. Man kennt das deutsche Staatswesen seit 1815. In der durch die ungeheuern Kriege völlig verwandelten Lage hatten alle Parteien sich erst zurecht zu finden; alle waren unklar über ihr Ziel, unsicher in der Wahl ihrer Mittel, ohne Verständniß für das Vorhandene und für das Vergangene. So ergaben sich denn auch für die Geschichtschreibung die krausesten Anschauungen. Liberale Kory-

phäen hatten von der reichen Welt des Mittelalters keinen andern Begriff, als daß sie eine Zeit der Verfinsterung und Barbarei gewesen. Conservative Männer mit ähnlicher Weite des Gesichtskreises schilderten die modernen Revolutionen, als seien sie lediglich Erzeugnisse frevelnder Demagogen und gottloser Philosophen. Solche Beispiele ließen sich in unendlicher Menge anführen; ich versuche statt dessen ein anderes Moment zu erörtern, weil es für einige der hervorragendsten unserer Historiker besonders charakteristisch ist. Unter allen Staatsformen, Monarchie und Republik, Aristokratie und Demokratie, legitimer und revolutionärer Verfassung, erscheint der einfache und durchgreifende Gegensatz der Regierung und der Regierten. Sei der Ursprung und der Charakter der Regierung, welcher er wolle, gewisse Bestrebungen und Gesichtspunkte werden bei einer jeden wiederkehren, eben weil sie Regierung ist. Die Regierten sehen vor Allem auf das Wünschenswerthe, die Regierungen auf das Erreichbare, jene auf die allgemeinen Forderungen, diese auf die besonderen Schranken, jene auf die großen sittlichen Ziele, diese auf die begrenzten technischen Mittel. Es ist immer ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Zeichen politischer Gesundheit und Reife, wenn beide Standpunkte sich annähern: wenn die Regierung die Auswahl ihrer Zwecke im Sinne der großen nationalen Forderungen trifft, und die Bevölkerung ihr Urtheil über die Ausführung mit sachverständiger Ruhe und Vorsicht bildet. Es ist aber auch bekannt, wie weit Deutschland in den ersten Jahrzehnten nach dem Frieden von diesem Ideale entfernt war. Die Regierungen, zum Theile sehr wohlgesinnt, gingen doch in bureaukratischer Abgeschlossenheit ihren Weg, nur darauf bedacht, die unreifen Ideen des Publicums von jeder Einwirkung auf

die Staatsmaschine fern zu halten. Die Bevölkerung, ohne ernstlichen Antheil an politischem Wirken, blieb denn auch unreif, vertiefte sich in zielloses Mißtrauen und entschädigte sich für ihre Unthätigkeit durch maßlose Kritik der Handelnden. Diese doppelte Einseitigkeit spiegelt sich denn sofort in zwei Historikern, von denen der eine zu den größten aller Zeiten gehört, der andere wenigstens eine Zeit lang für den größten aller deutschen gegolten hat, in Ranke und Schlosser. Ranke erzählt die politischen Ereignisse durchgängig vom Standpunkte des handelnden Staatsmannes; er ist bewundernswerth in Umsicht und Scharfblick, wo es die Erörterung einer verwickelten Aufgabe, die Darlegung der Schwierigkeiten und Gegenmittel, die Schilderung der auf einander treffenden Kräfte und Persönlichkeiten gilt. Das allgemein Bekannte übergeht er als der Aufmerksamkeit des Kenners nicht würdig, das Verborgene entwickelt er mit psychologischer, ästhetischer, publicistischer Meisterschaft. Dafür tritt auf dem politischen Gebiete das allgemein Menschliche, es tritt das einfach sittliche Urtheil vor der technischen Erwägung durchgängig in den Hintergrund: es entsteht daraus zuweilen ein Mangel an Wärme, der glücklicherweise durch das hinzutretende religiöse Interesse in seinen meisten Schriften wieder ausgeglichen wird. Im schneidenden Gegensatze dazu fühlt sich Schlosser, so viel hohe Politik er erzählt, doch auf das Weiteste von der Welt der Staatsmänner und Hofleute entfernt. Ihm ist jeder andere Maßstab gleichgültig als jener der hausbackenen Moral, und da die politischen Vorgänge meist zu complicirt sind, um sich nur mit jenem Einen messen zu lassen, so findet sein Urtheil eigentlich in allen Zeiten und Ländern nur eine einzige große Nichtsnutzigkeit — seine Bücher haben ohne Ausnahme das Ansehen jener alten Schauspiele, in

denen unvermeidlich jeder Geheime Rath ein zweideutiger Charakter, jeder Kammerherr ein läßlicher Bösewicht, vollends aber jeder Minister ein abgefeimter Sünder ist. Die große Wirkung Schlosser's erklärt sich aus dem vorher erwähnten, ganz entsprechenden Zustande seines Publicums: er wird, während Ranke für Jahrhunderte lehrreich bleibt, vergessen sein, sobald das deutsche Volk ein gesunderes Verhältniß zu dem deutschen Staatswesen erreicht hat.

Es ist nun klar, wie wichtig die Ausgleichung des hier entwickelten Gegensatzes gerade für die Geschichtschreibung ist. Denn sie soll die großen Staatshandlungen nach ihrer ganzen Bedeutung, aber sie soll sie nicht bloß für die Staatsmänner, sondern für die Gesammtheit der Nation darstellen. Wenn irgend wer, hat sie die Aufgabe, bei der Behandlung politischer Fragen technische Reife mit sittlicher Wärme zu vereinen, und in dieser Verschmelzung die Temperatur der eigenen Gesinnung zu finden. Sie wird immer am besten gedeihn, wo dieses Verhältniß schon in den Zuständen gegeben ist, wo zwischen Regierung und Bevölkerung ein gegenseitiges würdiges Vertrauen herrscht, wo jene sich gern der Strömung des öffentlichen Lebens überläßt, diese mit freier Anerkennung des Staates und seiner Lenker erfüllt ist. Die gesunde, zugleich behagliche und stolze Stimmung, welche sich aus dieser Quelle z. B. durch Macaulay's Werke ergießt, kann natürlich nur seltenen und bevorzugten Augenblicken zu Theil werden, und es bedarf der Bemerkung nicht, daß die deutsche Literatur auch in der neuesten Zeit sich so glücklicher Verhältnisse nicht zu erfreuen hat. Die Ereignisse von 1848 haben hier die Furcht vor immer erneuerter Anarchie, dort die Sorge vor grenzenloser Willkürherrschaft erregt, und

einen Zustand verbreiteten Mißbehagens in dem Körper der Nation zurückgelassen. Dennoch aber ist der Fortschritt unverkennbar, welchen die Erschütterung jener Zeit wenigstens in den Gemüthern hervorgebracht hat. Ueberall sind die Ansichten gereinigt, die Urtheile gesichtet, die Parteien umgebildet; die blinde Schwärmerei für die politische Theorie und die formellen Verfassungsfragen hat nachgelassen; man hat begonnen, in erster Linie auf die realen Kräfte, auf die sittlichen und materiellen Grundlagen des Lebens zu blicken; man hat gelernt, daß es in der Politik weniger auf das Haschen nach Idealen, als auf die Auswahl erreichbarer Zwecke ankommt. Durch die Ausstoßung der radicalen Elemente sind die liberalen Parteien conservativer, durch die Ueberstürzung der Reaction sind große conservative Fractionen liberal geworden; beide haben erfahren, daß Revolution und Gegenrevolution gleich sehr vom Uebel sind; jene sind besonnener und zurückhaltender, diese geneigter zu Vorangehen und Reform, als jemals in einer frühern Zeit. So bahnt sich eine Ausgleichung der Standpunkte an, welche, einmal vollzogen, durch ihre innere Kraft ganz unwiderstehlich wirken und die extremen Parteien zu geistiger Ohnmacht und politischer Unmöglichkeit verurtheilen müßte.

Diese eben beginnende Entwicklung hat denn für die geschichtliche Wissenschaft bereits die erfreulichsten Früchte gebracht. Sie hat zunächst bei Allen, die sich um Staat und Nation noch kümmern, das Interesse für die Geschichte in bemerkenswerther Weise gesteigert. Jenes Bündniß zwischen Geschichte und Politik war nämlich bisher noch ein vielfach ungleiches gewesen. Wohl hatten die Historiker ein politisches, die Politiker aber nur in ihrer Minderheit ein historisches Interesse gewonnen. Es war

vielmehr, zumeist durch französische Einwirkung, zum Theil aber auch nach dem Gange der deutschen Dinge selbst, überwiegend speculative Politik getrieben worden. Wenn es auf die Feststellung oder Beurtheilung eines politischen Satzes ankam, so pflegte die linke Seite an die Philosophie, die rechte an die Theologie zu appelliren, ohne sich um das besondere Recht, den besonderen Ursprung, die besondere Geschichte des einzelnen Falles, des einzelnen Landes zu bekümmern. Praktisch unumgängliche Begehren der Regierungen bestritten die Einen nach den allgemeinen Menschenrechten; positiv unzweifelhafte Rechte der Kammern oder der Einzelnen zermalmten die Anderen mit nicht minder allgemeinen Bibelworten; beide um die Wette verblendeten sich nach den willkürlichen Schlußfolgerungen einer eingebildeten Theorie gegen die vorhandenen Zustände und Bedürfnisse. So erschien es hier und dort als überflüssige Mühe, dem Ursprung dieser Bedürfnisse, der Vergangenheit dieser Zustände, den geschichtlichen Wurzeln des Vorhandenen nachzuforschen, und wenn ja einmal ein hoher Tory sich um die alten Zeiten bekümmerte, so geschah es weniger in dem historischen Sinne, daran anknüpfend weiter zu bauen, als in dem revolutionären, der Gegenwart kurzer Hand das Abgestorbene wieder aufzudringen. In diesen Beziehungen ist nun eine wesentliche Aenderung zum Bessern eingetreten. Durch eine mächtige Erschütterung aufgerüttelt, ist man für die praktischen Lehren der Geschichte empfänglicher geworden. Der Trieb macht sich geltend, den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart thatkräftig zu beleben, und das Alte nicht zur Ertödtung, sondern zur Fortentwicklung des Neuen zu benutzen. Für diese Gesinnung mußte vor Allem das Studium der neueren Zeit und der jüngsten Ver-

gangenheit ein lebhaftes Interesse gewähren; es erklärt sich daraus das rasche und glänzende Aufblühen eines bei uns fast leblosen Zweiges der Geschichtschreibung, der Memoirenliteratur, der Biographie der älteren Zeitgenossen. In kurzer Frist hat er eine Reihe der werthvollsten Früchte und unendliche Wirkung hervorgebracht; ein Buch wie das Leben Stein's, weitläufig und formlos wie es ist, war nicht bloß ein literarisches, sondern im vollen Sinne des Wortes ein geschichtliches Ereigniß.

Wie das Interesse der Aufnehmenden, so ist gleichzeitig unter dem Einflusse derselben Strömung die Zahl und Kraft der Schaffenden gewachsen. Daß auch hier das politische Moment vor allen anderen das belebende und treibende ist, erhellt von jeder Seite her, mag man die Stellung der Verfasser oder den Gehalt der Schriften in Betracht ziehen. Fast Alle, die auf wahre Bedeutung Anspruch machen können, gehören jenem liberal-conservativen Kreise an, jener Verschmelzung, wenn man den parlamentarischen Ausdruck verstatten will, der beiden Centren, der gemäßigten Whigs und der liberalen Tories — die englische Bezeichnung gibt jetzt, wo unsere Parteien in voller Auflösung und Neubildung stehen, eine bestimmtere Vorstellung, als irgend ein deutscher Name. Dieser Standpunkt ist rein und scharf in allen Schriften Mommsen's und Duncker's, Waitz's und Giesebrecht's, Droysen's und Häusser's bezeichnet; auf keinen andern werden, durch die Gewalt ihrer Stoffe, Gervinus von links und Höpfner von rechts her, beinahe wider Willen geführt. Neben den Werken dieser Männer kommt nach wissenschaftlichem Werthe gar nicht in Betracht, was die extremen Parteien neuerlich in der geschichtlichen Literatur geleistet haben. Bei Weitem das hervorragendste Buch der ultramontanen Historiker

ist Hurter's Ferdinand II.; ein höchst interessantes und unendlich reiches Material ist hier in unbehülflich roher Darstellung und mit einer Stumpfheit des nationalen und sittlichen Gefühles verarbeitet, welche Entrüstung hervorrufen müßte, wenn sie nicht durch ihre Naivität in beinahe heitere Verwunderung setzte. Auf den äußersten Rechten der Protestanten erscheint Leo's deutsche Geschichte, ohne Zweifel das bedeutendste Buch seiner Farbe, und doch gleich zweifellos auch die unzulänglichste Schöpfung des berühmten Verfassers, erfüllt mit oberflächlichen oder phantastischen Willkürlichkeiten, geistreich in Nebendingen, im Wesentlichen überall den Gesetzen der echten Forschung widersprechend. Die reine Demokratie hat überhaupt in den letzten Jahren auf unserem Felde nichts geliefert, was eine nähere Erwähnung verdiente.

Fragt man nun, was die erfreulichen Erscheinungen der deutschen Geschichtschreibung seit 1848 von ihren Vorgängern unterscheidet, so wird man bald inne, daß die charakteristischen Merkmale nicht in dem Kreise des wissenschaftlichen und gelehrten Apparates liegen. Die kritische Methode ist noch dieselbe, wie sie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; die Grundbegriffe der Culturgeschichte werden noch in gleichem Sinne gehandhabt, wie sie Eichhorn und Savigny vor vierzig Jahren feststellten. Das Neue liegt durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. Hier zeigt sich Alles, was wir vorher als allgemeinen Fortschritt in dem Bewußtsein der Nation bemerkten, größere Klarheit und intensivere Kraft des nationalen Gefühles, praktische Mäßigung und eingehende Sicherheit des politischen Urtheils, positive Wärme und freier Blick in der sittlichen Auffassung. Die doctrinäre Phrase und

die politische Kannegießerei mancher altliberaler Historiker sind eben so verschwunden, wie die officiöse Geheim- und Vornehmthuerei, die sonst wohl als Merkzeichen gutgesinnter Geschichtschreibung gegolten hat. Statt dessen sucht man den Staatsmann nach den sachgemäßen Forderungen seiner Kunst zu beurtheilen, diese Kunst aber stets nach dem Maßstabe menschlicher und ewiger Sitte zu messen. Die Gesinnung, welche hiermit bezeichnet ist, gibt wie dem Inhalte sogleich auch der Form ihr Gepräge; zum ersten Male in der deutschen Geschichtschreibung beginnt sich ein fester, den verschiedensten Persönlichkeiten gemeinsamer, den mannichfaltigsten Stoffen passender historischer Styl zu bilden. Wohl sind es auch in dieser Beziehung erst Anfänge — Niemand könnte behaupten, daß einer der Jüngeren an subjectiver Meisterschaft z. B. Ranke erreichte — aber es sind Anfänge einer reichen Zukunft, einer richtigen Bahn, einer neuen Epoche unserer Geschichtschreibung. Ein Buch wie Mommsen's römische Geschichte ist kein vollendetes Kunstwerk, aber es enthält eine Tendenz, welche mit lebenerfüllter Kraft, mit dem Eifer frischen Werdens und der Klarheit eines unwiderruflichen Entschlusses das Ideal einer großen Classicität in das Auge gefaßt hat.

Mit diesem Ausblicke auf eine hoffnungsreiche kommende Entwicklung lassen Sie mich schließen. Möge es auch unserer Hochschule vergönnt sein, an derselben einen dem altem Ruhme entsprechenden Antheil zu nehmen, möge auch unserem Lande das glückliche Loos fallen, durch Versöhnung der Gegensätze und gesunden Frieden der Wissenschaft einen gedeihlichen Boden zu bereiten. Ich wüßte keinen Gedanken, der an dieser Stätte unmittelbarer zu dem eigentlichen Inhalte der heutigen Feier hin-

leitete. Möge dem hohen Fürsten, dessen Fest wir heute freudig begehen, möge Gott ihn für alle Zeit das Höchste finden lassen, was eine irdische Krone schmücken mag, gesunden Frieden des Landes, freie Ehrfurcht des Volkes, tiefe Beglückung in seinem erhabenen Berufe.

leistet. Möge dem hohen Fürsten, dessen Fest wir heute festlich begehen, wolle Gott ihn für alle Zeit das Höchste finden lassen, was eine irdische Krone schmücken mag, gesegneten Frieden des Landes, freie Ehrfurcht des Volkes, tiefe Befriedigung in seinem erhabenen Berufe.

Die christlich-germanische Staatslehre,

ihre Bedeutung in der Gegenwart, ihr Verhältniß zum geschichtlichen Christen- und Germanenthum.

Marburg, 1851.

Die politische Lehre, mit der wir uns auf den folgenden Blättern beschäftigen wollen, steht jetzt wieder, wie zur Zeit ihrer Entstehung, in der ersten Linie des Kampfes gegen das demokratische Princip. Damals, als sie nach Napoleon's Sturze eine durchgreifende Restauration der gesellschaftlichen Ordnung anzustreben behauptete, schmückte sie sich eine Zeit lang eifrig mit dem schönen Anspruche, nicht die Gegenrevolution, sondern das Gegentheil der Revolution zu bezwecken. Man weiß, bei welchen Anlässen sie, einmal zur Macht gelangt, der Versuchung erlegen ist, die Macht auch gegen das Recht zu gebrauchen, mithin selbst revolutionär zu werden. In unsern Tagen haben wir denselben Hergang in größerm Maßstabe und mit unverhüllterer Offenheit zum zweiten Male erlebt. Die thatsächliche Macht in Deutschland steht bei der Partei dieser Schule oder den Männern, die sich ihrer Lehre zu bedienen lieben. Die Prüfung eines so einflußreichen Systems wird daher in jeder Beziehung von Interesse sein, richte sie sich nun auf die augenblicklichen Thaten der Praxis oder auf die theoretische Beweisführung der Schule. An dieser Stelle ist es ausschließlich auf die letztere abgesehen: von ihrer heutigen Praxis soll hier nicht die Rede sein. Unser

Zweck ist vielmehr, darzulegen, daß diese Schule, weit entfernt, ein an sich gutes System nur zuweilen durch übertreibende Praxis entstellt zu haben, kraft ihrer Lehre selbst zu keinem andern System gelangen kann, als zu der Bekämpfung der Revolution durch revolutionäre Mittel, zu der Verdrängung des demokratischen durch einen monarchisch-feudalen Radicalismus. Unter dem Worte Radicalismus verstehen wir hier nichts Anderes als die Schule selbst, nämlich die Beugung des Gesetzes unter ein angebliches Staatswohl, den Sieg der augenblicklichen Nützlichkeit über die Ewigkeit des Rechts.

Entscheidend für die ganze Richtung der Schule war von Anfang an der Umstand, daß sie nicht die freie That einer positiven Schöpfung, sondern ein Act der Restauration, mithin abwehrenden und verneinenden Charakters war. Sie entsprang aus dem Gegensatze zu der großen französischen Revolution. Sie ging von dem richtigen Gedanken aus, daß diese Revolution nicht das Werk einer Handvoll Verschwörer und Wühler, auch nicht bloß ein Kampf gegen einzelne monarchische oder feudale Mißbräuche gewesen, sondern daß sie mit der Gewalt einer Naturkraft aus einer völlig veränderten Weltlage und Weltansicht emporgewachsen sei. Von den Radicalen und Jakobinern fühlte man sich in Staat und Gesellschaft, in sittlichen, religiösen und intellectuellen Anschauungen gegensätzlich getrennt. Man glaubte von der Revolution gelernt zu haben, wie viel in der Politik auf ganze und energische Entschlüsse ankomme. Es war ein Irrthum, aber es war unter diesen Umständen begreiflich genug, daß man jede Unterscheidung zwischen positiven und negativen Elementen der revolutionären Zeit aufgab, daß man nicht die Methode des Umsturzes und die formelle Berechtigung des Rechts-

bruches, sondern die reale Aenderung der Verhältnisse und den tiefen Ernst der Bedürfnisse leugnete, also nicht die Verbesserung, sondern die Wiederherstellung zur Ueberschrift des Zeitalters erwählte. Es genügte diesen Kreisen, daß die Revolution etwas gewollt hatte, um es zu verwerfen, daß die Revolution in Feindschaft zu etwas getreten war, um es zu empfehlen.

Die Revolution war republikanisch gewesen, also wurde die Restauration monarchisch. Jene hatte Religion und Kirche bekämpft, also feierte diese die Rechte der Prälaten und das Bedürfniß rechtgläubiger Frömmigkeit. Jene hatte alle Standesunterschiede hinweggekehrt, also machte diese die Unterscheidung und die Hervorhebung der höhern Stände zu ihrem obersten Grundsatz. Jene hatte nur die sogenannten natürlichen und abstracten Menschenrechte anerkannt, also stellte sich diese auf den Boden der wohlerworbenen und geschichtlich begründeten Rechte.

Eine kurze Weile mochte sich dies systematisch genug ausnehmen. Je kräftiger aber nicht bloß Gedanken, sondern auch Interessen, und zwar nicht selten sehr lebhafte und eigensüchtige Interessen, in verschiedener Richtung einwirkten, desto wirrer mußten die einzelnen Sätze des Systems sich abstoßen und verwickeln. Indem man für die Politik die geschichtliche Methode als die einzig heilsame feierte, war es ein Widerspruch, daß man die Geschichte der letzten dreißig Jahre mit allen ihren Schöpfungen und Folgen aus der Geschichte streichen wollte. Indem man Königthum, Adel und Kirche der alten Zeit herzustellen unternahm, kam man nicht bloß mit den neuesten Zuständen, sondern auch mit den alten innern Zerwürfnissen jener drei Potenzen in das Gedränge. Man hatte es über den demokratischen Stürmen vergessen, daß in den letzten Jahrhunderten der Adel

gewöhnlich sehr feindselig gegen die Kirche gestanden hatte, das Königthum mit seinen Beamten auf beider Kosten emporgewachsen war. Man war einig in dem Argwohn gegen die Kräfte, die sich bei der Revolution ganz unmittelbar betheiligt, das Bürgerthum, die Industrie, die moderne Literatur, die materielle Wucht endlich des vierten Standes; sobald man aber nach den mittelbaren Ursachen der großen Stürme fragte, so gerieth man auf der Stelle untereinander in Hader. Adel und Kirche rechneten dem Königthum vor, wie es in zerstörender Aufklärung und Gleichmacherei der Revolution ein Beispiel gegeben, und begehrten Verminderung der Militär- und Beamtenmacht; das Königthum wies auf die Ohnmacht der Staatsgewalt hin, welche durch die Eigensucht und die Sonderrechte der Privilegirten überall nach innen und außen erzeugt worden, und wie die gerechte Erbitterung darüber die Völker der Revolution geneigt gemacht habe. So setzen sich innerhalb der Restauration zwei Hauptrichtungen einander entgegen, die eine aristokratisch-kirchlichen, die andere monarchischen und bureaukratischen Stoffes. Die eine wollte völlige Vereinigung aller Rechte und Kräfte des Staats in der Hand des Monarchen und seiner Diener, die andere möglichste Ungebundenheit der einzelnen großen Stände im Staate. Wären sie allein gewesen, ihr Streit wäre gleich nach 1815 nicht bloß in Frankreich, sondern in ganz Europa ausgebrochen. Aber da gab es zwischen ihnen die große Partei der constitutionellen Reformer, die eine kräftige Staatsgewalt unter Betheiligung der Stände und des Volks erstrebte; da stand ihnen gegenüber eine immer zahlreiche revolutionslustige Masse, von deren Aufwogen man eine neue Zertrümmerung befürchtete. So erfolgte eine Reihe mannichfach schwankender Gruppirungen.

Wir haben Bündnisse zwischen der monarchischen und constitutionellen, der constitutionellen und feudalen, der feudalen und revolutionären Partei, je nach den Interessen des Augenblicks, erlebt. Zuletzt aber war bisher das bleibende Ergebniß stets, daß irgend eine bedeutendere Regung der Revolution die alten Genossen, die Monarchie und die Feudalpartei, unter Vertagung der innern Händel wieder zu engerm Anschlusse brachte.

Wir setzen die Erinnerung an diese Schwankungen voraus, indem wir in dem Folgenden versuchen, einen Durchschnitt der dabei zu Grunde gelegten Theorie zu liefern. Wir halten uns dabei zunächst an die deutschen Erzeugnisse der Schule. Wir hoffen, daß auch ohne einzelne Quellenbelege die Sätze selbst die Richtigkeit der Anführung darthun werden.

Alle Gewalt im Staate, heißt der oberste Grundsatz dieser Schule im ausgesprochenen Gegensatze zu den Lehren von 1789, alle Gewalt im Staate kommt von oben. Dies lehrt die thatsächliche Entstehung unserer Staaten, vor Allem der germanischen. Es ist nie ein Vertrag unter der Masse, wodurch ein Fürst geschaffen und erhöht wird, sondern ein Starker erhebt sich auf eigene Hand, und die Andern beugen sich entweder seiner Kraft oder freuen sich seines Schutzes. Die deutschen Völker insbesondere haben nie den Fürsten und sein Recht gesetzt, sondern durch die Fürsten und ihre Geschlechter sind die einzelnen Staaten zusammengebracht und die einzelnen Völker erschaffen worden. Auch ist dies kein bloß thatsächliches und zufälliges Verhältniß. Es läßt sich vielmehr als das einzig naturgemäße und heilsame aus der Natur des Menschen, dem Begriffe des Rechts und der Pflicht, endlich der Geschichte aller Staaten erhärten. Vor Allem aber, es ist das einzig christliche, denn

es steht geschrieben: Ihr sollt unterthan sein der Obrigkeit und dem Könige als dem Höchsten, denn alle Obrigkeit ist von Gott.

Der König hat also die Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten allein und, wenn er selbst es nicht etwa einmal anders belieben sollte, unbeschränkt. Kein Unterthan soll gegen ihn Rechtsstreit erheben, ohne zuvor Gehorsam und Ehrfurcht bekannt zu haben. Kein Recht der Unterthanen begründet durch angebliche Verletzung bewaffneten Widerstand; hat doch Paulus sogar dem Kaiser Nero Gehorsam zu spenden gelehrt. Am wenigsten wäre die Auflehnung gerechtfertigt durch angebliche Verletzung der Staatsverfassung. Denn diese kann durch die von Gott gesetzte Obrigkeit gar nicht verletzt werden, da sie ganz ausschließlich deren Werk und Wirkungskreis ist. Die Obrigkeit kann und muß das öffentliche Recht ändern, wenn sie bedenkliche oder schädliche Elemente darin bemerkt. Sich dem zu widersetzen, dazu ist kein Unterthan befugt, auch wenn die Obrigkeit etwa eine Zeit lang einem Theil derselben auf Landtagen u. dgl. eine gewisse Mitwirkung bei Gesetzen und Steuern bewilligt hatte. Diese Bewilligung war ein souveräner Act der Obrigkeit; es liegt im Wesen der Souveränetät, dieselbe auch jederzeit zurücknehmen zu können.

Dagegen wird der König nach seinem göttlichen Berufe die wohlerworbenen Rechte der einzelnen Unterthanen mit allem Nachdrucke pflegen und schirmen. Hierhin gehört gar Vieles und Mannichfaltiges; gegenüber aber dem gottlosen und gleichmachenden Treiben der Gegenwart sind vor Allem die wohl erworbenen Rechte der Corporationen, der Stände und der Kirche zu erwähnen. Gott hat nicht gewollt, daß die Menschen gleich

seien, nach seinem Worte sind die ständischen Unterschiede ebenso wie das Amt der Obrigkeit zu ehren, und das fromme und treue Volk der Deutschen hat sich denn auch die Jahrhunderte hindurch einer reichen und organischen Gliederung erfreut. Erst in den letzten Zeiten hat die Revolution, ebenso ausländisch als gewaltthätig gesinnt, die Mannichfaltigkeit dieser Rechtskreise in eine unterschiedslose Masse zu zerstampfen und alles Hohe in den Staub zu treten gesucht. Diese Verletzung des Rechts und der nationalen Sitte wieder zu heilen, wird eine christlich-deutsche Obrigkeit als ihr Hauptaugenmerk betrachten.

Es wird sich dies endlich auch in Rücksicht auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten selbst empfehlen. Wenn die Obrigkeit dafür im Volke nach zuverlässiger Unterstützung ausschaut, so wird sie keine bessere Hülfe finden als grade die Opfer der Revolution, den großen Grundbesitz und die Kirche. Die Kirche bringt ihr als geweihte Steuer die Kräftigung der Sitte und der Treue im ganzen Volke, dafür hat sie aber auch von dem Staate ein eifriges Bekenntniß des wahren Glaubens und steten Kampf gegen das Gift des Unglaubens zu begehren. Der Adel ist von jeher die Mauer um die deutschen Throne gewesen, er ist durch die Stetigkeit seines Besitzes und die Tradition seiner Denkweise ganz anders zur Theilnahme an der Regierung befähigt als die unruhige Industrie und die ungebildete Masse. — —

Der ganze Inhalt dieses Systems ist nur in einzelnen ausgesuchten Fällen im neuern Europa zur Entfaltung gekommen. Allein die Ausflüsse dieser Lehre ziehen sich durch die wichtigsten Ereignisse des neuern deutschen Staatslebens hindurch, bald mit vorwiegender Betonung der monarchischen, bald der specifisch

feudalen Richtung, in der Regel jedoch unter Vereinigung beider auf Kosten der übrigen Classen der Bevölkerung. Auf die feudale Seite gehören wesentlich die Regungen der ultramontanen Partei, und was dieser auf protestantischen Gebieten entspricht; was wir dagegen von der Monarchie angeführt haben, ist in mannichfaltiger Anwendung bei den Beschlüssen des deutschen Bundes praktisch geworden.

Indem wir nun mit der Prüfung dieser Doctrin beginnen, wollen wir zunächst uns hüten, nicht in den Fehler, den wir den Anhängern dieser Partei vorwarfen, selbst zu verfallen: jeden Gedanken deshalb zurückzuweisen, weil er hier im üblen Zusammenhange vorkommt. Wir wollen vielmehr gleich hier den Grundsatz der folgenden Erörterung dahin aussprechen, daß auch wir den Staat und seine allgemeinen Gesetze als eine Schöpfung von oben anerkennen. Von oben nämlich in dem Sinne, daß diese Gesetze unabhängig von der Willkür des Einzelnen sind, und wären es auch alle Einzelnen; daß Niemand, weder Fürst noch Volk, sich ungestraft der Pflicht entzieht, eine Verheißung zu erfüllen, einen Vertrag zu halten, eine anerkannte Rechtssphäre zu achten; daß Niemand, weder König noch Unterthan, ungestraft dem Laufe der Natur Gewalt anthut, sich von seiner Nationalität abtrennt, von dem geschichtlich Gewordenen losreißt, dem Strom der neuen Entwicklung in den Weg tritt. Dies Alles ruht auf höhern Gesetzen, welche älter sind als der Einzelne, dessen Leben erst durch deren Herrschaft entsteht und unter derselben verläuft. So heißt es mit Recht: der Staat ist älter als der Mensch; und wenn es in diesem Sinne christlich ist, den Staat und seine Gewalt auf Gottes Einsetzung zurückzuführen, so ist es in diesem Sinne auch politisch, ja der einzige Grund für alle wahre Politik.

Auch von diesem Standpunkte aus erscheint jede Revolution, insofern sie mit bewußter Absicht vorbereitet wird, in der Regel als verwerflich und verderblich. Sie enthält stets einen Bruch sittlicher Verpflichtung, wäre es auch nur der Pflicht der Wahrhaftigkeit, zu beobachten, was man einmal versprochen hat. Sie enthält meistens auch einen Sprung in der naturgemäßen Entwicklung des Volks, und so die Gefahr, in das völlig Bodenlose zu gelangen. Sie wird nur dort gerechtfertigt, wo durch die Unterdrückung jene sittliche Pflicht bereits völlig zerrissen und zugleich die natürliche Entwicklung völlig gehemmt ist, wo also der sittliche Maßstab überhaupt verschwindet und die Nothwehr der Naturkraft eintritt. Aber auf der andern Seite ist es klar, daß die Revolution ebenso von oben wie von unten eintreten kann, daß der König ebenso wie das Volk unter jenen höchsten Gesetzen steht, und daß der Schöpfungsact des Staats, den wir vorher einen göttlichen nannten, nicht in der Aufrichtung eines Königthrons, sondern in der Schöpfung des sittlichen Menschen besteht, dessen Natur den Staat und seine Gesetze begehrt. „Von Gottes Gnaden," sagt vortrefflich der Führer der französischen Legitimisten, „ist die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft." Von Gottes Gnaden, kann man fortfahren, ist das Recht und der Staat, sei die Form seiner Erscheinung welche sie wolle. In welcher Form aber und durch welche Behörden nun der einzelne Staat in Raum und Zeit sich bildet, ist eine thatsächliche, von mannichfachen Umständen abhängige Frage. Daß gewisse Formen eine Zeit lang bestanden, ist an sich nicht einmal ein Grund für ihre ewige Dauer, sondern nur eine Aufforderung, nicht auf unsittliche Weise und in dreister Unerfahrenheit mit ihnen zu brechen.

Hiernach, so scheint es, können wir mit aller wünschenswerthen Unbefangenheit an die Prüfung der Frage gehen, wie es gekommen, daß gerade in Deutschland jene Lehre aus den ganz Europa gemeinsamen Grundlagen christlicher Welt- und germanischer Rechtsansicht emporgewachsen ist. Eine solche Prüfung ist immer am Orte und keineswegs mit der Hinweisung auf jeweilige Herrschsucht und Eigenliebe zu ersetzen. Auch der Absolutismus, wenn er auf die Dauer wirken will, muß irgendwo sein Gewissen anheften und findet seine thatkräftige Stellung erst in dem Rückhalt irgend eines geschichtlicheu Bewußtseins.

Unsere Bemerkungen holen nur scheinbar weit aus. Bei aller Mannichfaltigkeit des Aeußern haben sich die Grundstoffe des modernen Europa äußerst stetig entwickelt. Eine Untersuchung wie die unsere kürzt man ab, wenn man bis auf die ersten Quellen zurückgeht.

Das Christenthum weiß Nichts von einem „christlichen Staate" im Sinne der modernen Schule. Es ist hier kein Raum zu dem kirchengeschichtlichen Beweise dieses Satzes: hier genügt so viel, daß ihm die specifische Weihe des Königs und der Obrigkeit, die jenes System ganz wesentlich charakterisirt, ganz unbekannt ist. Manchen strengern Richtungen des Urchristenthums erscheint die Welt und jeder weltliche Staat als gründlich bös und Eigenthum des Satans, und zwar nicht bloß weil die damaligen Könige Heiden waren, sondern umgekehrt: weil sie dieser Welt angehören, sind sie dem Heidenthum und mithin dem Satan verfallen. Gerade gegen solche Anschauungen erhebt sich der freier gesinnte und weiterblickende Apostel Paulus und der ihm zustimmende erste Brief Petri. Der Staat und seine Obrigkeit ist von Gott — er ist nicht teuflischen Stoffes, so wenig

wie z. B. das Fleisch der heidnischen Opfer, sondern er ist, wie alle Dinge dieser Welt, von Gott geschaffen. So sollen auch die Sclaven ihren Herren dienen um Gottes willen, weil auch dieses Verhältniß, wie alle Ordnungen dieser Welt, von Gott geordnet ist. Diese Vorschriften haben nur die Absicht, ein revolutionäres Verhalten gegen die Dinge dieser Welt auszuschließen, wie es in Zeiten religiöser Begeisterung bei Hussiten, Wiedertäufern, Puritanern vorgekommen ist. Der Geist soll die Welt nicht zertrümmern, sondern dieselbe, die mit ihm aus derselben Wurzel stammt, läuternd durchdringen. Der Christ soll die weltliche Obrigkeit wie jedes bestehende Rechtsverhältniß achten. Aber kein Gedanke, daß dieser Obrigkeit oder gar den einzelnen augenblicklichen Vertretern derselben eine besondere Weihe und ein stärkeres Recht als alle andern Rechte beigelegt wäre. Im Gegentheil ist nachzuweisen, daß jene allgemeine Erwägung die weltlichen Institute überhaupt gesichert, sonst aber die urchristliche Ansicht gerade bei den Aufgaben der Staatsgewalt eine Reihe der wichtigsten Bedenken und Anstöße gehabt hat. Es schien lange Zeit undenkbar, daß ein guter Christ Staatsoberhaupt sein könne.

Jene Sanction also des Königthums, die dem Inhaber eine qualitativ höhere Berechtigung als jedem andern Menschen beilegt, hat ihre wahre Quelle nicht im Neuen Testamente. Es ist immer der Mühe werth, daran zu erinnern, woher sie der modernen Welt zugeführt worden ist.

Man weiß, wie die ersten römischen Kaiser Jahrhunderte hindurch bei aller militärischen Allmacht die Souveränetät des römischen Volks im Grundsatze anerkannten und nur sehr allmälich das republikanische Staatsrecht zu einem monarchischen

umformten. Eins ihrer Mittel unter andern war die Vergötterung des verstorbenen Vorgängers. Entscheidende Schritte aber auf diesem Wege that Diocletian. Er griff mit gelehrter Auswahl das Bild der persischen Großkönige auf, führte deren Etikette an seinem Hofe ein, umgab sich nach ihrem Muster mit sacrosancter Majestät und nannte bei Leibesleben sich und seine Mitregenten Göttersöhne. Bald nachher nahm Kaiser Constantin das Christenthum an. Die persische Etikette blieb, und ist als byzantinische an Franken, andere Deutsche und sonstige Europäer gekommen. Der Göttersohn mußte natürlich verschwinden; der heidnische Titel wurde mit dem christlichen „Von Gottes Gnaden" vertauscht, auf diesem aber das Bild des über das Menschliche hervorragenden Charakters übertragen. Wie wenig übrigens der christlichen Denkweise dergleichen auch damals geläufig war, zeigten die kirchlichen Bestrebungen, sich jene Würde deutlich zu machen. Eine solche specifische Weihe war den Christen bis dahin nur bei Aposteln und Bischöfen bekannt gewesen: sie nannten den Kaiser, der als Heide Pontifex Maximus gewesen und dessen Schutz sich die Kirche gern gefallen ließ, den Bischof der auswärtigen Angelegenheiten, den Apostelgleichen, den Engelähnlichen.

Seitdem verschmolz in dem römischen Weltreiche Staat und Kirche vollständig. Der Staat übernahm die Aufgabe, dem kirchlichen Glauben die Herrschaft über die Welt zu bereiten, die Kirche erschuf sich juristisch zwingende Ordnungen wie der Staat, und umgab dessen Gewalthaber mit dem vollen Glanze religiöser Sanction. Diese Einrichtungen fanden die Germanen vor, als sie in den Provinzen des Reichs ihre neuen Staaten und die Zukunft Europa's gründeten.

Bis dahin hatten die deutschen Stämme in höchst einfachen politischen Zuständen gelebt. Große Staatsverbände gab es nicht; für die einzelnen Gemeinden lag die Fülle der Gewalt in den Händen aller Genossen; die Gemeinde beschloß über Krieg und Frieden, hegte das Gericht und setzte dessen Bann, bestimmte über Vertheilung und Bewirthschaftung der Aecker und band durch diese Vorschriften den Fürsten wie den Geringsten aus der Masse. Der Fürst, der im Kriege den Heerbefehl, im Gerichte das Amt des gesetzkundigen Richters, in der Feldflur ein ausgezeichnetes Ackerstück und im Hause ein reisiges Dienstgefolg hatte, der Fürst wurde aus einem im Volke hervorragenden Stamme durch die Gesammtheit der Bürger gewählt. Er galt als Abkömmling berühmter Ahnen und meist der Götter; allein denselben Ruhm nahmen, wenn auch nicht mit so einzelnen Belegen, alle Geschlechter des Volks in Anspruch. Ueberhaupt war von hervorragender Herrschaft keine Rede; das Dienstgefolge hielt zu dem Führer mit ritterlicher Treue; sonst galt es aber für etwas Besonderes, wenn ein deutsches Volk sich einigermaßen regieren ließ.

Man sieht, daß die christlich-germanische Staatslehre so wenig aus urgermanischen als aus urchristlichen Bestandtheilen zu gewinnen ist. Forschen wir, ob etwa die Mischung beider Elemente mit dem byzantinischen einen Niederschlag jener Gattung erzeugt hat!

Im fränkischen Reiche ist für's Erste nicht viel davon zu spüren. Der Staat der Merowinger erwuchs überhaupt nicht aus der nationalen Erhebung eines geschlossenen Volks unter angestammten Königen; vielmehr lösten kecke und ehrgeizige Stammesfürsten sich und ihren Stamm aus dem einheimischen

Verbande ab, sammelten auf dem Boden des verfallenden Römerreichs eine Armada um sich, die man beinahe mit den Heeren des dreißigjährigen Krieges vergleichen möchte, eroberten damit halb Gallien, bald als kaiserliche Generale gegen rebellische Provinzen, bald als Reichsfeinde gegen römische Feldherrn kämpfend, dann als Herren auf eigene Hand mit den Provinzen sich vertragend, endlich auch von der übrigen Masse des fränkischen Volks anerkannt. Der Ursprung dieser Macht war also weit von aller Legalität entfernt. Aus der buntesten Mischung von offener Gewalt und zweifelhaften Rechtstiteln setzte sie sich zusammen. Daß jedoch die Merowinger diesen Mangel empfanden, ist deutlich genug. Denn nachdem man thatsächlich die Macht bereits unbestritten besaß, war man doch sehr zufrieden, aus der Hand des Kaisers einen Schein von Belehnung, aus der Hand der Kirche die Anerkennung als christliche Obrigkeit, und damit eine doppelte Legalität zu der factischen Herrschaft hinzu zu empfangen.

Die unbestrittene Erblichkeit der Königswürde fiel der regierenden Familie aus diesen Vorgängen anheim. Der gewaltsame Charakter ihres Ursprungs blieb auch später erkennbar, wenn diese Könige nicht selten über Gesetz, Bräuche und Recht hinwegschritten, wo ihre Hand gerade die stärkste war. Er blieb es aber nicht weniger, wenn sie bald durch die Massen eines kriegsfertigen Volks, bald durch den Ehrgeiz eines heranwachsenden Adels in den königlichen Rechten verletzt, in ihren fürstlichen Ansprüchen gedemüthigt wurden. Wie die Praxis des Staats, kam auch die politische Doctrin nicht zu systematischem Abschluß. Die Könige strebten mit möglichstem Eifer, sich alle Rechte der römischen Kaiser beizulegen, die Unbändigkeit der Na-

tion aber gab durchgängig den Einrichtungen und Anschauungen des Despotismus selbst eine populäre Wendung. Am auffallendsten erscheint dieses Verhältniß an einer Stelle, die recht eigentlich den Gegensatz zwischen antikem und germanischem Staatswesen charakterisirt und auch für unsere Erörterung in entscheidenden Betracht kommen muß. So viel nämlich auch die Germanen aus dem römischen Staate erlernten, Eins, und zwar ein sehr Wichtiges, vermochten sie sich nicht anzueignen, den Begriff des öffentlichen Rechts und einer repräsentativen Staatsgewalt. Daß gewisse Befugnisse ihren Ursprung in der Kraft der einzelnen Person, andere ihren Titel in der Entwicklung der gesammten Nation, daß beide Classen demnach verschiedenen Werth und Charakter haben, blieb ihnen völlig unzugänglich. Der König hatte seine Herrschaftsrechte nicht als Organ der Nation und Repräsentant des Staats, sondern er besaß sie als privates und persönliches Eigenthum wie seine Gelder und Aecker. Dieser Mangel in der politischen Anschauung hat das Mittelalter beinahe durchgängig beherrscht; er ist an verschiedenen Stellen in die neuere Zeit hinüber geschleppt worden; er bildet, wie wir gesehen, ein wesentliches Moment in der heutigen Lehre des christlich-germanischen Staats. Es leuchtet ein, wie er hier den Ausgangspunkt für alle Arten des Despotismus abgeben kann; es ist aber ebenso gewiß, daß eine derartige Anwendung seinen altgermanischen Urhebern nicht in den Sinn gekommen ist. Im Gegentheil, der Gedanke, daß dem Könige die Gerichtshoheit ebenso als Eigenthum gehöre wie ein Stück Geld oder Weide, hatte damals fast nur die Folge, daß der König seine Hoheitsrechte ebenso freigebig verschenkte wie seine Landgüter, daß die Staatsgewalt unter eine Menge privater Inhaber zersplittert und

das Reich in eine Anzahl Gutsherrschaften aufgelöst wurde. Zuletzt war so gut wie Nichts mehr vorhanden, die Dynastie rieb sich durch innere Familienfehden auf, der Staat schien zu zerfallen.

Da setzte ein Theil der Großen noch einmal einen ihrer Führer als neuen König an die Spitze des Reichs. Er eroberte darauf die übrigen Provinzen mit Waffengewalt. Die fehlende Legitimität wurde bei den Karolingern durch den Segen der Kirche und die Sanction des Papstes ersetzt; wenn die Karolinger also, was ihre Vorgänger nicht gethan, in Gesetzen und Urkunden sich Könige von Gottes Gnaden nannten, so lag darin das gerade Gegentheil moderner Legitimität, die Anerkennung des Gottesurtheils durch den Erfolg und den Sieg. Der erfolg- und siegreichste dieses Geschlechts, Karl der Große, befahl bald nachher dem Papste, ihn mit der Kaiserkrone der lateinischen Christenheit zu schmücken. Damit war der äußere Kreis politischer Institutionen geschlossen, in dem sich die staatsrechtlichen Anschauungen des deutschen Volks lange Jahrhunderte hindurch bewegen sollten. Ein christlich-germanisches Weltreich — oder doch das Programm dazu — war geschaffen.

Wir sind an der Stelle angelangt, wo dem Scheine nach das geschichtliche Vorbild der modernen Theorie sich vorfindet. Die Grundgedanken des Systems, wie sie vom 10. bis zum 14. Jahrhundert die europäische Welt beherrschen, sind folgende.

Die Christenheit ist ein Ganzes, dessen Wohlfahrt durch eine von Gott unmittelbar abstammende Gewalt besorgt wird. Diese Gewalt hat zwei Functionen oder, nach dem damaligen Ausdruck, zwei Schwerter, das weltliche und das geistliche, die von Gott zunächst den beiden höchsten irdischen Würdenträgern,

dem Kaiser und dem Papste, verliehen sind. Beide gehören untrennbar zusammen; welcher an erster Stelle steht, ist unausgemacht und steter Gegenstand des Streits, in dem bekanntlich das Papstthum zuletzt wenigstens thatsächlich die Oberhand behielt. Wenn aber die Päpste hiernach den letzten Schritt thun und die kaiserliche Gewalt geradezu als einen Ausfluß der ihrigen darstellen wollten, so blieb dies zu keiner Zeit ohne Widerspruch. Sie beriefen sich unter Anderm auf die Form der Kaiserkrönung, wo der Kaiser die Krone aus den Händen des Papstes empfing: weltlicherseits nahm man hiervon Anlaß zu der auch sonst wichtigen Unterscheidung, daß die Kaiserkrone, wie die päpstliche, von Gott sei und nur dem jedesmaligen Inhaber vom Papste überliefert werde. Daraus ergab sich die für den Staat selbst belangreiche Folgerung, daß bei aller Göttlichkeit der Würde der jedesmalige Inhaber durch die freie Wahl der Fürsten ermittelt werden müsse.

Diese höchsten Gewalten sind nun die Quelle aller andern, der Bischöfe auf dem kirchlichen, der Fürsten auf dem staatlichen Gebiete. Auch diese haben also ihre Herrschaft nicht aus einem Auftrag ihrer Untergebenen, sonden von oben herab, durch Vermittlung des Kaisers und Papstes aus der göttlichen Quelle, wie sie sich denn auch nach dem Vorbilde des Kaisers von Gottes Gnaden nennen. Sie führen ihre Gewalt nicht als ein Amt, sondern — dem fränkischen Wesen entsprechend — als ein Lehen, d. h. sie empfangen sie von dem Kaiser zu eigenem Rechte und ehren denselben dafür nicht durch den Gehorsam des niedern Beamten, sondern durch die Verpflichtung persönlicher Treue. Mit andern Worten, sie unterliegen in der Ausübung der einmal übertragenen Rechte keiner Controle des Kaisers, es ist

genug, wenn sie den Kaiser in dessen Reservatrechten nicht hindern, sondern unterstützen.

Anschauungen ganz ähnlicher Art setzen sich dann auf den niedern Stufen, in dem Verhältniß der Fürsten zu ihren Vasallen und Hintersassen fort. Die Gewalt, die Jemand ausübt, wird durchgängig als eine Gabe von oben betrachtet, die Ausübung ist aber dem Grundsatze nach von jeder obern Aufsicht unabhängig, die Rechte des Vasallen beschränken den Wirkungskreis des Herrn, die Pflicht des Vasallen besteht darin, die reservirten Rechte des Herrn zu achten. Schon an dieser Stelle werden wir über Aehnlichkeit und Verschiedenheit des Systems mit seinem heutigen Nachbilde ein Urtheil gewinnen können.

Beiden gemeinsam ist der erste Grundsatz, daß alle Gewalt von oben komme, daß die Obrigkeit von Gott sei. Gleich bei dem nächsten Schritte aber gehen beide diametral auseinander. Das Mittelalter weiß hier wie in seinen ersten Anfängen noch nicht das Geringste von dem repräsentativen Charakter der Staatsgewalt. Sie ist ihm ein Eigenthum wie jedes andere Vermögensstück, sie kann getheilt, veräußert, übertragen werden, sie hat keine stärkere Rechtskraft als jedes andere Rechtsverhältniß, sie hat keine festere Qualität in der Hand des Kaisers als in der eines Fürsten oder einer Stadtgemeinde. Ist ein Recht einmal übertragen, so kann es der Geber nicht mehr zurücknehmen. Hat eine Person oder ein Stand einmal ein Privilegium erhalten, so muß der König die darin liegende Beschränkung seiner Gewalt anerkennen. Das Kaiserthum ist eine erhabene, von Gott eingesetzte Ordnung, der jedesmalige Inhaber kann sich aber den vorhandenen Rechten und Pflichten des irdischen Zustandes nicht entziehen. Verletzt er das Recht, so weist ihn das

Gesetz persönlich vor Gericht. Wenn seine äußerliche Macht eine gesetzliche Abhülfe verhindert, so hat kein Mensch ein Bedenken, seiner Gewaltsamkeit eine gewaltsame Erhebung entgegenzustellen und wo möglich den gottgeweihten Thron von einem so ungerechten Inhaber zu befreien. Was von dem Kaiser im Verhältniß zu den Fürsten, gilt auch von dem Fürsten im Verhältniß zu dessen Vasallen und Unterthanen. Will er von diesen eine Leistung, die über die vertragenen oder herkömmlichen Rechte hinausgeht, so muß er sich an ihre freie Zustimmung wenden, und, sucht er diese durch gewaltthätigen Zwang zu ertrotzen, so gibt nicht selten selbst das Gesetz die Befugniß zum bewaffneten Schutze des Rechts. Der ganze Staat ist das gerade Gegentheil eines despotischen; wo sich despotische Willkür zeigt, erscheint sie entweder als factischer Bruch des Systems oder als Folge nicht einer zu starken, sondern zu schwachen und deshalb anarchischen Regierung. Kein Gedanke, daß dem zeitweiligen Inhaber einer gottentstammten Würde eine besondere Weihe und deshalb eine rechtvernichtende Machtfülle zukomme. Keine Sorge, daß ein König, weil von Gottes Gnaden, die Freiheit der Bürger absorbiren könne. Gerade umgekehrt lag der Mangel des Systems in der Abschwächung jeder Centralgewalt, die aus der Abwesenheit des politischen Gedankens mit Nothwendigkeit sich ergeben mußte.

In diesen Vorstellungen ist also keine Ader von den praktischen Tendenzen der heutigen Schule. Vielmehr müßte einem Christlich-Germanischen modernen Stoffes unter jener derben Rüstigkeit aller Rechtskreise, wo die Ehrfurcht vor der göttlichen Krone höchst unbefangen neben keckem Widerstand gegen jeden Rechtsbruch liegt, äußerst unheimlich zu Muthe werden. Es

würde ihm wie ein gottloser und besonders wie ein anstandswidriger Frevel erscheinen, wenn jeder Stand es natürlich findet, daß ohne seine Zustimmung aus seinen Taschen auch dem Kaiser kein Heller Geldeswerth zufließen darf, wenn auch auf dem Standpunkte des Kaisers es sich von selbst versteht, daß gemeine Angelegenheiten der Landschaft nicht ohne Beirath der guten Männer geordnet werden, wenn es zu göttlichem und menschlichem Gesetze stimmt, daß auch der gekrönte Frevler durch das Schwert umkommt. Dies Alles aber erscheint in jener Zeit nicht als revolutionäre Ausnahme, sondern als charakteristischer Zug des politischen Zustandes. Man sieht, daß die Lehre: Alles Recht entspringt von Gott, hier gar keinen andern Sinn hat, als wir selbst ihr oben zuwiesen. Die ewigen Grundgesetze der Gesellschaft sind der menschlichen Willkür entrückt: das ist die Bedeutung des Staates von Gottes Gnaden, nicht aber, daß die jedesmaligen Machthaber über dem irdischen Gesetze ständen. Papst und Kaiser, die von Gott berufenen Schwertträger, haben weniger Befugnisse auf dem Felde der Verwaltung und der Fiscalität, als heutigen Tages der Kleinste unter den Kleinen der hohen deutschen Bundesfürsten. Die Göttlichkeit ihres Amts besteht nur darin, daß man auf dasselbe die ideale Haltbarkeit des ganzen Zustandes zurückführt.

So viel über die monarchische Seite des Zustandes im Vergleiche mit den Anforderungen der heutigen Schule. Kein anderes Ergebniß erscheint, wenn wir nach den geschichtlichen Voraussetzungen des feudalen Strebens im engern Sinne, des Adels und des großen Grundbesitzes fragen.

Auf den ersten Blick scheint die Aehnlichkeit unverkennbar. Das Mittelalter stattet überall den adligen Grundbesitz mit den

reichsten politischen Vorrechten aus. Der Grundherr hat zu Hause die Gerichtsbarkeit über seine Insassen, seine Vogtei beseitigt die Wirksamkeit der Staatsbeamten und muß durch Dienste, Frohnden und Abgaben aller Art geehrt werden, die landlosen Landleute sinken mehr und mehr in volle persönliche Unfreiheit hinab. Der Grundherr hat im Staate neben dem Fürsten alleinigen Antheil an der Regierung, nur er hat Zutritt zu der landständischen Versammlung, eben weil in dieser nur solche Männer sitzen, die bereits zu Hause wirkliche Herrschaft geübt und gelernt haben. Dies Alles liegt, ein reiner Gegenstand bewundernder Nacheiferung, vor den Augen der heutigen Feudalen. Sie finden in der Berechtigung des Grundbesitzes den echten greifbaren Grund für die von ihnen behauptete Festigkeit des mittelalterlichen Staatswesens; sie wissen gegen das Schwanken des heutigen Zustandes kein besseres Mittel als die Rückkehr auf jenen einzig festen Boden der Gutsherrlichkeit.

Es leuchtet ein, daß die Kraft dieses historischen Schlusses der Voraussetzung bedarf, das Mittelalter habe den Grundbesitz wegen seiner innern Vorzüge vor andern Erwerbsquellen politisch bevorrechtet. Die Anwendbarkeit des Systems aber auf unsere Zustände müßte offenbar höchst mißlich werden, wenn es sich herausstellte, daß das Mittelalter zu seinem Verfahren nur aus seiner Unfähigkeit, mit andern Mitteln zu operiren, gelangt, und daß dieses Verhältniß bei uns vollkommen verschwunden, ja in sein Gegentheil umgeschlagen wäre. So aber verhält es sich.

Urgermanisch zunächst ist die Macht des Grundbesitzes so wenig wie das Königthum von Gottes Gnaden. Sie ist wie dieses den Deutschen aus dem sinkenden Römerreiche zugeführt

worden. Schon hier wird im Keime bemerklich, und im Mittelalter allgemeine Regel: Tausch und Naturalwirthschaft ließ ein vollständiges Geld- und Creditsystem nicht aufkommen. Zinsen und kündbare Anleihen wurden verboten. Der gewöhnliche Verkehr bewegte sich überall in den engsten Kreisen. Das Princip der Arbeitstheilung war unbekannt und also von fabrikmäßigem Betriebe eines Arbeitszweiges keine Rede. So wie im Wesentlichen jede Provinz mit ihren Erzeugnissen, so kam fast jedes Landgut mit seiner Arbeit aus; bei einfachern Sitten war man sehr selten in dem Falle, ein physisches Bedürfniß auswärts befriedigen zu müssen. Mit einem Worte: das Vermögen überhaupt im Volke war unbeweglich und das Gewerbe stationär. Alles mithin, was man heutigen Tages als Folgen des Besitzes überhaupt rühmt, Selbstständigkeit, Bildung, Rechtsübung, wurde damals ganz von selbst zu einem ausschließlichen Titel des Grundbesitzes.

Zu dieser ökonomischen Unfähigkeit des Mittelalters, neben dem Grundbesitz ein anderes politisch erhebliches Vermögen zu erschaffen, kam sodann die Schwierigkeit, den Gedanken einer Polizeigewalt zu fassen und auszubilden. Wer irgend in Anspruch genommen werden sollte, war dem Gerichte, den Gläubigern und den Verletzten sicher, wenn er liegende Gründe besaß. Bei einem landlosen Manne aber wußte man zu dieser Sicherheit auf keinem andern Wege zu gelangen, als indem man einen Gutsbesitzer für ihn bürgen ließ, welcher dafür natürlich ein gewisses Aufsichts- und bald ein ausgebildetes Herrschaftsrecht über Jenen erwarb. Erinnert man sich nun, daß der König selbst vom öffentlichen Rechte Nichts wußte und hervorragende Bürger ebenso gern mit Regierungsbefugnissen als mit Vermögensstücken beschenkte, so sieht man leicht, wie in den Händen

der Grundbesitzer als der allein Hervorragenden die politischen Privilegien zusammenfließen mußten. In der That waren sie damals, was man heute ohne Grund von ihnen rühmt, ein festes Element im Staate und von Hause aus in der Herrschaft geübt.

In diesem Systeme also hängt Alles zusammen, bedingt und erläutert sich gegenseitig. Die Unvollkommenheiten des Zustandes selbst mußten dazu dienen, ihn erträglich zu machen. Eine Unvollkommenheit war es doch offenbar, daß man die Staatsgewalt wie ein Privateigenthum des Königs auffaßte und die Hoheitsrechte veräußerte — dadurch aber verlor das System die despotische Wendung durchaus, die seine moderne Nachahmung charakterisirt. Eine Unfähigkeit war es nicht weniger, daß man sehr wenig bewegliches Gewerbe und Vermögen erzeugte — dadurch aber verlor jenes Staatsrecht den Zug adeliger Ausschließlichkeit, welcher heutigen Tages, wo der größte Theil des Volks auf beweglichem Boden steht, der buchstäblichen Wiederholung desselben anhaften müßte. Es ist klar: die scheinbare Gleichheit der alten und neuen Formeln verwandelt sich auch hier, wenn man den wirklichen Dingen näher tritt, in den tiefsten Gegensatz.

Der dritte Factor des heutigen Systems, neben Königthum und Grundadel, ist die rechtgläubige Kirche. Sie macht denselben Anspruch auf unbedingte Herrschaft über das Gemeinwesen wie jene beiden. Sie sucht sich auf dieselbe geschichtliche Anlehnung wie jene beiden zu stützen: sie beweist die Nothwendigkeit ihrer Forderungen vor Allem aus dem Zustande des Mittelalters, wo die kirchliche Rechtgläubigkeit die Bedingung jeder politischen Existenz war. Ein Rechtstitel, der nicht auf eine Investitur von Gottes Gnaden zurückging, der nicht eine Gutsherrlichkeit zur

materiellen, kirchliche Religiosität zur geistigen Grundlage hatte, wurde im Staate gar nicht zugelassen. Damals, so hält die heutige Partei uns vor, damals gab es keine Revolution, die für weite Strecken Sitte und Zucht, Recht und Gesetz zerrüttete, damals lag der Staat an festen Ankern und war durch die Weihe von oben gekräftigt.

Wir haben so eben gesehen, wie es sich mit Krone und Grundbesitz in Wahrheit verhielt. Sehen wir zu, ob vielleicht auf dem kirchlichen Gebiete eine ähnliche Täuschung obwaltet, wie wir sie bei jenen aufgedeckt haben!

Es ist offenbar, daß die Gesetze und Behörden des Staats zu ihrem Dasein einer gewissen sittlichen Grundlage im Volke bedürfen und diese sich nicht erst selbst zu schaffen vermögen. Eine Reihe von sittlichen und rechtlichen Anschauungen muß in Fleisch und Blut der Nation übergegangen sein, ehe die Thätigkeit der Staatsbehörden beginnen kann. Wenn nicht der Zeit, jedenfalls der logischen Ordnung nach muß die sittliche Cultur des Volks dem Handeln des Staats vorausgehen. Es ist eine Unbescheidenheit des Staats, wenn er dieses Grundverhältniß verkennt und jener Momente entbehren zu können glaubt. Macht er den Versuch, ganz ohne Rücksicht auf die Pflege der Sitte durch Gewalt und Polizei zu regieren, so muß er bald seine Ohnmacht erkennen. Strebt er aber, jene Pflege selbst zu übernehmen, so wird dieser empfindliche Stoff unter seinen rauhen Händen schnell verkümmern. Um nur die geringste Wirkung zu erzielen, muß er einen unerträglichen Despotismus entwickeln, an dem er selbst zuerst zu Grunde geht.

Im Mittelalter aber lag die sittliche Pflege des deutschen Volks wie aller andern Nationen fast ausschließlich in den Händen

der Kirche. Wir sahen, wie unentwickelt die Begriffe des Rechts waren, wir bemerkten, wie herrschend die Forderungen der Kirche auftraten. An sich liegt es nicht im Wesen der Religion überhaupt oder in dem Stoffe des ursprünglichen Christenthums, daß die Wirkungen desselben nur in einer äußern und geschlossenen Gemeinschaft sichtbar werden. Seit dem 3. Jahrhundert aber hatte die ganze Denkweise der Völker diese Wendung genommen. Extra ecclesiam nulla salus — dieser Satz war nicht eine willkürliche Erfindung klerikaler Herrschsucht; er war eine thatsächliche Wahrheit nach der sittlichen Beschaffenheit der Menschen. Den seltenen schöpferischen Führern der Jahrhunderte ist es zuweilen gegeben, das Richtmaß ihres sittlichen Lebens allein aus der Tiefe der eigenen Brust zu entnehmen: die Masse der aufeinander folgenden Generationen aber bedarf wie zur geistigen so auch zur sittlichen Bildung der Macht der Ueberlieferung. Wird sie plötzlich einmal von dem Boden des Herkommens losgerissen, so treibt sie steuerlos und wüst in die Weite. Dies bewährte sich im Mittelalter vollkommen. Etwa im 13. Jahrhundert begann man in weitern Kreisen das Bedürfniß einer kirchlichen Reformation zu fühlen; es begannen die Versuche, sich von der römischen Kirche zu trennen. Aber sogleich zeigte es sich, daß man damals ohne den Anhalt dieser Kirche auch in Sitte und Recht nicht bestehen konnte. Albigenser, Lollarden, Hussiten — Alle wurden sofort in die wildesten Strudel socialer Auflösung fortgerissen. Familie und Eigenthum, Gesetz und Bildung ging in diesen Kreisen zu Grunde. Die Welt bedurfte eines Studiums von drei Jahrhunderten, um ohne das Band der römischen Kirche gehen zu lernen.

Wir stehen also hier bei der Kirche demselben Verhältniß

gegenüber, wie oben bei dem Grundbesitze. Der Staat des Mittelalters hatte guten Grund, die Kirche zu privilegiren, nicht wegen ihrer unübertrefflichen Tüchtigkeit, sondern wegen seiner Unfähigkeit, neben ihr noch andere Mittel zu gebrauchen. Damals gab es keinen andern Besitz als den unbeweglichen, damals gab es keine andere Religion und Sitte als die unbewegliche. Weil damals nichts Anderes existirte, kann man deshalb folgern, daß diese alten Existenzen unter völlig verwandelter Umgebung einen Anspruch auf Erschaffung eines neuen Monopols haben?

Ziehen wir die Summe!

Im deutschen Mittelalter galt die Monarchie als eine Einsetzung von Gottes Gnaden. Aber kein Monarch dachte daran, diese Weihe auf seine Person zu übertragen — es hätte jener Zeit für eine Gotteslästerung gegolten — und dem Rechte irgend eines andern Standes gleiche Qualität und Stärke zu bestreiten.

Der Grundbesitz war politisch höchstberechtigt. Aber er war deshalb weder ausschließend noch privilegirt, denn es gab keinen andern Besitz.

Die kirchliche Rechtgläubigkeit war die Bedingung politischen Daseins. Aber sie war deshalb kein Monopol, denn es gab keine andere Sitte noch Religiosität in der Welt.

Die heutige Schule der christlichen Germanen nimmt von diesen unzweifelhaften Thatsachen die Vordersätze an, aber wünscht die Nachsätze zu streichen. Sie streckt die Hand nach der Macht aus, aber sie setzt sich über die Bedingungen hinweg, unter denen die Macht im Mittelalter zum Rechte und zum Segen wurde. Damals war es ein in den wichtigsten Beziehungen unvollkommener Zustand, dessen einzelne Theile aber sich in völligem Gleichgewichte hielten: die heutige Nachahmung sammelt aus

dem Systeme alle Keime der Gewalt und zertritt die umgebende Saat der Freiheit. Offenbar ist ihre Anschauung keine geschichtliche, sondern eine revolutionäre. Sie wird es nie zu einer Herrschaft des Rechts, sondern immer nur zum Despotismus bringen.

Vergegenwärtigen wir uns die weitere Entwicklung dieser Dinge aus dem Feudalsysteme des Mittelalters bis zu den modernen Staatstheorien!

Was zunächst die monarchische Gewalt betrifft, so hat die Erfahrung gezeigt, daß das Feudalsystem für eine Reihe sehr verschiedenartiger Formationen den Ausgangspunkt abgeben konnte.

Es war nicht möglich, daß der wesentliche Mangel des Feudalsystems, die Abwesenheit des politischen Gedankens, die privatrechtliche Behandlung der öffentlichen Verhältnisse, auf die Dauer unbemerkt blieb. Theils die Forderungen der Staatspraxis, theils die Lehren des griechischen und römischen Alterthums erweckten ganz neue Vorstellungen von Staat und Politik. Man begann einzusehen, daß das Gemeinwesen über den Einzelnen stehe, daß die politischen Rechte und Pflichten ein anderes Maß als Privatverträge und persönliche Befugnisse hätten. Man überzeugte sich, daß die Vertreter der Gesammtheit und die Organe des Staats über allen privatrechtlichen Beziehungen in einer besondern und höhern Sphäre ständen.

Je nachdem in den einzelnen europäischen Ländern der eine oder der andere Factor des alten Systems sich dieser neuen Anschauungen bemächtigte und in der Ausbildung des neuen Staatsrechts die Initiative ergriff, gingen verschiedene Verfassungen aus dem Feudalsysteme hervor. In England beeiferten sich Könige, Adel und Communen um die Wette, die Vertretung des

Gemeinwesens zu handhaben und die Pflichten der Souveränetät zu erfüllen; so wuchs dort unter hundertjährigen Kämpfen die constitutionelle Monarchie heran. In Frankreich war es der König allein, der seinen persönlichen Vortheil mit den öffentlichen Interessen zu identificiren und sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu setzen verstand: Klerus, Adel, Parlamente, Bürgerthum verharrten auf dem alten particularen Standpunkte und verloren durch ihre egoistische Beschränktheit ihren politischen Einfluß an die absolute Monarchie.

In Deutschland schlug die Entwicklung einen ganz besondern Weg ein. Das Kaiserthum rieb zuerst seine Kräfte in Streitigkeiten mit dem Papstthum und den deutschen Fürsten auf. Nachdem es dann unter den Habsburgern wieder zu materieller Macht erwachsen war, hatte es seinen deutschen Charakter verloren. Es war burgundisch, spanisch, italienisch, amerikanisch, es war alles Andere, nur nicht deutsch. Es war eine Großmacht, welche die deutschen Kräfte nur als Mittel zu eigenen besondern Zwecken verbrauchen wollte. Es war in größerm Maßstabe dasselbe, was sein Nachfolger, das Haus Oesterreich-Lothringen, bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Während die französischen Könige wuchsen, weil sie die Interessen ihrer Nation vertraten, verhielten sich die deutschen Kaiser antinational, und die Sache der kaiserlichen Monarchie war damit in Deutschland verloren lange vor dem Bürgerkriege der Religionstrennung. Die Summe der nationalen Gewalt kam vollends an die hohe Aristokratie des Reichs, an die deutschen Fürsten.

Es wäre möglich gewesen, daß sich hieraus für Deutschland eine der englischen ähnliche Verfassung entwickelt hätte. Es gab im 16. Jahrhundert einige Augenblicke, wo die Fürsten ihre

Aufgabe in diesem nationalen Sinne aufzufassen schienen. Bald genug aber zeigte es sich, daß sie an Weite des Blicks und patriotischer Gesinnung mit den englischen Großen nicht zu vergleichen waren. Es erschien ihnen ein höheres Ziel, ein Jeder auf seiner Scholle unbedingt zu herrschen, als an der Souveränetät über das Gesammtvaterland einen gemäßigten Antheil zu empfangen. Während der englische Feudalstaat sich in ein constitutionelles Königthum verwandelte, zerfiel der deutsche in eine große Zahl absoluter Monarchien. Denn hier, in diesen engern Kreisen des Territoriums, trat die starke Seite des Fürstenthums hervor. Hier zeigten sie sich den übrigen Ständen innerlich ebenso überlegen, wie Ludwig XIV. in Frankreich. In der Regel waren sie die einzigen Menschen in ihrem Territorium, die für die Gesammtinteressen desselben Sinn und Einsicht bethätigten. Hier waren sie die Vertreter des Staats, es war ganz in der Ordnung, daß sie die Vertreter der Standes- und Ortsinteressen sich unterwarfen.

Im Reiche also siegten im 16. Jahrhundert die Fürsten über den Kaiser, weil sie zwar nicht viel, dieser aber, ein Fremder, gar nichts für das Reich that, sondern umgekehrt das Reich für fremde Zwecke mißbrauchte. In den Territorien siegten im 17. Jahrhundert die Fürsten über die Stände, weil diese nur für ihr Privatrecht, jene aber damit zugleich auch für das Ganze sorgten. So viele Schwächen bei ihnen vorkommen mochten, es gab einmal in Reich und Landschaft keine bessern Vertreter der Nation als sie. Das ist der Titel ihrer Herrschaft gewesen.

Es ist hiernach ganz richtig, wenn die christlich-germanische Schule die politische Gewalt in Deutschland nicht aus einem Auftrage von unten her, von einer Einsetzung durch das souve-

räne Volk herleiten lassen will. Das deutsche Fürstenthum ist auf eigenen Füßen herangekommen, und wenn es deshalb sich von Gottes Gnaden nennen will, so ist dagegen so wenig zu erinnern, wie einst bei König Pippin, der in dem Umsturz des alten Königthrons eine göttliche Bestätigung seines Waffensieges sah. Die Formel ist trefflich und tief, solange die Inhaber, ihrer Herkunft getreu, als Vertreter des öffentlichen und nationalen Rechts unübertroffen bleiben und so das Recht und dessen göttliche Autorität durch den Glanz ihrer Würde bekräftigen.

Wunderlich aber und den Thatsachen wenig entsprechend erscheint es, wenn die Schule, an jene Formel und die Einsetzung der Staatsgewalt von oben anknüpfend, Fürstenthum, Legitimität und Recht dermaßen identificirt, daß die Monarchie in Deutschland niemals Unrecht gehabt, daß außer und neben ihr kein anderes Recht existirt habe, und demnach jede Beschränkung des fürstlichen Rechts eine Verletzung des Princips der Legitimität enthalte. Im Gegentheil ist es sicher: so sehr das heranwachsende Fürstenthum das Recht der geschichtlichen Entwickelung für sich gehabt hat, so wenig haben die einzelnen Schritte auf dieser Bahn den Charakter formeller Legitimität. Der Sieg über das Kaiserthum, innerlich, wie wir sahen, höchst begründet, vollzog sich gegen formelles Reichs- und Kirchenrecht durch Waffengewalt. Der Sieg über die territorialen Stände, innerlich nicht minder nothwendig, gelang gegen Reichs- und Landrecht durch bewaffnete Revolution. Wer die Herrschaft der deutschen Fürsten als eine legitime anerkennen will, muß anerkennen, daß es auch berechtigte Revolutionen gibt.

Dann aber war, wenn man auch im Allgemeinen die Herrschaft der Fürsten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert als eine

absolute bezeichnen muß, das Recht derselben doch an keiner Stelle unbeschränkt. Wohl dehnten seit dem westphälischen Frieden die Fürsten ihre Herrschermacht auf jedem Gebiete des Staatswesens immer weiter aus, unterdrückten jede Opposition der Stände, verfolgten jeden Widerspruch der Unterthanen. Immer aber blieb der Grundsatz aufrecht, daß auch sie an gewisse Ordnungen des Reichs gebunden wären. Es galt noch nicht für die Verletzung eines gottentstammten Princips, wenn einmal ein Fürst von Gottes Gnaden einen politischen Prozeß verlor und ein politisches Unrecht eingestehen mußte. Es kam noch bei den Reichsgerichten zuweilen die Meinung vor, es diene zur Stärkung des fürstlichen Ansehens besser, wenn ein fürstlicher Fehlgriff verbessert, als wenn er sanctionirt würde. So viel mittelalterlicher oder germanischer Rechtssinn war noch, wenn nicht in geschriebenen Verfassungen, doch in der Luft und in den Herzen der Menschen.

Als dann im Laufe des 18. Jahrhunderts die monarchische Absolutie die letzten Fesseln abstreifte, wurde nichts deutlicher, als daß ihre Bahnen, weit entfernt davon, den Anschauungen unserer christlich-germanischen Schule zu entsprechen, eine denselben entgegengesetzte Richtung inne hielten. Sie verkündete keineswegs das Lob der organischen Gliederungen, der hervorragenden Stände, der historischen Rechte, der kirchlichen Herrlichkeit. Vielmehr griff sie durch alle diese Vorstellungen im Namen des allgemeinen Besten, der äußerlichen Zweckmäßigkeit, der centralisirten Staatskraft mit eisernem Griffe hindurch. Wo sie ein adeliches Privilegium, eine locale Sonderstellung, ein corporatives Vorrecht bestehen ließ, geschah es nicht aus Achtung vor dem Ansehen der alten Ueberlieferung, sondern aus Erwä-

gungen rationellen Nutzens und fiscalischer oder militärischer Brauchbarkeit. Mit jedem Jahrzehnt ihres Bestehens wandte sie sich entschiedener von den mystischen Anschauungen der alten Kirchlichkeit hinweg, zu den Bedürfnissen des irdischen, bürgerlichen, industriellen Treibens: sie wuchs und kam vorwärts fast in demselben Maße, wie sie den Staat und die Kirche von einander trennte, und jenen, in schneidendem Gegensatz zu der mittelalterlichen Denkweise, vollständig auf die eigenen Füße stellte. Diese Entwicklung geht im deutschen Norden und Süden, in evangelischen und katholischen Landestheilen gleichmäßig vorwärts. Nachdem in Preußen die Krone die absolute Regierungsgewalt gewonnen, ließ König Friedrich Wilhelm I. die sonstigen Privilegien des Adels und den Einfluß der Kirche auf das Gemeinwesen unberührt, dann aber beseitigte Friedrich II. das Ansehen der Kirche beinahe ganz aus dem politischen Gebiete, und schaffte Friedrich Wilhelm III. die wichtigsten Rechte des Adels zu Gunsten einer freien Bewegung der Gesammtheit hinweg. Was den deutschen Süden betrifft, so bedarf es nur der Erinnerung an Joseph II. und dessen Gesetze im Sinne des aufgeklärten Absolutismus, an Max Joseph von Baiern und das Wirken des Ministeriums Montgelas, um jeden Anhänger der christlich-germanischen Schule mit Widerwillen und Entrüstung zu erfüllen. Nichts ist natürlicher und begreiflicher, denn nichts widerspricht sich schärfer, als die Tendenz dieser Schule und die innere Politik Friedrich's des Großen, Kaiser Joseph's oder der Rheinbundfürsten. Aber eine solche Politik hat nun einmal existirt; sie hat die Summe unseres nationalen Lebens im 18. und die Grundlage der öffentlichen Entwicklung im 19. Jahrhundert gebildet, und es ist das Gegentheil eines Verfahrens im historischen

Sinne, die letzte Vergangenheit zu übersehen, und den Staat auf den Standpunkt irgend eines frühern, beliebig erwählten Zeitalters zurückzuschrauben. Es gilt dies am augenfälligsten in Preußen, wo der Lieblingssatz der feudalen Schule, sie bilde die wahrhaft conservative und specifisch preußische Partei, nur so lange aufrecht erhalten werden kann, als man vergißt, daß einst dieser Staat von Friedrich dem Großen beherrscht worden ist.

So zeigt die geschichtliche Betrachtung, daß die absolute Monarchie in Deutschland nicht von legitimem Ursprung gewesen ist, daß sie erst durch die Auflösung des deutschen Reiches eine volle Unumschränktheit erhalten, endlich, daß sie fort und fort in ihrer Praxis sich von den feudalen Tendenzen weiter entfernt hat. Um aber das Gewicht dieser Thatsache vollständig zu erkennen, muß man sich weiter vergegenwärtigen, daß das Königthum, wie es nach 1648 in der Erhöhung seiner eigenen Macht eine nationale Aufgabe verfolgte, so auch in der Beseitigung der feudalen Einflüsse nicht einer willkürlichen Laune, sondern dem Zuge aller Zeitverhältnisse und somit einer gebieterischen Nothwendigkeit folgte. Denn die Träger des frühern Zustandes, Adel und Kirche, hatten durch die natürliche Entwicklung der Dinge die Grundlagen ihrer mittelalterlichen Machtstellung eingebüßt, so daß die Einschränkung derselben für das Gedeihen des gesammten Staates ein immer stärker hervortretendes Bedürfniß geworden war. Dieses Verhältniß versuchen wir noch in einigen Beziehungen näher festzustellen und zu begründen.

Wenn im Mittelalter der Grundbesitz fast allein politische Berechtigung besaß, so hatte dies, sahen wir, seinen guten Grund

darin, daß überhaupt kein anderer, qualitativ verschiedener Besitz existirte. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts aber begann die geschichtliche Laufbahn des beweglichen Vermögens. Der Handel löste seine alten Bande, und entfaltete freie, mächtige Schwingen; es entstand die Industrie des Gewerbes und der Fabrication, ja, was dem Mittelalter ein unverständliches Räthsel gewesen wäre, es entstand eine landwirthschaftliche Industrie, es entwickelte sich, als eine ganz neue Grundlage des Gesammtwohlstandes, das System des öffentlichen Credits. Einmal diese Wege eingeschlagen, gingen die Verhältnisse ihren Gang mit unaufhaltsamer Naturnothwendigkeit. Man hatte nicht einmal die Wahl mehr, ob man an der neuen Blüthe Theil nehmen oder in dem engern Wohlstande der alten Formen beharren wollte. Wer nicht in der neuen Weise reich zu werden strebte, ging ganz sicher in völliger Armuth zu Grunde. Bequemte sich doch im 17. Jahrhundert sogar der Jesuitenorden zu industriellen Speculationen, und der französische Adel bat um Erlaubniß, Großhandel treiben zu dürfen. Das bewegliche Vermögen war eine Macht geworden, deren politische Ausschließung von Tage zu Tage unmöglicher wurde. Der Adel, der seinem Wesen nach unbeweglichen Besitz voraussetzt, konnte sein Monopol nicht behaupten. In England verzichtete er freiwillig darauf und errettete sich dadurch eine höchst einflußreiche Stellung neben den neuen Ständen; in Frankreich suchte er es eigensinnig festzuhalten und wurde in der Revolution vollkommen zerschmettert.

In Deutschland ist es, bei der Zersplitterung der Territorien, auch auf diesem Gebiete zu keinem so reinen Ergebnisse gekommen. Der Adel ging nicht zu Grunde wie in Frankreich, aber er wurde arm und einflußlos. Die Regierungsgewalt kam

an die Fürsten und deren Beamte; nur als königlicher Diener bedeutete der Edelmann noch etwas. Das Einzige, was er aus der alten Zeit bewahrte, war eine unheilvolle Ausstattung für die neue: reines Blut durch Abwehr aller Mißheirathen und gutsherrliche Rechte über die Insassen seiner Ländereien. Der englische Adel hatte beides längst abgeworfen, der deutsche verstand es, sich dadurch ohne Vortheil von den übrigen Ständen zu isoliren und zu den Bauern, die sonst mit ihm gleiche Interessen hatten, in feindselige Stellung zu bringen. Sein Wohlstand ging im Vergleich mit den andern Classen zurück; es verkümmerte damit sein bester Titel für politische Macht: um so unerschütterlicher erklärt die christlich-germanische Schule die Beibehaltung und Stärkung jener Verhältnisse für das einzige Fundament unserer politischen und so cialen Errettung.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, diese Frage in ein solches Detail zu verfolgen, wie es zu ihrer praktischen Erledigung möglich wäre. Eine Menge technischer, ökonomischer und politischer Rücksichten kommen dabei zur Sprache, die sich nicht über das Knie abbrechen lassen. Es ist für unsern Zweck ganz ausreichend, die Grenze dieser Rücksichten festzustellen und die Linie zu bezeichnen, wo die Thatsache sich von den Vorurtheilen der Kaste und der Schule scheidet.

Es ist einleuchtend, daß auch heute, wo die Landwirthschaft einen industriellen Charakter angenommen hat und der Grundbesitz beweglich geworden ist, immer noch der Ackerbau ein eigenthümliches Gepräge behauptet und auch in politischer Hinsicht eine eigenthümliche Stellung in Anspruch nimmt. Nicht als ob er im Raume den Menschen an den Boden oder an den einzelnen Staatsverband mehr als ein anderer Besitz fesselte: die meisten

Fabricationen haben ja auch eine bestimmte territoriale Grundlage und fordern zu ihrer Verpflanzung gleiche Mühe und Kosten, wie ein im Ackerbau angelegtes Capital. Wohl aber ist in der Zeit keine Thätigkeit so weit aussehend wie die des größern Oekonomen. Jede erhebliche Verbesserung fordert eine Reihe von Jahren, es gibt hier keine hazardirende Speculation auf den Augenblick; Festigkeit aller Verhältnisse, Gleichmäßigkeit der Entwickelung, ein ruhiger Uebergang in die Zukunft ist keinem Stande so wie diesem an das Herz gelegt. Hierin erscheint, was man im guten Sinne den conservativen Charakter des Grundbesitzes nennt, hierin ist der Anspruch begründet, einen solchen Beruf durch den Staat geschützt und politisch berechtigt zu sehen. Nach diesem ersten und tiefsten Grundzug des Gewerbes begreift es sich, wie aristokratische Regierungen, so lange sie auf großem Ackerbesitze ruhen, Voraussicht, Gleichmäßigkeit und Beständigkeit entwickeln; es begreift sich, wie ein thätiges Landleben sich so oft als die beste Vorschule des Staatsmannes, sei es im Cabinete sei es im Parlamente, bewährt hat. Es ist geistige und körperliche Arbeit zugleich, es ist stete Praxis und weist unaufhörlich an die Theorie, es pflegt ununterbrochene Gemeinschaft mit Nachbarn, Dorf- und Markgenossen und hegt doch bei jedem Einzelnen das Gefühl unbedingter Selbstständigkeit. Kein tieferes Unglück für eine Nation als der Verlust oder die Verkümmerung dieses Standes, keine würdigere Aufgabe für die Politik als seine Hebung und gesunde Blüthe.

Nur sieht man sogleich, daß dieser Werth des Grundbesitzes mit den Ansprüchen unserer germanischen Schule nicht das Geringste gemein hat. Seine charakteristischen Züge bestehen in natürlichen Verhältnissen, die bei Jedem eintreten, der den hei-

mischen Boden mit seinem Fleiße, seinen Gedanken und Capitalien befruchtet. Man kann erwägen, bei welcher Ausdehnung des Bodens ein solcher Proceß am besten von Statten geht, ob das Ueberwiegen des großen oder des kleinen Besitzes frommt, ob demnach das bäuerliche Erbrecht freizulassen oder zu modificiren ist, ob eine größere oder geringere Quote politischen Einflusses im einzelnen Falle dem Ackergewerbe neben den sonstigen Berufsarten im Staate gebührt. Gewiß ist aber, daß zu der Darstellung einer ergiebigen Landwirthschaft — ergiebig im ökonomischen und im sittlichen Sinne — an keiner Stelle ein Monopol gehört. Damit der Grundbesitz seine politisch erziehende Kraft äußere, braucht er nicht allein in den Kammern zu sitzen; er braucht nicht zu Hause mit Herrenrechten über mißvergnügte Grundholden ausgestattet zu sein und nicht ausschließlicher Hoffähigkeit in der Residenz zu genießen. Er bedarf nicht, um den künftigen Minister oder Deputirten zu bilden, des Aufputzes der Gutspolizei, des Patrimonialgerichts und der Steuerfreiheit: bei all diesen schönen Dingen ist geringe Nahrung für den Kopf und schwere Verkümmerung des Charakters für den künftigen Staatsmann zu erwarten. Wer einer großen politischen Thätigkeit entgegengeht, thut nicht wohl, eine kleine Caricatur des ganzen Staats auf seiner Scholle einzurichten und dadurch selbst ohne seinen Willen den Trieb nach Absonderung von dem großen Ganzen in seine Brust zu senken. Wer einer freien und unbeneideten Einwirkung auf das Staatsganze eine junkerhafte Herrlichkeit auf seinem Dorfe vorzieht, zeigt dadurch hinreichend, daß gerade die vortheilhafte Einwirkung des Grundbesitzes, die Erweckung von Voraussicht und Gemeinsinn, bei ihm nicht stattgefunden hat. Wir kommen auch hier wieder auf das frühere

Urtheil zurück: die christlich-germanische Schule, indem sie die feudalen Zustände auf einen völlig verwandelten Boden verpflanzt, holt sich aus dem Mittelalter nur die Unvollkommenheiten desselben, während ihr die guten Seiten unter der Hand zerrinnen. Das überall von festen Rechten umgebene Königthum von Gottes Gnaden verwandelt sich ihr in einen salbungsvollen Despotismus; für die Aristokratie findet sie keinen bessern Beruf als das vom Staate abgewandte und die übrigen Classen abstoßende Junkerwesen des 17. Jahrhunderts.

Unsere Radicalen und Socialisten mögen damit von Herzen einverstanden sein. Wer aber Sinn hat für die Tüchtigkeit der materiellen Grundlagen und die Autorität der ewigen Grundrechte in unserer Gesellschaft, muß es tief beklagen, wenn durch solches Treiben jede Autorität zum Spotte und der Name der Aristokratie zum Vorwurfe wird.

Nach dem christlich-germanischen Systeme erhält also der Adel die Tendenz, seine Rechte nicht in einem bedeutenden Antheil an der Staatsgewalt, sondern in möglichster Ungebundenheit ihr gegenüber zu suchen. Ganz ähnlich wird dort der Staat in seinem Verhältniß zur Kirche benachtheiligt. Die Kirche hat nicht bloß die Aufgabe, in dem Bewußtsein des Volks die sittlichen Voraussetzungen für die Rechtsbegriffe des Staates zu pflegen, sondern sie mischt sich in die politische Thätigkeit, setzt sich als politische Gewalt und erhebt schnell genug den Anspruch, die höchste aller politischen Gewalten zu sein. Indem sie mit dem Satze beginnt, daß zu allen Zeiten ohne ihre Rechtgläubigkeit keine Moral und folglich kein Recht und kein Staat Bestand haben könne, gelangt sie sofort zu der Rechtgläubigkeit als höchster Bedingung der politischen Rechte insgesammt.

Im Mittelalter hatte dergleichen seinen bestimmten Sinn. Seitdem aber ist das Zweifache geschehen, daß die in sich zerspaltene Kirche die sittliche Grundlage des Staats nicht mehr abgeben kann, und daß andere, dem Mittelalter fehlende Momente dafür ergänzend eingetreten sind.

Die Kirche verlor durch die Reformation nicht bloß einige Millionen Anhänger, sie verlor ihre bisherige Weltstellung überhaupt. Was Philipp der Schöne, Ludwig der Baier, Eduard von England in einzelnen Fällen verfochten, daß der Papst in weltliche Dinge nicht einzureden, die Kirche dem Staate keine Regel noch Richtschnur zu geben habe, wurde seit dem 16. Jahrhundert das officielle Recht des gesammten Europa. Auch wer es hätte beklagen wollen, hätte es nicht hindern können. Denn die alte Stellung der Kirche setzte unwiderruflich ihre Einheit voraus. Es ist unmöglich, den kirchlichen Glauben zum Maß der Politik zu erheben, sobald derselbe dreifach gespalten ist; es ist unmöglich, die Ketzer aus dem Staat auszuschließen, wenn gewisse Ketzereien einmal die öffentliche Sanction erhalten haben. Der westphälische Frieden, welcher die drei großen Confessionen als politisch brauchbar und berechtigt anerkannte, hat das alte System begraben.

Man sage nicht, daß die für Sitte und Rechtsgefühl wichtigsten Momente den drei Bekenntnissen gemeinsam seien — womit dann der Weg zu der Folgerung gebahnt wäre: wenigstens dies Gemeinsame müsse der Staat von seinen Activbürgern begehren — das wichtigste Dogma für die sittliche Erziehung ist ohne Frage die Lehre der Rechtfertigung, und eben diese bildet den brennenden Streitpunkt in dem Hader der Confessionen, ja man muß sagen: sie bildet ihn gerade wegen ihrer sittlichen Wich-

tigkeit, so daß es nie zu ernstem Kirchenstreite und neuer Kirchenbildung kommen wird, wo nicht die Frage über die Heilsmittel und die Stärkung der Sitte durch die Religion in der ersten Linie der Bewegung steht. Es hat sich denn auch in der Anwendung auf den Staat gezeigt, daß, so lange der kirchliche Sinn überhaupt lebendig war, Sitte, Recht und Politik der einzelnen Staaten und Parteien je nach ihrer Auffassung der Rechtfertigungslehre scharf auseinandergingen. Die Lutheraner wurden quietistische Conservative, die Calvinisten fanatische Republikaner, die Jansenisten trachteten nach einem pedantisch strengen Rechtsstaate, die Jesuiten nach einer ganz revolutionären Staatsraison. Kann man nun trotzdem sie Alle nach den Grundsätzen des westphälischen Friedens in demselben Staatswesen versammeln, so ist offenbar, daß in diesem das mittelalterliche Princip: ohne den rechten Glauben keine Moral noch Rechtssicherheit! alle Bedeutung verloren hat. Gelingt es, in einem solchen Staate den innern Frieden zu erhalten und der Nation, trotz der verschiedenen Religionen, eine gleichmäßige Tendenz in Sitte und Politik zu geben, so ist durch diese Thatsache der unwidersprechliche Beweis geliefert, daß Frieden und Sitte hier aus andern Quellen als den kirchlichen ihre Nahrung ziehen. Auch ist es nicht schwer, deren Ort und Inhalt nachzuweisen.

Was zunächst die Organe sittlicher Erziehung betrifft, so war im Mittelalter die Kirche allein deren Trägerin wie der Brennpunkt fast aller Bildung. Außer ihrer unmittelbaren Einwirkung durch Lehre, Predigt und Sacrament hatte sie den stärksten Einfluß auf Familienleben, Schule und Literatur, während diese Factoren in unserer Zeit unabhängig von der Kirche geworden und dennoch zu ungleich stärkerer Entfaltung und

Thätigkeit als im Mittelalter gelangt sind. Für Schule und Literatur bedarf dies gar keines Beweises, und für die Familie erhellt er sogleich, wenn man sich aus dem Mittelalter an die ungeheure Einwirkung des Cölibats und Klosterlebens, an den Wechsel brutaler Erniedrigung und überschwenglicher Feier des weiblichen Geschlechts, endlich an die, nicht bloß bei dem Adel gewöhnliche Zurücksetzung der Töchter und jüngern Söhne erinnert. Das Familienleben in Deutschland ist ohne Frage gesunder und ergiebiger geworden; die Schule wirkt auf die Jugend, die Literatur auf die Erwachsenen aller Classen in einem Maßstabe, von dem das Mittelalter gar keine Ahnung hatte: und dies Alles findet statt, obgleich der Einfluß der Kirche mit jedem Jahrhundert abgenommen hat. Man sage auch nicht, daß zwar die Quantität der Kirchen und der Schulen gewachsen, die Qualität aber gesunken sei; die schlechten Elemente der Gegenwart liegen allerdings auch in diesen Kreisen grell genug zu Tage, sie drängen sich aber im Mittelalter in nicht geringerer Masse dem Blicke auf.

Fragt man nun, welcher neue Bildungsstoff hier neben dem religiösen überliefert wird, so macht nur die Auswahl des Wichtigsten unter der Menge Schwierigkeit. Seit dem 17. Jahrhundert erschloß zunächst die antike Welt den Deutschen eine ästhetische Sinnesweise, die, einmal angeregt, ihre Wirkungen weit über das Kunstgebiet hinaus auf Wissenschaft und Leben erstreckte. Die schöne Literatur, welche auf diesem Boden emporwuchs und in Deutschland fast ohne allen Zusammenhang mit der Kirche war, hat uns mehr als irgend etwas Anderes den Stoff des gegenwärtigen Nationalbewußtseins geliefert: sie hat zugleich — man braucht nur an Herder und Schiller zu erinnern — im höchsten Grade veredelnd, reinigend und begeisternd ge-

wirkt und der Sitte der Nation einen bisher unbekannten, zugleich milden und warmen Ton gegeben. Das 18. Jahrhundert lehrte die Schätze des Alterthums zum ersten Male mit wahrhaft geschichtlichem Auge betrachten; daran knüpfte sich auf der Stelle eine Ansicht des Staats und der Souveränetät, der Fülle der Bürgerpflichten und der nationalen Einheit, die ohne Zaudern den weitgreifendsten praktischen Einfluß bewährte, deren Adern sich durch die ganze Bewegung der nationalen Wiedergeburt hindurchziehen, deren Antrieb in der edelsten Begeisterung, die jemals existirt hat, in den Befreiungskriegen sich auf das engste auch mit religiöser Andacht verschwistert. In gleicher Weise entwickelte sich die Naturwissenschaft auf der einen Seite zu einer ganz neuen Anschauung des Weltalls und seiner Gesetze, auf der andern zu einer vollständigen Umgestaltung der Technologie und Industrie. Das gesellige und durch dessen Rückwirkung auch das politische Leben erhielt einen neuen Impuls; das ganze materielle Dasein steigerte und bereicherte sich, und wenn dabei die „sociale Frage“ drohend genug zum Vorscheine kam, so entstanden zugleich auch Antriebe und Garantien für Ordnung, Thätigkeit und Frieden, die unsern Vorfahren geradezu märchenhaft erschienen wären.

Dies Alles ist seinem ganzen Stoffe nach weltlich und profan; aber es gibt dem Charakter unserer Zeit so unwiderstehlich seine Farbe, daß auch die ausgesprochenste kirchliche Gesinnung sich ihm nicht zu entziehen vermag. Steht es aber einmal so, hat demnach die sittliche Bildung der Zeit noch andere Organe als die kirchlichen, und einen geistigen Inhalt von außerkirchlichem Wesen, so steht der Anspruch der christlich-germanischen Schule, das politische Recht an kirchliche Orthodoxie zu knüpfen, von

vornherein in der Luft. Es ist nicht weiter nöthig, seine einzelnen Beweisgründe zu wiederholen und aufzulösen. Die Welt ist deshalb nicht schlimmer geworden, vielmehr sind die Uebelstände, an denen wir leiden, auch früher vorhanden gewesen, und, daß sie jetzt so ungleich nachdrücklicher bemerkt werden, ist viel mehr ein Zeichen geschärfter Beobachtung als gesteigerter Krankheit. Man richte nur die Vergleichung, statt auf einzelne Symptome des Uebels, auf die Summe des gesammten Zustandes; man prüfe etwa das 6., 16., und 19. Jahrhundert in Bezug auf die Dichtigkeit und Arbeitskraft der Bevölkerung, die Reinheit der sexualen Verhältnisse, die Achtung für das einzelne Menschenleben, die Sicherheit der bürgerlichen Ordnung, die Milderung des Kriegszustandes, das Streben nach Wohlstand und Bildung für alle Classen, und man wird sich bald überzeugen, daß an keiner Stelle von Rückschritt die Rede sein kann. Mag der neuen Zeit hier und da eine Genialität vergangener Perioden fehlen, so ist sie allen frühern in der Durchschnittssumme der Sitte und Humanität überlegen. Ein solches Resultat aber wäre undenkbar, wenn das Verschwinden des confessionellen Geistes und der Sturz der Kirchenherrschaft über Staat und Gesellschaft zugleich auch ein Absterben religiöser Gesinnung bedeutet hätte. Ja es wäre undenkbar, wenn die neuen Bestrebungen des Menschengeistes gar keine Berührungspunkte mit dem Christenthum enthielten, wenn sie nicht als geschichtliche Fortentwicklung, sondern als revolutionärer Sturz desselben aufzufassen wären.

Es sei uns verstattet, dieses Verhältniß noch etwas näher zu entwickeln, so wenig es in den engen Schranken dieses Aufsatzes erschöpft oder mehr als angedeutet werden kann. Der

leitende Gedanke, mit dem das Christenthum belebend in die antike Welt eintrat, auf den als Mittelpunkt alle seine Ausstrahlungen zurückgehen, war das Bild der Kindschaft Gottes, durch welche die Menschen zum Heile berufen seien. Darin lag auf der einen Seite die Erklärung des Werthes der so hoch gewürdigten Menschennatur, woraus dann die Pflicht der Achtung seiner selbst und der Liebe des Nächsten hervorging, auf der andern der Ausspruch der Unfähigkeit, ohne Gottes Mitwirkung von der Sünde zu genesen, und somit die Aufforderung, den Geist von Sinnlichkeit und Eigensucht hinweg der Gemeinschaft mit den Brüdern und dem Vater zuzuwenden. Jener Grundgedanke enthielt also den Antrieb zugleich zu Freiheit und Gehorsam, zu Liebe und Strenge, zu Selbstgefühl und Demuth, zu Selbstständigkeit und Hingebung. Er adelte jeden Menschen ohne Rücksicht auf Stand, Amt und Nation, weil jeder zur Liebe Gottes berufen war; er warnte zugleich jeden vor Selbstsucht und Ueberhebung, weil das Verdienst des Menschen nur in der Verbindung mit einem Höhern lag. Nach diesen Punkten und nach ihnen allein hat man zu ermessen, in wie weit sich frühere oder spätere Bildungsstufen zu der christlichen verwandt oder feindselig verhalten. Ueberall wo die menschliche Würde auf ein höheres, geistiges und universelles Princip zurückgeführt, und damit die Freiheit nicht in der Ungebundenheit sinnlicher Selbstsucht sondern in der Abhängigkeit von idealen Gesetzen gefunden wird: da ist die Tendenz der christlichen Sitte lebendig und der Zusammenhang der christlichen Weltentwicklung vorhanden.

Dieses Wesentliche aber, dieses Streben zugleich nach Freiheit und Autorität, kann sich ein Einzelner und eine Nation zur

Aufgabe stellen auch ohne gewisse theologische Dogmen und kirchliche Organisationen. Es ist stets der höchsten Erwägung werth, welche religiösen Vorstellungen sich am besten eignen, jenem Streben Kraft und Ausdauer zu verleihen, und Niemand kann leugnen, daß die christlichen Dogmen der Menschwerdung, der Auferstehung, der Gnadengaben mit unermeßlicher Energie und Volksthümlichkeit das Bewußtsein der Gotteskindschaft, des engsten Zusammengehörens also von Gott und Menschen geschärft und so auf die Stärkung zum Guten hingewiesen haben. Diese Heilsökonomie hat gewaltigere Erfolge für die Erziehung der menschlichen Sitte, als irgend eine frühere gehabt; aber nimmermehr wird der Beweis zu führen sein, daß jede Modification derselben ohne Weiteres zum sittlichen Verderben führe. Die Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß solche Modificationen sehr früh und in mannichfaltiger Weise eintreten mußten. Um es mit einem Worte auszusprechen: das Christenthum hatte in seinem Streben, den Menschen zum Ueberirdischen zu erhöhen, ihn zu stark vom Irdischen getrennt. So, wie es in der apostolischen Zeit auftrat, konnte es auf die Dauer in dieser Welt nicht bestehen; die Vorstellung der baldigen Parusie und des Weltendes war einer seiner nöthigsten Bestandtheile, dessen Beseitigung in den folgenden Jahrhunderten denn auch mit Nothwendigkeit zu einer durchgreifenden Revision aller Dogmen und zu einer neuen Gestaltung der Kirchenverfassung führte. Aber auch dann gelangte man zu keinem Abschlusse, vielmehr schwankten die christlichen Kirchen in dem Verhältnisse, das sie sich zu den Dingen dieser Welt und vor allem zum Staate gaben, von einem Extreme zum andern: absolutistischer Beherrschung durch die Päpste im Mittelalter, quietistischer Unterwerfung bei den Lu-

theranern, revolutionärem Radicalismus bei Puritanern und Jesuiten. Die Wurzel aller dieser Tendenzen war aber stets dieselbe, Verachtung nämlich der Weltlichkeit, die man dann entweder unbeirrt gehen ließ, wie die Lutheraner, oder fanatisch zu unterwerfen suchte, wie die Jesuiten. Die orthodoxe Kirchlichkeit ist also heutigen Tages nicht bloß nicht nöthig zur sittlichen Gesundheit, sie hat selbst wesentliche Schattenseiten als Grundlage der Politik. Alles kommt hiernach darauf an, die sittliche Grundaufgabe des Christenthums festzuhalten und ihre Lösung nach den Bedürfnissen jeder Culturstufe und Nationalität auf selbstständige Weise zu versuchen. In wie weit der einzelne Weg gerade und sicher ist, kann in letzter Instanz erst der Erfolg lehren; der einzelne Mensch wird seine Hoffnung darauf setzen müssen, daß in geistigen Dingen jedes gute Streben an sich schon ein Gewinn ist, und für unsere Zeit hat, wie wir sahen, der Gesammterfolg ein nicht ganz verwerfendes Urtheil bereits gesprochen. Wer könnte denn auch in Abrede stellen, daß die beiden großen Forderungen, welche die christliche Sitte wesentlich charakterisiren, Achtung vor der Menschenwürde auch im Geringsten und Demuth der menschlichen Schwäche auch im Stärksten, daß beide auf den einflußreichen Gebieten des deutschen Geisteslebens, in unserer Poesie und Philosophie, in unserm Studium der Natur und der Antike anzutreffen sind? Feindselige Gegensätze sind auch hier nicht ausgeblieben, aber ihr Gebiet fällt wahrlich nicht mit den Grenzlinien unserer kirchlichen Orthodoxie zusammen, und insbesondere auf dem politischen Felde wird die christlich-germanische Schule am wenigsten im Stande sein, die Erfüllung jener christlichen Aufgabe in ihren Lehren nachzuweisen. Denn gerade umgekehrt heißt es bei ihr:

unbedingte Achtung für die Würde der Stärksten und unbedingte Demuth bei den Geringen und Schwachen.

Aber, sagt man vielleicht, es gibt also doch feindselige Gegensätze nicht bloß gegen den Glauben, sondern auch gegen die Sitte; ihr selbst räumt es ein und fordert dennoch, daß man durch Aufgeben des confessionellen Bekenntnisses die politischen Rechte dem Feinde zugänglich mache? Wir wissen nur mit einer Gegenfrage zu antworten. Seit wann schreibt man es in die Verfassungsurkunden, daß sittenlose oder unfähige Menschen nicht Minister werden sollen? Ist einem Volke überhaupt noch zu helfen, welches für solche Wahrheiten einer andern Garantie, als der des eigenen Kopfes und Herzens, bedarf? Und findet man endlich, wie jetzt die Sachen stehen, ein größeres Quantum niedriger und rechtloser Gesinnung bei den ehrlich Nichtorthodoxen, die man ausschließen möchte, oder bei den äußerlich Kirchlichen, die sich durch eine inhaltslose Lüge der Ausschließung entziehen?

Der positive Gehalt, welchen das Christenthum dem Staate liefert, ist das Selbstgefühl Aller nach ihrem hohen Berufe, und die Demuth Aller nach ihrer Schwäche und Buße; die Vereinigung beider Gefühle ergibt die thätige und allgemeine Liebe des Einen gegen den Andern. Soll diese Stimmung in den irdischen und politischen Verhältnissen wirksam erscheinen, so bedarf es dazu nicht, daß der Staat sich zum Missionär gewisser theologischer Dogmen oder zum Handlanger geschlossener kirchlicher Gesellschaften mache. Es bedarf noch viel weniger, daß er einzelne politische Kräfte unverhältnißmäßig bevorzuge, das Recht des Grundbesitzes zum ausschließlichen Monopol und das Recht der Krone zur schrankenlosen Allmacht steigere. Die echte

Stimmung der christlichen Sitte wird vielmehr nur da sich bekunden, wo die Achtung gegen die Rechte Anderer und die Strenge in der eigenen Verpflichtung an allen Punkten zu Tage tritt. Der **Rechtsstaat** also ist der irdische Abglanz des christlichen Willens, wie er das uranfängliche Ziel des germanischen Gemeinwesens ist. Habe er Namen und Formen welche er wolle, lege er die Macht in die Hände eines Einzigen oder Vieler oder Aller, der in Wahrheit christlich-deutsche Staat ist gegründet, sobald seine Obrigkeiten, seine Organe und seine Bürger von dem Durste nach Gerechtigkeit erfüllt sind. Aber auch im christlichen wie im germanischen Sinne vernichtet der Staat das Princip der Freiheit, sobald er das Recht des Geringsten verletzt, und das Princip der Autorität, sobald der Stärkste sich nicht der Autorität des Rechtes beugt. Möge er dann auch Kirchen bauen und Symbole vor sich her tragen, möge er reden über Zucht und Sitte, über Glauben und Treue: von der Wurzel des christlichen Evangeliums und der deutschen Nationalität ist er unwiderruflich geschieden.

Ueber den zweiten Kreuzzug.

Bonn 1845.

Als Urban II. im Jahre 1094 Europa zur Befreiung des heiligen Grabes aufrief, bewegte sich das Leben der abendländischen Völker fast ausschließlich auf geistlichen Gebieten. Die Bestrebungen, ein Staatswesen im eigentlichen Sinne herzustellen, seit der Völkerwanderung von Merowingern und Karolingern, von Ottonen und Capetingern mit immer schwächerem Erfolge wiederholt, waren unter Heinrich IV. und Philipp I. völlig gescheitert. Durch die Siege, welche das Papstthum verbündet mit den Dynasten und Landesherren, über die Könige erfochten hatte, stellte es sich mit ausschließlicher Kraft an die Spitze der Aristokratie, in welche sich damals die Reiche Europa's aufzulösen drohten. Nationale Eigenthümlichkeit schien mit den Herrschergewalten an ihrer Spitze gebrochen; die einheimische Literatur der Germanen, schon einmal durch den geistlichen Sinn Ludwig des Frommen geknickt, mußte auch jetzt wieder das Feld in Deutschland und Frankreich völlig räumen. Ebenso entschieden wandte die Bildung der Antike den Rücken, der römischen, welche den Karolingern, der griechischen, welche den Ottonen Vorbild und Quelle geistigen Lebens gewesen. Die Kirche selbst, so weit sie auf Cultur Anspruch machte, wurde von diesem Absterben, das sie veranlaßt hatte, getroffen: ihre eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen, die fruchtbaren Berührungen zwischen Theologie und Philosophie, durch welche das neunte Jahrhundert sich aus-

gezeichnet, schienen verscheucht, nachdem die Kirche ihren Sinn auf die Eroberung des Staates gerichtet hatte. Neben den hierarchischen Interessen gab es nur eine geistige Richtung noch von allgemeiner Bedeutung, eine Mystik und Askese, welche in einem ziemlich grob gefaßten Streben nach Beseligung jeder weltlichen Cultur vernichtend in den Weg zu treten Anstalt machte.

Als mithin der Papst ein Unternehmen anregte von mystischem Gehalte, mit der Aussicht auf himmlische Seligkeit, so war es natürlich, daß das Abendland wie Ein Mann sich erhob, daß die Ausstrahlung der geistlichen Gewalten durch kein fremdes Element gebrochen, durch keine weltliche Färbung getrübt wurde. Ritterthum und Politik, wenn auch nicht ganz abzuweisen, blieben in untergeordneter Stellung, und sobald sie im Oriente selbst sich einmal etwas stärker hervorhoben, erfolgten gegen ihre Einflüsse heftige Ausbrüche der asketischen Volksmasse, wodurch das Ganze durchaus den ursprünglichen Charakter wieder erhielt. Das damals gegründete Königreich Jerusalem bewahrte dies Gepräge unter seinen ersten Fürsten; unter Fulko allerdings trat eine starke Umwandlung ein, welche aber, wie wir sehen werden, nicht in dem Beginn neuer Richtungen, sondern nur in dem Verfalle der frühern Energie bestand.

Im Abendlande schloß unterdeß das römische Kaiserthum mit der Kirche eine vorläufige Abkunft durch das Wormser Concordat. Der Staat der Deutschen, durch Kaiser Lothar in wenig geistreicher Weise vertreten, machte während des Friedens neue Einbußen, jedoch gelang es, die Regierung auf dem noch erhaltenen Felde zu constituiren, eine leidliche Kraft und ein weit geachtetes Ansehen zu behaupten. Entschiedener dagegen waren die Fortschritte der Staatsgewalt, oder was damals dasselbe ist

des Königthums, in Frankreich unter dem Nachfolger Philipp's, dem strengherrschenden Ludwig VI., der mit der Kirche einträchtig wie Lothar, sein weltliches Gebiet mit ungleich größerer Folgerichtigkeit und Ordnung zusammenhielt. Es waren also noch einmal auf dem europäischen Continente politische Mächte gebildet. Die Kirche in ihrer Oberherrlichkeit anerkannt, konnte doch unmöglich eine große kriegerische Thätigkeit wie 1094 ohne Berathung mit den Staatsgewalten in's Leben rufen. Selbst in nächster Nähe von Rom, welch ganz andern Anblick geordneter und befestigter Kraft gewährte das normannisch-sicilische Reich König Roger II., als 1090 die kaum angesiedelten, unter sich hadernden, wenn auch stets kriegbereiten Schaaren Boemund's und seiner Verwandten.

Wie die Politik, so hatte auch die Cultur, sobald die heftigsten Stürme ruhten, neue Schößlinge hervorgetrieben. Ausschließliche Einseitigkeit hat sich in Europa zu keiner Zeit dauernd behaupten können, vielleicht für Augenblicke, für den Moment des Sieges nach oder in alleserschütternden Kämpfen, niemals in festen Einrichtungen, in den ruhigen, schaffenden Anordnungen eines bleibenden Daseins. Einen solchen Moment des Kampfes und Sieges hatte die Hierarchie um 1094 gehabt, und damals den Kreuzzug geschaffen; kaum aber hatte man das Schwert aus der Hand gelegt, so entwickelten sich mitten aus der Bewunderung und dem Gehorsam heraus eigenartige Kräfte. Welcher Contrast kann schärfer sein, als die inbrünstige Andacht der ersten Jerusalemfahrer, und der kecke Scherz mit dem wenige Jahre später Wilhelm IX. von Aquitanien das Fehlschlagen derselben und seine Mühen und Nöthe besingt? Diese Keckheit aber, die in aller Weltlichkeit zu Hause ist, welche dem Ruhme und der

Schönheit der irdischen Dinge mit heißem Herzen nachgeht, ist in der ganzen Reihe der südfranzösischen Dichter lebendig, welche an jenen Wilhelm, an die Ventadours und Marcabruns sich anschließen. Es ist, als hätte hier in der Landschaft der Languedoc der Auszug der ersten Kreuzfahrer Luft gemacht; wer nun noch in asketischer Strenge den Freuden der Liebe, der Waffen, des Gesanges den Rücken kehren will, wandert gleich in die Ferne des Orients hinaus; in der Heimath hat die Poesie zu einer geistreichen, aber ganz profanen Entwicklung den Raum gefunden. In Nordfrankreich begegnen wir in jener Zeit den ersten Dichtungen der Karlssage; der große Kaiser wird von der Begeisterung der Kreuzfahrer für sich in Beschlag genommen, und als Vorkämpfer der Christenheit in Spanien gefeiert. Hier ist also noch ein geistlicher Grundgedanke, die Verdienstlichkeit des Glaubenskrieges wird in allen Tönen gepriesen; bezeichnend scheint für unsern Gegenstand aber auch, daß die spanischen Kriege Karl's die früher auftauchende und unter den ersten Kreuzfahrern verbreitete Sage von seinem Zuge nach Jerusalem ganz in den Hintergrund drängen. Nicht lange dauert es dann, so bricht die Fluth der bretonischen Romane über Frankreich und halb Europa herein, und die gesammte schöne Literatur erfüllt sich mit deren Abenteuern, mit der inhalt- und planlosen Lust am Stoffe, ohne daß irgend welche Idee daraus hervorschimmerte.

Nun ist es ferner charakteristisch, in welcher Weise die Anschauung des Orients, welche die Kreuzzüge unmittelbar gewährten, zunächst auf Europa wirkte. Die Erscheinung ist im Großen ähnlich dem Eindrucke, welchen die Reisebücher damaliger Romfahrer gewähren. Sie sind aus der nordischen Heimath ausgezogen, schwerlich mit andern Gedanken, als der Andacht

zum heiligen Petrus und der Ehrfurcht vor dem Nachfolger desselben. Sie kommen zurück und kennen nun vor Allem die mirabilia urbis Romae, die alte heidnische Herrlichkeit, welche jetzt auf die erstaunlichste Weise in den Dienst der heiligen Kirche gerathen ist. Ueber die Ansicht von Palästina erhalten wir vollständige Auskunft freilich erst durch den viel spätern Jakob von Vitry, man braucht aber nur den Albertus Aquensis und die orientalischen Geschichten bei Orderich einzusehen, um sich auch für 1130 von dem Wechsel der Auffassungsweise zu überzeugen. Statt der Heiligenmythe erscheint die Sage, neben dieser das Mährchen, neben dem Mirakel die wunderlichsten Weltwunder: was man nicht selbst gesehen hat, läßt man sich erzählen, und wovon die Naturgeschichte der Morgenländer keinen Bericht erstattet, das schreibt man nöthigenfalls aus dem Plinius und Solinus ab. Ein syrischer Bischof, welcher das Abendland zum zweiten Kreuzzuge aufforderte, erzählte dabei vom Priester Johannes, der mit großem Heere den Christen zur Hülfe gewärtig, nicht über den Tigris gelangt sei und drei Jahre umsonst auf das Zufrieren des Flusses gewartet habe. Daß er es erzählt, ist nicht eben auffallend, aber daß ein Mann, wie der Bischof Otto von Freisingen, der Oheim Kaiser Friedrich's I., es weitläufig wiederholt, und ebenfalls nichts Merkwürdigeres dabei findet, als den gewaltigen Eisgang, daß überhaupt erst dreißig Jahre nachher einem Menschen es einfiel, den Priester auf irgend eine Weise für die abendländische Kirche gewinnen zu wollen, das ist bezeichnend für den Geist dieser Jahrzehnte. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie dieser Sinn für Seltsamkeit, diese Reiselust, dieser Trieb in die Länder der Fabel hinein in der deutschen Poesie eine Zeitlang tongebend wurde, wie er ein

Jahrhundert später sich von dem geistlichen Ursprunge ganz ablöste und sich ausschließlich der geographischen und commerciellen Wißbegierde dahingab. Genug, auch auf dieser Seite gab es mächtige Reize, welche den Flug, den man seit 1090 grade zum Himmel empor genommen, unmerklich wieder zur Erde hinablenkten. Erging es doch den Eifrigsten nicht anders, den Lenkern und Leitern der Askese des 11. Jahrhunderts, den Cluniacensern. Ihre Congregation hatten sie geradezu auf der Abtödtung des sinnlichen Menschen auferbaut; dann brachte die Heiligkeit ihnen Reichthum; der Orden schmückte seine Kirchen und Klöster mit Allem, was die Kunst, die eben daran sich herausbildete, ihm zu liefern vermochte; wer hätte es tadeln mögen — im Ganzen war kein Gedanke an sittliche Verschlechterung, im Gegentheil, das behaglichste und würdigste Dasein richtete man sich ein — aber das Feuer war doch erloschen, welches funfzig Jahre zuvor alles Irdische zu verzehren und in reiner Flamme dem Herrn zu opfern bestimmt war.

Um endlich in zwei Worten zusammenzufassen, wie weite Strecken damals für die Kirche, wenn nicht feindliches aber doch unabhängiges Gebiet zu werden drohten, braucht man nur die zwei Namen auszusprechen, Abälard und Irnerius. Die wissenschaftliche Wiederbelebung des römischen Rechtes, die sich an Irnerius anschließt, ist gleich von ihrem ersten Aufdämmern an eine geschichtliche Thatsache ersten Ranges und mannigfaltigster Wirksamkeit. Ganz im Allgemeinen ist es schon wichtig, daß durch sie ein bedeutender Theil der geistigen Kräfte von den kirchlichen Dingen hinweg und auf die Beobachtung und Bearbeitung der menschlichen Zustände, des täglichen Lebens, des privatrechtlichen Verkehrs hinübergelenkt wird. Der Abt Wibald

von Corvey, der erste Geistliche des damaligen Deutschland, klagt, er wisse die Mönche seines Klosters, ungefähr des berühmtesten in den ostrheinischen Landen, nicht mehr von den juristischen Studien fortzutreiben und zu wahrhaft christlicher Beschäftigung zurückzubringen. Nun kam hinzu, daß die Vergangenheit, welche sich in diesen Studien eröffnete, in den wichtigsten Beziehungen zu der damaligen Epoche den gradesten Gegensatz bildete, daß sie Staat und Kirche, öffentliches und Privatrecht genau sonderte, und der Staatsgewalt eine unbedingte Herrschaft über alle übrigen Gebiete beilegte. Es hing freilich nicht unmittelbar mit den Rechtsschulen zusammen, es entsprang aber aus demselben Streben, welchem diese ihre Blüthe verdankten, daß damals die Stadt Rom ihrer geschichtlichen Größe gedachte, sich gegen die päpstliche Herrschaft auflehnte, und den weltbeherrschenden Senat der alten Republik wieder in das Leben zu rufen strebte. Den Päpsten war es eine äußerst lästige Diversion, welcher sie sich erst viele Jahre nachher durch die Hülfe Friedrich's I. ganz entledigten. Zu derselben Zeit erhob dieser aber kaiserliche Ansprüche weit über das bisherige Maß seiner Gewalt hinaus, Ansprüche, welche er unmittelbar auf die Rechte der alten Imperatoren zurückführte. Trafen sie nicht auf der Stelle den Papst, so bedrohten sie doch dessen beste Bundesgenossen, die lombardischen Städte: die Verwirklichung derselben hätte das gesammte System erschüttert, zu welchem ebensowohl die Zersplitterung der politischen, wie die Centralisirung der geistlichen Macht gehörte.

Unmittelbar auf den Mittelpunkt aber der geistlichen Stellung jener Zeit zielte die Entwicklung der scholastischen Philosophie, wie sie, weniger bedeutender Repräsentanten zu geschweigen, von Abälard in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ausging.

Gebildet durch die Gründer zuerst des Nominalismus, dann des Realismus, beide übersehend, mitten in ihrem Gegensatze sich selbst eine geharnischte Stellung gründend, in Lehre und Leben von den Wegen der kirchlichen Philosophen abgewandt, regte er durch ganz Frankreich, vor Allem unter der begabteren Jugend, die umfassendste Bewegung an. Das Verhältniß von Glauben und Wissen, die Erfordernisse der Beseligung, die Begriffe des allgemeinen und besondern Seins unterwarf er einer kühnen, rücksichts- und voraussetzungslosen Durchforschung; er erkannte den Glauben nicht an, der sich nicht auf den Gedanken gründe, in einem jenseitigen Leben möge ein reines Anschauen gelingen, hier auf Erden sei man angewiesen, die Mysterien auf einen Inhalt zu beschränken, der nichts Vernunftwidriges enthalte. Es war in diesem Maße die erste Benutzung logischer Thätigkeit zur erschöpfenden Gestaltung der Metaphysik: merkwürdig genug, wie sein Hauptwerk zu dem Ergebniß kam, die mera essentia sei nichts als die susceptibilitas contrariorum. Was blieb übrig von Papst und Kreuzzügen, wenn diesen Grundsätzen der Raum gelassen wurde, ihre Consequenzen fortzubilden, sie auf die äußerlich vorhandene Kirche anzuwenden, auf Eroberung statt auf Selbsterhaltung auszugehen?

Niemand wird also die weltgeschichtliche Bedeutung des Mannes in Zweifel ziehen, der diesem Strome sich in den Weg stellte, und die öffentliche Meinung zu einer entscheidenden Protestation gegen die neue Philosophie mit sich fortriß. Und nicht allein durch diesen Kampf hat der heilige Bernhard sich den Anspruch erworben, zwischen Gregor VII. und Innocenz III. als einzig ebenbürtiger Beförderer der katholischen Kirche genannt zu werden. Man hat wohl von Luther gesagt, er sei in allen

Dingen maßgebend für die Richtung seiner deutschen Zeitgenossen gewesen; man kann ähnlich von Bernhard behaupten, daß nichts Wesentliches für die Haltung der damaligen Kirche existirt habe, wofür seine Thätigkeit nicht feststellend geworden sei. Die kirchliche Philosophie bildete er fort, bis sie den Angriffen der Scholastik gewachsen war und diese selbst in sich aufnehmen konnte; dem Verfalle der Askese steuerte er, indem er den verweichlichten Cluniacensern die Ordnung von Clairvaux und Citeaux entgegensetzte; für die Einheit der Hierarchie wurde er in großartiger Weise thätig, als gegen Innocenz II. sich der Gegenpapst Anaklet anfangs mit bedeutenden Aussichten erhob. Auf das Wort des hinfälligen und zarten Mannes horchte die Bevölkerung des gesammten Abendlandes; seine Briefe, in denen überall der Zierlichkeit des Styls, der Genauigkeit und nicht selten der Sentimentalität der Bilder eine sichtliche Mühe gewidmet ist, gingen durch die Länder, der Lebensathem eines herrschenden überall unwiderstehlichen Geistes. Er wehrte jede Beförderung, die ihn den Mauern von Clairvaux entrissen hätte, hartnäckig von sich ab; aber auf dem Stuhle zu Rom saß Eugen III., der eine unbedingte Ehrfurcht vor dem Abte beinahe für seine größte Tugend hielt. Wahrlich nicht zu seinem oder der Kirche Schaden. Bernhard hatte einmal die Kirche gegen äußere Angriffe vertheidigt; er hatte ferner — und dies bezeichnet ihn näher — sie in Wahrheit fortgebildet, indem er nicht fanatisch gegen Cultur und Politik, wie Gregor VII. und Lanfrank von Canterbury, einen Vernichtungskampf versuchte, sondern die Gegner auf ihrem eigenen Boden zu schlagen bemüht war, und die fremden Elemente durch Assimilation der Kirche unterwarf. Es ist klar, daß nur auf diesem Wege die Beherrschung der Welt

erreicht werden konnte, wenn auch für den Augenblick die Bewegung langsamer, die Tendenzen verwickelter wurden.

Auf diesen Augenblick kommt es uns nun aber gerade an. Möglich war ein neuer Kreuzzug noch immer auf den alten Grundlagen. Nur darüber kann man sich nicht täuschen, auf so reinen und geraden Linien wie 1096 war nicht zum Ziele zu gelangen. Mit einer Menge verschiedener Elemente mußte man sich auseinandersetzen: einem einfachen fanatischen Glaubensaufruf hätte der vielfach abgezogene Geist dieser Zeit schwerlich gehorcht, in dem Verlaufe des Unternehmens war die Berührung mit festen politischen Größen nicht auszuweichen.

Ich brauche hier nun nicht zu wiederholen, welche Verflechtung äußerer Ereignisse den Krieg unmittelbar hervorrief. Auf der einen Seite im Morgenlande die Einnahme Edessa's durch Emadeddin Zenki und dessen gefürchteten Sohn Nureddin, ein Ereigniß, dessen Kunde in allen Ländern eine schmerzliche Aufregung verursachte: auf der andern Seite die Zerknirschung König Ludwig's VII. von Frankreich, der nach einer Zeit entschiedenen Widerstandes gegen die Kirche endlich durch die Kriegsgräuel, die unter seinen Augen die Stadt Vitry verheerten, zur Reue und Buße geführt wurde. Er veranlaßte die erste Kreuzpredigt auf dem Concile zu Bourges, December 1145, und wirkte dann bei dem Papste die Vollmacht für den heiligen Bernhard aus, Ostern 1146 zu Vezelai in gleichem Sinne die Völker aufzurufen. Dem gehorchte darauf halb Frankreich, eine Masse deutscher Schaaren, zuletzt König Konrad III. selbst, so daß im Frühling 1147 zwei gewaltige Heere in Metz und Regensburg zum Aufbruche bereit standen. Fassen wir die Motive, welche einen so mächtigen Aufschwung bedingten, etwas näher in das Auge.

Zunächst Edessa. Hat dessen Verlust in der That den syrischen Christen völlige und schleunige Vernichtung gedroht? Haben sie wirklich, durch solche Furcht bestimmt, Gesandtschaften in den Occident geschickt, um eine außerordentliche Hülfe aufzubieten? Ueber die Wichtigkeit Edessa's für die bleibende Behauptung Palästina's ist kein Zweifel; die Stadt bildete mit ihren Besitzungen auf beiden Seiten des Euphrat ein breites Vorwerk zur Deckung der christlichen Staaten auf ihrer schwächsten, der nördlichen Grenze. Nichts wäre begreiflicher und richtiger gewesen, als daß ihr Fall die syrischen Christen zu den dringendsten Besorgnissen und Hülfsgesuchen bestimmt hätte. Aber auch hier ist von dem uns Begreiflichen in jenem Jahrhundert nichts zu entdecken. Der letzte Graf von Edessa selbst, Joscelin II. hatte die Stadt seit Jahren verlassen, ihre Befestigung vernachlässigt, ihre Besatzung vermindert. Fürst Raimund von Antiochien, den nach dem Verluste die nächste Gefahr treffen mußte, wies jede Bitte um Beistand mit Schadenfreude zurück. Die Regierung von Jerusalem, anstatt nach dem Falle alle Kräfte zur Deckung der hart geschädigten Nordgrenze aufzubieten, verwickelte sich in nutzlose Streitigkeiten mit Damaskus und Boszra. Endlich der Sieger selbst, durch uns unbekannte Ursachen gehindert, dachte nicht im Mindesten an eine kräftige Benutzung seines Gewinnes. Der Schlag war gefallen, darnach herrschte im Oriente tiefe Ruhe, friedliche Stille, wie sie lange nicht gewesen. Ein syrischer Bischof ging nach Rom, um beim Papste ein Urtheil über Zehntprocesse zwischen König und Kirche auszubringen; er hatte die Absicht, nachher auch in Frankreich und Deutschland Werbungen für den Orient zu versuchen. Wir wissen, daß deren seit den Zeiten Balduin's I. fast ununterbrochen im Gange waren;

daß der Bischof nichts Weiteres und Umfassenderes im Sinne trug, scheint mit Bestimmtheit daraus zu erhellen, daß er bei den wirklichen Verhandlungen über den Kreuzzug selbst, die in ausführlicher Genauigkeit uns vorliegen, an keiner Stelle vorkommt, daß der wichtigste Schriftsteller über den Kreuzzug, Wilhelm von Tyrus, seiner überhaupt gar nicht gedenkt und als Anlaß des Krieges nur die unbestimmten höchst übertriebenen Gerüchte bezeichnet, welche sich im Abendlande nach dem Falle Edessa's verbreitet hätten. Hätte jener Bischof im Auftrage der syrischen Fürsten gehandelt, hätte er an mehr als an die Werbung einzelner Söldner, hätte er an einen neuen Kreuzzug gedacht, wie wäre es möglich, daß einem Autor wie Wilhelm eine förmliche Gesandtschaft von solcher Wichtigkeit entgangen wäre? Der Bischof ist zunächst zu dem Papste gekommen; den Gedanken des Kreuzzuges faßte aber der Papst erst auf die Anregung Ludwig's VII. Daß der Gesandte die Absicht hatte, auch diesen König zu besuchen, wissen wir durch Otto von Freisingen: als Beweggründe, welche den König zur Heerfahrt bestimmten, nennt derselbe Schriftsteller aber ganz andere Dinge. Es bleibt nur eine Notiz der Chronik von Morigny, daß Gesandte von Antiochien und Jerusalem nach Frankreich die Bitte um Hülfe gebracht hätten. Daß sie zum Könige gekommen, daß sie von ihrer Regierung geschickt worden, davon wird nichts gesagt; ich kann sie nur zu den Menschen rechnen, welche Wilhelm von Tyrus bezeichnet: es fanden sich Manche, welche jene Gerüchte weit und breit in allen Ländern und Provinzen verbreiteten. Sie verhalten sich also zu den eigentlichen Veranlassern des Kreuzzuges, wie ein halbes Jahrhundert früher Peter der Einsiedler und seine Genossen zu Papst Urban II. und der an diesen

abgeordneten griechischen Gesandtschaft. Jedenfalls entbehren die Compositionen, zu welchen die modernen Erzähler dieser Ereignisse, Wilken und Michaud, jene Nachricht der Chronik und die Worte Otto's über den syrischen Bischof benutzt haben, aller geschichtlichen Begründung.

Doch wozu solche Reihe von Schlüssen, wo ein höchst positives Zeugniß in ganz entscheidender Bündigkeit redet? Im Anfange des Jahres 1159 hatte Ludwig VII., durch seine morgenländischen Erfahrungen keineswegs abgekühlt, den Plan, in Spanien zur Ehre des Kreuzes die Ungläubigen zu bekämpfen. Auf seine Anfrage lobte Papst Hadrian die fromme Absicht, unterließ aber nicht zu warnen: der König habe sich ja gar nicht über die Meinung der spanischen Christen erkundigt, ob man seiner gerade jetzt bedürfe, ob er gerade in diesem Augenblicke auch nur gelegen komme; Ludwig möge sich erinnern, wie er einst mit König Konrad, ohne das Volk des Landes um Rath zu fragen, die Fahrt nach Jerusalem begonnen, und wie daraus für alle Theile nur Unglück entstanden sei. — An eine Gesandtschaft also der Syrer an die Könige von Deutschland und Frankreich, ist 1145 so wenig zu denken, daß man jene vielmehr durch das Unternehmen vollständig überraschte; es war eine ganz von innen heraus entsprungene Regung abendländischer Andacht, die auf die Kunde von dem Unglücke im heiligen Lande zu den Waffen trieb. Es war noch immer die Gesinnung von 1100 und 1120, die nichts Anderes wußte, als die Feinde Christi mit der Schärfe des Schwertes zu treffen: daß jetzt dort am heiligen Grabe ein bedeutender Staat mit allen denkbaren Interessen der Politik, des Krieges, des irdischen Daseins existire, daß dieser auf die verschiedenste Weise von dem Unternehmen,

je nachdem man es einleitete, berührt werden könnte, daran dachte man nicht im Mindesten, oder schlug es neben jenem Hauptzwecke zu gar nichts an. Schwer hat man es gebüßt; Sieg und Seligkeit, wie sie der erste Kreuzzug gebracht, waren dem zweiten nicht bestimmt: in jenem hatten die mystischen Kräfte ganz freie Bahnen gehabt, in diesem standen unabweisbare weltliche Momente im Wege, die man weder zu umgehen noch zu sprengen verstand.

Was nun den eigentlichen Helden der Kreuzpredigt von 1146 betrifft, den heiligen Bernhard, so ist es oft angeführt worden, daß ursprünglich seine Begeisterung für diesen Krieg nicht eben im vollsten Strome daherrauschte. Früher hatte er Manchem gesagt, es sei besser in der Heimath ein Leben des Glaubens und der Heiligkeit zu führen, als in der Fremde des Orients umherzuschweifen; ein wohlgehaltenes Kloster sei ebensowohl eine Pforte des himmlischen Jerusalem, als die irdische Stadt desselben Namens. Als König Ludwig ihm seine Pläne eröffnete, wies er ihn an den Papst, und mahnte ab, ohne dessen Gutachten ein solches Werk zu beginnen. Erst auf den Befehl dieser höchsten Behörde übernahm er selbst die Mission, die Völker unter die Waffen zu rufen. Niemand wird nun bezweifeln, daß er, einmal die Sache begonnen, mit Kraft sie betrieben habe: wie mächtig seine Rede und der Ruf seiner Wunder gewirkt, zeigt mehr als jede Quellenaussage der unabsehbare Erfolg. Bei alle dem aber, welch ein Gegensatz zwischen der Beredtsamkeit seines Rundschreibens, des einzigen uns erhaltenen Denkmales, und dem Schwunge von 1094, wie er in den verschiedenen Meldungen von der Rede Urban's II. zu Tage liegt. Hier ist eine mächtige Einfachheit, die mit formloser Begeisterung

auf die Sache unaufhaltsam losstürmt; dort fehlt es nicht an Eifer und Gründen, aber Niemand wird neben dem Glaubensprediger den in seiner Weise vollendeten Schriftsteller verkennen. Es bewegt sich, sagt er, und zittert die Erde, weil der Herr seine Erde verloren hat, seine Erde sage ich, wo seine Füße gestanden, seine Erde, die er mit Wundern gesegnet, mit dem eigenen Blute geweiht hat, wo die ersten Blüthen der Auferstehung erschienen sind — dort brechen jetzt durch unsere Sünden die Feinde des Kreuzes ein. So geht es weiter durch das ganze sehr umfangreiche Schreiben. Er wirft sich die Frage auf, warum Gott nicht gleich die Legionen seiner Engel zum Kampfe schicke, und antwortet: Gott, sage ich, versucht Euch und hat Erbarmen mit Euch, seht da, mit welcher Kunst er Eure Erlösung bereitet und staunt und schaut die Tiefe seiner Gnade: denn was ist es als eine ausgesuchte und nur von Gott zu erfindende Gelegenheit zur Seligkeit, daß er Mörder und Räuber, Ehebrecher und Meineidige wie die Gerechten zu seinem Dienste beruft? — Er dachte schwerlich, als er diese ausgesuchten und nur von ihm zu erfindenden Wendungen niederschrieb, zu wie traurigen Folgen er hier die Masse der Sünder für den Krieg der Heiligen aufbot, welch ein Gesindel sich zu dieser Gnadenpforte eindrängen, und welchen Gebrauch es von Gottes Erbarmen in Bulgarien und Constantinopel machen würde. Vielmehr muß die Form dieser in zahlreichen Abschriften verbreiteten Epistel ihn selbst nicht wenig befriedigt haben; denn in einem Privatschreiben an Kaiser Manuel, worin er einen französischen Adligen empfiehlt, wiederholt er die meisten jener Sätze, und führt den Schluß noch weiter aus: das Grab, wo die jungfräuliche Blüthe der Maria mit Leintüchern und Wohlgerüchen niedergelegt, aus welchem die

erste und größte Blüthe auf unserer Erde wieder erstanden ist. — Es ist die Manier, die er in allen seinen schriftstellerischen Leistungen nicht verleugnet hat; eine ganz sentimentale Gesinnung trifft hier zusammen mit großer stylistischer Gewandtheit; daraus folgt eine Ueberschwenglichkeit der Formen, ein Ueberfluß der Bilder, eine zuweilen witzelnde Masse der Antithesen, welche seinen Zeitgenossen freilich angemessen war, aber überall das Gegentheil von unbefangenem Hingeben an den Stoff bezeichnet. Welch ein Herzeleid war es ihm, als ein junger Verwandter, den er sorglich gepflegt, von ihm zu den Cluniacensern abfiel, und welche Blüthen der Redekunst trieb dieser Schmerz hervor. „Stehe auf, gürte dich, rüste die Kräfte, ende die Trägheit, rühre die Arme, löse die Hände. Sei es meine Schuld, wie du sagst und ich nicht leugne, oder deine, wie Viele glauben, obgleich ich nicht klage, oder meine und deine, wie ich eher glaube, jetzt, wenn du nicht zurückkehrst, wirst du allein nicht schuldlos sein." Oder, wenn er nicht Lust hat, um irgend eines päpstlichen Auftrags willen, seine klösterliche Beschaulichkeit zu verlassen, wie rund und präcis entgegnet er: „leichte Geschäfte kannst du ohne mich, schwere nicht durch mich beenden; wäre ich ein bedeutender Mensch, hätte Gott wohl mein Licht nicht unter den Scheffel eines Klosters gestellt." In einer seiner größten Lebensfragen, in dem Streite mit Abälard, mit welcher behaglichen Sorgfalt putzt er die heftigsten Streitschriften heraus. Moses befiehlt, sagt er einmal, wenn eine Streitfrage entsteht, so tragt sie dem Hur und Aaron vor. Ich meine den Moses, der im Wasser kommt, nicht bloß im Wasser, sondern auch im Blut. Ich meine den Eifer und das Ansehen der römischen Kirche, das ist unser Hur und Aaron, dahin bringen wir unsere, nicht Fragen, sondern

Schaden des Glaubens. Er beschreibt dann den Uebermuth und die wissenschaftliche Methode des Abälard: daher kommt es, fährt er fort, daß das Osterlamm entweder gegen Gottes Vorschrift in Wasser gekocht oder roh zerrissen und gebissen wird. Ich dachte nicht, sagt er in Bezug auf das eben geendigte Schisma, daß aus den ausgebrochenen Dornen neue herausbrechen würden, daß wir dem Löwen entronnen, dem Drachen zur Beute würden. Unsere Thränen fließen, denn es sprießen mächtig die Sünden hervor. Er beschreibt dann den Goliath, den Kämpfer von Jugend auf, die gallische Biene, welche den Herrn und seinen Christ umschwirrt, die ihren Bogen spannt und ihren Pfeil in Bereitschaft hält. In ähnlicher Weise redet er im reichsten Style über Arnold von Brescia, den Menschen, den Brescia ausspie, Rom verabscheute, Frankreich zurückstieß, Italien nicht behalten wollte, der nicht bloß ein schlauer Fuchs im Weinberge, sondern ein großer Wolf in der Hürde Christi, der zwar im Leben mäßig und auf Fasten bedacht sei, der aber mit dem Teufel speise und nach dem Blute der Seelen durste. Er empfiehlt einen Unterdrückten dem Könige Roger: gieb Gott deine Ehre, daß du sie nicht verlierest, oder dich von ihr verlierst; höre den Ueberbringer dieses Briefes an, den nicht die Begierde zu dir führt, sondern die Noth, die Noth vieler Diener des Herrn, die ihn gesandt haben.

Doch ich kürze eine Abschweifung ab, deren Inhalt ohne irgend eine Mühe ein bloßes Blättern in seinen Schriften ergeben und vervollständigen kann. So häufig bei seinen Zeitgenossen Anklänge dieser Manier erscheinen, so wird man ihn doch auch hierin seiner ganzen Stellung nach mehr schöpferisch für den Zeitgeist, als bedingt durch denselben nennen, um so mehr, als

in Autoren wie Abälard, Wibald und Otto von Freisingen ganz andere Richtungen zu Tage treten. Kein Stoff vermag ihm neben der Begeisterung die Besonnenheit ganz zu verdrängen. Wie weit ist er von dem stürmenden Drange von 1094 entfernt, wenn er seine Kreuzfahrer zu kriegerischem Gehorsam und soldatischer Ordnung ermahnt, wenn er erinnert, in dem ersten Kreuzzuge sei, wenn er nicht irre, ein gewisser Peter aufgetreten, und habe das Volk vernichtet, welches ihm leichtsinnig folgte, wenn er tadelt, ganz wie der Abt von Clugny, daß man die Juden vor ihrer Bekehrung tödte, statt sie zum Besten des Kreuzzuges zu besteuern. Endlich wie charakteristisch ist folgende Aeußerung seines Begleiters bei den Kreuzpredigten, des Mönches Philipp: in Chalons kommt Bernhard mit König Ludwig zusammen, dort sind viele französische und deutsche Fürsten, so wie Gesandte König Konrad's und Herzog Welf's anwesend, um gemeinsam den Krieg zn berathen; durch diese Gespräche wird Bernhard zwei Tage abgehalten, zum Volke hinauszugehen, zu seinem Schmerze, aber das Gemeinwohl ging allerdings vor. Er war eben thätig, als gewissenhafter Beamter der Kirche, mit allen Kräften, aber nicht mit eigenem Feuer; er hat, sagt Gaufrid, trotz königlicher Aufforderung, trotz päpstlicher Bitten das Werk nicht eher übernommen, bis ein amtlicher, öffentlicher Brief des Papstes ihn zum Organe der römischen Kirche in dieser Sache ernannt hat.

In diesem einen äußerlichen Umstande, in dieser officiellen Wichtigkeit des Papstes ist also auch die Weise des ersten Kreuzzuges unverändert; der Papst ist der eigentliche Vorsteher und Feldherr des Krieges. Michaud hat dies in Bezug auf 1094 in etwas übersehen; er sagt, damals sei überhaupt gar keine

Organisation vorhanden gewesen, nur die Einstimmigkeit der Begeisterung habe jene Massen zusammengehalten und geleitet. Das Letzte ist richtig, wenn man die innern treibenden Impulse angeben will, das Erste ist ungenügend, denn der päpstliche Legat Adhemar wird so ausdrücklich wie möglich als der Anführer des Heeres bezeichnet. Es war kein König dabei, heißt es wohl in den Quellen, Christus selbst war Feldherr: der Papst indeß, welcher auch sonst als der Vertreter des Heilandes galt, war nicht minder an dieser Stelle sein Organ. Das Heer war im eigentlichen Sinne eine römisch-päpstliche Bewaffnung, führte päpstliche Fahnen und wurde dem Kaiser Alexius nur durch päpstliche Schreiben empfohlen. Im Jahre 1146 wurde das Verhältniß der Form nach nicht geändert. Ludwig nahm das Kreuz erst auf päpstliche Erlaubniß; erst durch den Papst wurde das Heer der französischen Kreuzfahrer, die doch schon vor der Wallfahrt dem Könige verpflichtet waren, angewiesen demselben zu gehorchen; der Papst erließ ein tadelndes Schreiben an Konrad III., daß er das Kreuz ohne Anfrage in Rom aus Bernhard's Händen genommen, obgleich sonst Bernhard ja nur als römischer Bevollmächtigter handelte. So wenig zweifelhaft schien dieser Anspruch, daß Konrad nichts antwortete als daß der heilige Geist wehe, wo er wolle, und keinen Raum lasse um den Papst oder sonst jemand zu Rathe zu ziehen. Dennoch hatten die Dinge in ihrem innersten Bestande sich auch nach dieser Seite wesentlich geändert. Es war keine Rede davon, daß ein päpstlicher Legat den Zug selbst mitgemacht, daß die Curie sich in die einzelnen Anordnungen eingemischt hätte; nachdem sie den Königen die allgemeine Vollmacht gegeben, ging die Ausführung auf die weltliche Macht ausschließlich über. Eine Kreuzzugs-

steuer, so weit sie auf die Geistlichen fiel, bewilligte der Papst, der König aber bestimmte ihren Belauf und Umschlag. Alle Reklamationen, die in bedeutender Zahl uns vorliegen, grob, weinerlich oder schwulstig wie sie auftreten, gehen nur an die Reichsbehörden. Wie bei dem dritten Kreuzzuge die Vertheilung der Rollen noch entschiedener zu Gunsten der Staatsgewalten geschah, haben du Theil und Michaud sehr gut erörtert; die Kreuzfahrt ist hier vollständig dem Organismus des Feudalstaates anheimgefallen.

Das Wichtigste aber, sowohl zur Charakteristik als für den Ausgang des Kreuzzuges von 1146 ergab sich aus der damaligen Beschaffenheit des europäischen Staatensystemes, aus den politischen Beziehungen zwischen seinen vorwiegenden Mächten. Es stand in dieser Hinsicht anders als früher und später, anders bei dem zweiten, als bei dem ersten und dritten Kreuzzug. Im Jahre 1094 waren die Mächte entweder, wie Deutschland, Frankreich und die italienischen Normannen paralysirt, oder sie standen dem Unternehmen, wie England, Spanien und der Norden völlig fern; der Papst hatte höchstens mit dem griechischen Reiche über die Freiheit des Durchzuges zu unterhandeln. Umgekehrt herrschte 1190 ein großartiges Einverständniß in ganz Europa in Bezug auf den Kreuzzug; die Mächte, durchgängig durch kräftige Herrscher vertreten, klar darüber, daß man den Zweck nicht ohne seine Mittel erreichen könne, ordneten ihre specielle Politik den allgemeinen Ansprüchen der Christenheit und den vom Papste angeregten Tendenzen der Kreuzfahrt unter. Das einzige griechische Reich stand mit Saladin in offenem Bündnisse; man war ihm indeß gewachsen und zum größten Theile berührten die fränkischen Bestrebungen seine Kreise gar nicht. Bei dem

ersten Kriege also hatten Hierarchie und Askese das Feld allein, bei dem dritten war die Politik, wenigstens im Beginn des Unternehmens, mit ihnen verbündet. Wie aber stand dies Verhältniß bei dem Gegenstande unserer Betrachtung, bei der zweiten großen Schilderhebung des Abendlandes?

Wir müssen ausgehen von dem entferntest liegenden, dafür aber bei einem asiatischen Kriege zunächst in Betracht kommenden Reiche, dem byzantinischen. Das Haus der Comnenen hatte hier kurz vor dem ersten Kreuzzuge eine nothdürftige Ordnung gestiftet und mit eben aufkeimenden Kräften den Heeren Boemund's und Gottfried's gegenüber eine leidliche Neutralität eingenommen. Dann aber hatten die Normannen, schon von Apulien her gefährliche Feinde der Griechen, jetzt auch in Asien diesen Hader erneuert, und von Antiochien her die Byzantiner in Cilicien befehdet, so daß seit 1137 die kaiserliche Regierung immer schärfere Streiche auf die lästigen Eindringlinge führte. Kaiser Johann I. stellte seinen Einfluß in Kleinasien mit Kraft und Umsicht fest, nöthigte Antiochien seine Lehnshoheit anzuerkennen, schritt dann aber, so lange er lebte, nicht über die Stellung eines mißtrauischen Beobachters hinaus. Sein Sohn Manuel, eben so kriegerisch wie sein Vater, unter einem äußern Anfluge abendländischer Ritterlichkeit eine rast- und rücksichtslose Politik versteckend, erweiterte diese Erfolge, führte mehr als einen glücklichen Krieg mit Sultan Masud von Iconium, und schloß gerade 1146 mit ihm einen sechsjährigen Frieden, in demselben Augenblicke, in welchem die unpolitische Religiosität der Franzosen sich in die Bewegung des Kreuzzuges hineinwarf. Dies Zusammentreffen, unglücklich genug, war aber bei Weitem noch nicht das zumeist entscheidende.

Manuel, in der Herrschaft über einen Staat, der durch

strenge Finanz- und künstliche Heerverwaltung eben neu gekräftigt, die Grenzländer Asien's und Europa's umfaßte, fühlte sich als den Vertreter ebensowohl einer europäischen als einer orientalischen Macht. Er hatte sich gegen Ungarn und Rußland durch vielfache Kämpfe in eine geachtete Stellung gesetzt; noch bei Lebzeiten seines Vaters war er mit der Schwägerin König Konrad's von Deutschland vermählt und damit das Bündniß der beiden Kaiserhöfe frisch belebt worden, wie es seit den Tagen Heinrich's IV., seit dem gemeinsamen Streite gegen Papst Gregor VII. und dem Normannenherzog Robert Guiscard in der Natur der Verhältnisse lag. Ein dauernder Gesandtschaftsverkehr fand zwischen beiden Reichen statt; in Speier selbst, als Konrad das Kreuz nahm, war ein griechischer Botschafter in seiner Umgebung. Zwei Punkte beschäftigten damals die gemeinschaftliche Aufmerksamkeit der beiden Regierungen. Einmal ein Thronstreit in Ungarn, dessen vertriebener Erbe, Boris, der Sohn König Kalmani's, von beiden Regenten die Zusicherung thätiger Hülfe erhielt, worauf der Krieg auf der deutschen Seite sogleich begann, Herzog Heinrich von Oesterreich und Baiern aber eine schlimme Niederlage erlitt. Dann die Widersetzlichkeit des Normannenkönigs Roger von Apulien und Sicilien, der so eben mit dem Papste ausgesöhnt, eine gegen Deutschland und Byzanz gleich feindselige Stellung behauptete; gegen ihn hatte Konrad schon mit Manuel's Vater Johann ein Bündniß geschlossen; er vergalt es durch enge Freundschaft mit Herzog Welf, dem eifrigsten deutschen Gegner der königlichen Bestrebungen, der seinerseits sogleich auch mit der feindlichen Regierung Ungarns abschloß und so dem Bunde der beiden Kaiserhöfe eine unscheinbarere aber darum nicht weniger gefährliche Allianz entgegensetzte.

An sich hätte bei einer solchen Lage des Reiches jede weitaussehende neue Unternehmung bedenklich scheinen müssen. Hier kam nun hinzu, daß wie Konrad mit Manuel, so Ludwig VII. mit Roger seit Jahren auf befreundetem Fuße stand; die Normannen in Italien hatten die französische Heimath nicht vergessen; kaum benachrichtigt von Ludwig's Pilgerfahrt, sandte Roger Botschafter, welche jenen aufforderten, seinen Weg über Apulien zu nehmen, Roger wolle sich selbst oder seinen Sohn dem Zuge anschließen. Indessen hatte Ludwig auch in Deutschland, Ungarn und Byzanz um Durchzug und Verpflegung nachgesucht, aller Orten günstige Auskunft erhalten, und demnach im Herbste 1146 festgestellt, ein Reichstag solle im nächsten Februar zusammentreten und über die Wahl des Weges entscheiden. Nun schloß sich, höchst unvermuthet, König Konrad selbst dem Unternehmen an, mit ihm das Haupt seiner Gegner, Herzog Welf, und die Versammlung zu Etampes beschloß den Zug durch Ungarn, Bulgarien und Romanien. Auch hier waren normannische Gesandte gegenwärtig; als die Entscheidung gefallen war, brachen sie zornig und klagend auf: man werde die Tücke der Griechen kennen lernen, ihr König wisse, wie er mit diesen stehe.

Hier schon war es klar, daß die Einlassung auf den Kreuzzug zwar einen innern Krieg zwischen Konrad und Welf abwende, daß sie aber die Herstellung der deutschen Waffenehre gegen Ungarn und die Leistung der dem Boris zugesicherten Hülfe unmöglich mache. Im Gegentheile, da für das deutsche Kreuzheer der Weg nach Syrien gerade durch Ungarn ging, so war ein schleuniges Abkommen mit der dort bestehenden Regierung unumgänglich. Ebensowenig konnte bei der neuen Ver-

bindung mit Ludwig VII. und Welf an eine Bekämpfung Roger's gedacht worden, auch wenn Deutschland etwa die Kraft für zwei Kriege zugleich besessen hätte. Die Erfüllung der griechischen Tractate wurde also auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, und Kaiser Manuel hatte um so mehr Grund zum Unwillen, als der Anlaß des Aufschubes in einem Unternehmen lag, welches Roger's Bundesgenossen angeregt, Roger mit seinem Rathe unterstützt, ja um ein Geringes unmittelbar gegen Constantinopel gelenkt hätte. Denn wer möchte in Abrede stellen, daß wenn der Reichstag von Etampes die Straße von Apulien gewählt hätte, das Kreuzheer von Roger sogleich in seinen griechischen Krieg verwickelt worden wäre?

Bleiben wir einen Augenblick bei dieser Möglichkeit stehen. Deutschland, durch Ungarn dann vom Kriegsschauplatze getrennt, durch die Bekreuzung des Königs von einem Angriffe auf Frankreich oder Apulien gehindert, hätte seinen Bundesgenossen wohl im Stiche lassen müssen; schwerlich wird man an der Eroberung Constantinopel's in diesem Falle zweifeln können. Vielleicht hätte sich damals, als die christlichen Reiche in Syrien noch bestanden, eine Latinisirung des Morgenlandes mit besserm Erfolge als 1203 versuchen lassen; jedenfalls wäre es eine ganze Maßregel gewesen, ein Krieg der Entschlossenheit, des Systems, der Consequenz. Nun aber war dies Alles unmöglich; hatte König Konrad dem Kreuzzuge zu Liebe seinen Angriff auf Roger unterlassen, so bequemte sich der Kreuzzug dafür, nach Konrad's Stellung mit Kaiser Manuel ein friedliches Uebereinkommen zu versuchen. Nicht bloß der Papst, wie im ersten Kreuzzuge, sondern auch die beiden Könige beschickten den Kaiser; dieser versprach freien Durchzug, Verkehr und Verpflegung, wenn sie die-

selben Bedingungen eingehen wollten, welche die ersten Kreuzfahrer dem Kaiser Alexius bewilligt hatten. Seine Gesandten trafen den König Ludwig in Regensburg, man einigte sich vorläufig auf gutes Einverständniß, verschob aber die Entscheidung über die wesentlichen Punkte auf die persönliche Zusammenkunft der beiden Souveräne. So viel man aus den Quellen ersehen kann, war es nicht bewußte und hinterhaltige Feindseligkeit, aus der man eine bindende Verpflichtung zu übernehmen weigerte: wie dem aber auch sei, Manuel war wenigstens den Franzosen gegenüber auf keine Weise gesichert. Ebenso hatte Konrad, so viel wir wissen, nur freundschaftliches Verhalten, nicht aber Herausgabe der etwaigen Eroberungen an die Byzantiner versprochen, indeß mochte Manuel bei ihm weniger dringend als bei Ludwig auf ausdrückliche Garantien bedacht sein. Auf alle Fälle vereinte er seine Truppen in den auf dem Wege des Kreuzheeres liegenden Gegenden, eine Maßregel, die ihm Wilken als ersten Beweis seiner Feindseligkeit anrechnet, deren Unterlassung aber, wie gar nicht ausgeführt zu werden braucht, nur bei grenzenlosem Leichtsinne möglich gewesen wäre.

Wie gesagt, ich zweifle gar nicht an der aufrichtigen Friedlichkeit der beiden Pilgerkönige gegen das griechische Reich. In diesem Augenblicke aber trat unvermuthet das Schlimmste dazwischen. König Roger von Sicilien, der noch so eben nach Jerusalem mitzuziehen versprochen, der fortdauernd mit Frankreich ein enges Einverständniß zur Schau trug, benutzte die Vereinigung der griechischen Streitkräfte im Innern des Landes, und fiel mit seiner Flotte über die schwach besetzten Seeplätze des Peloponneses her, welche dann ohne großen Widerstand seinen Waffen erlagen. Hiermit war — Niemand kann es

verkennen — die Lage der Dinge auf das Wesentlichste verändert: bei der griechischen Regierung war von nun an eine tief argwöhnische Vorsicht gegen die Kreuzfahrer nicht bloß entschuldbar, sondern eine Nothwendigkeit. Wenn irgend ein Mensch das Mißlingen des Kreuzzuges verschuldet hat, so ist es Roger von Sicilien, so ist es weiter der Papst oder der König von Frankreich, vorausgesetzt, daß sie im Stande gewesen wären, jenen einseitigen Angriff zu hindern.

Dies Letzte wird wohl für immer unentscheidbar bleiben, die bloße Thatsache aber, wie sie uns vorliegt, führt auf die allgemeinen Bemerkungen, mit welchen wir begannen, zurück. Fünfzig Jahre früher oder später wäre jener Krieg Roger's an sich eine Unmöglichkeit gewesen. Entweder hätte die ascetische Begeisterung für das Morgenland sich mit vereinter Kraft zuerst auf Byzanz geworfen, wie es Gregor's VII. Plan gewesen, oder sie hätte, vertreten durch den Papst und die öffentliche Meinung, dem Könige das Schwert in demselben Augenblicke zu Boden geschlagen, in welchem er es erhob. Jetzt aber gab es keine Volksstimme für den heiligen Krieg, welche durch Kraft und Einheit sich für eine Gottesstimme hätte ausgeben können; neben den geistlichen Antrieben von allgemeinem Gehalte behaupteten politische, weltliche, beschränkte Interessen ihre Bedeutung. Der Boden, aus welchem der Kreuzzug erwuchs, gehörte ihm nur halb, zur andern Hälfte einem wesentlich verschiedenen Geiste an.

Unter solchen Vorzeichen bewegten sich die Massen des deutschen Heeres langsam auf Constantinopel. In Ungarn, in Bulgarien, bei dem Zuge über den Balkan war die Ordnung erträglich, dann aber in den fruchtbaren Ebenen von Nissa und

Philippopel begannen die wildesten Excesse. Zweierlei macht den Umfang derselben bei fortdauerndem Einverständnisse zwischen Konrad und Manuel begreiflich: die Zusammensetzung des deutschen Heeres, in welchem eine unendliche Menge nutzlosen Gesindels sich befand, und die Schwäche des Königs, der hier die Truppen, so wie später in Kleinasien die Fürsten nicht im Mindesten zu bändigen vermochte. Ueber Beides sind die Aussagen der griechischen und französischen Quellen einstimmig. Manuel umgab den Heereszug mit seinen leichten Soldtruppen, welche jede Ausschweifung bestraften, alle Umherschweifenden niedermachten. Man kam weiter und weiter, zuletzt bis zu förmlichen Schlachten; Rangstreitigkeiten gesellten sich hinzu; endlich drohte Konrad, er werde im Lande bleiben und im Frühling Constantinopel belagern. Die Antwort war eine neue Niederlage einer deutschen Abtheilung, und gleich darauf, als der König nach Asien übergesetzt war, wieder das Anerbieten eines neuen Schutz- und Trutzbündnisses. Es hätte nur gegen Roger sich richten können; Konrad, der jetzt zum heiligen Grabe weiter mußte und wollte, lehnte es ab. Der ganze Zustand konnte ihm nicht anders als widerwärtig sein; die Interessen seines Reiches forderten jenes Bündniß durchaus; statt dessen sah er sich durch den ersten falschen Schritt, durch die Kreuznahme, in eine ganz entgegengesetzte Bahn geworfen, und mußte endlich zufrieden sein, wenn er nur einen völligen Bruch mit Manuel vermied.

Dieser ließ für das Erste, durch die Ankunft des französischen Heeres beschäftigt, das Verhältniß zu Konrad auf sich beruhen. Das Schicksal des deutschen Heeres ist nun bekannt, wie es durch eine unvorsichtige Theilung geschwächt, durch nachlässige Marschordnung seiner Verpflegung beraubt, zu neun

Zehnteln von den Türken in wenigen Wochen aufgerieben wurde. Das Manuel an diesen Unglücksfällen keine Schuld trug, darüber beziehe ich mich gegen Wilken's Anklage auf Hammer's und Funke's besonnene Darlegung, welche keinem Zweifel über diesen Punkt mehr Raum lassen. Selbst der scheinbarste Grund, mit welchem etwa Wilken seine Beschuldigung verstärken könnte: Manuel's Benehmen gegen Ludwig VII. zeige einen jeder Treulosigkeit gewachsenen Charakter — selbst dies kann nichts in Bezug auf die Deutschen erweisen, weil eben das allgemeine Verhältniß Manuel's zu den beiden Nationen völlig verschieden war.

Der Schwerpunkt der griechischen Politik lag ein- für allemal in dem Kriege gegen König Roger. Gegen ihn allein konnte man ausdauern; ebenso hätte man allein mit Ludwig von Frankreich nichts zu fürchten gehabt. Alles aber stand auf dem Spiele, wenn beide sich gegen Byzanz vereinigten, und die nahe Möglichkeit eines solchen Bundes lag offen zu Tage. Eine starke und keineswegs geheime Partei vertrat ihn im Kriegsrathe Ludwig's, erinnerte an die eignen Verhältnisse zu Roger, an die steten Händel zwischen Griechen und Normannen, und forderte mehrmals den König auf, zum Besten auch des heiligen Grabes sich mit Roger's Seemacht zur Bestürmung Constantinopels zu verbinden. Die Stimmung der größern Volksmasse bewegte sich ganz in derselben Richtung, nur Ludwig's Sehnsucht nach Palästina und der Mangel päpstlicher Vollmacht verhinderten einen Ausbruch. Während also die Deutschen, zuchtlos und unbändig im Einzelnen, fast ununterbrochen mit den Griechen im Hader lagen, fürchtete Manuel doch keine wesentliche Schädigung von ihnen, weil er über Konrad's Verhalten zu Roger an sich hin-

längliche Sicherheit hatte. Ganz umgekehrt hielt Ludwig möglichst strenge Disciplin, ließ seine Barone dem Kaiser den Lehnseid für die asiatischen Erwerbungen leisten und wechselte mit Manuel festes Versprechen auf Frieden und Freundschaft; trotzdem war Manuel nicht beruhigt, weil er in Bezug auf Roger nicht die gewünschten Zusicherungen erhalten hatte. Er forderte diese hier um so unumwundener, je verdächtiger ihm die französisch-normannische Freundschaft war; die Ablehnung einer Allianz gegen Roger war ihm hier keineswegs so gleichgiltig wie bei Konrad. Es war weder ehrlich noch großherzig, unter diesen Umständen den Lehns- und Friedensvertrag zu schließen; es war eine Spiegelfechterei mit Eid und Gelübde, welche in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Auch erhellt kein rechter Grund für ihre Nothwendigkeit, denn das französische Heer hatte damals Europa schon verlassen, und die dringendste Gefahr für Constantinopel war beseitigt: im Wesentlichen war die Lage der Dinge beim Abschlusse des Vertrages dieselbe wie bei dem endlichen Ausbruche der Feindseligkeiten. Daß dieser aber trotz der Verträge erfolgte, daß Manuel noch an demselben Tage mit den Türken die Verbindung eröffnete, ihnen alle Schritte der Franzosen anzeigte, seine Streitkräfte mit den Schaaren von Iconium vereinigte, von dem Allen ist der einzige Grund nicht eine längst vorbereitete Feindseligkeit der Griechen gegen die Kreuzfahrer, sondern die Weigerung Ludwig's, sich bestimmt über und gegen Roger zu erklären.

Zu dieser Weigerung mag nun der König die besten und zwingendsten Gründe gehabt haben; ich behaupte auch nichts weiter, als die trostlose Lage des Kreuzzuges von seinen ersten Augenblicken an, in nothwendiger Folge aus den bloß andächtigen

und nicht auch politischen Vorbereitungen desselben. Die Widersprüche entwickelten sich von Tage zu Tage schneidender. Konrad, der mit dem Reste seines Heeres sich zuerst an die Franzosen angeschlossen hatte, wurde der Gesellschaft bald müde, und ging, nicht etwa nach Syrien voraus, sondern auf Manuel's Aufforderung nach Constantinopel zurück. Und hier kam dann, während Griechen und Türken dem französischen Heere in Kleinasien bedeutenden Abbruch thaten, jenes Bündniß gegen Roger zu Stande: sobald der Kreuzzug beendigt sei, wolle man gemeinschaftlich mit den Venetianern die apulischen Normannen angreifen. So, als griechischer Bundesgenosse langte Konrad im Frühling 1148 in Palästina an, um hier neben Ludwig VII., dem Freunde der sicilianischen Regierung, der so eben von Manuel die ärgsten Angriffe erlitten, den Krieg gegen die Seldschucken zu beginnen. Wie innig unter solchen Umständen das Verhältniß beider Könige sein konnte, bedarf keiner weitern Ausführung.

Es ist nun um so weniger meine Absicht, den einzelnen Verlauf der Kriegsereignisse zu erörtern, als ich für diese zu Wilken's Darstellung wenig hinzuzusetzen hätte. Nur in kurzen Umrissen rufe ich die wesentlichen Seiten des syrischen Zustandes in das Gedächtniß. Der große Impuls der religiösen Eroberung, welcher das Jahr 1094 gegeben, kam mit dem Tode Balduin's II. völlig in's Stocken. Die Zeiten König Fulko's und Balduin's III. charakterisiren sich im Gegensatze zu den frühern immer kriegerischen Königen durch eine friedliche, bewahrende, organisirende Gesinnung. Die städtische Verfassung und das Rechtssystem des Lehnwesens wird ausgebildet; ruhiges Genießen des einmal Gewonnenen mit möglichst geringem Aufwande für die Vertheidigung zeigt sich als herrschende Stimmung; der religiöse

Drang, statt alle Adern des Zustandes zu erfüllen, ergeht sich in eigenen abgesonderten Kreisen. In der Wüste leben zahlreiche Einsiedler nach dem Muster Johannes des Täufers, die Hierarchie bewegt sich in den Händeln zwischen den Patriarchen von Jerusalem und Antiochien, in der Auflehnung Radulf's von Antiochien gegen die römische Oberhoheit. Was die politische innere Thätigkeit betrifft, so ist es eigen, welche Wichtigkeit auf einmal die Frauen, ihre Reize, ihre Launen und Intriguen in diesem Reiche der Askese erhalten haben. Raimund von Poitou gewinnt Antiochien, indem er sich mit den beiden berechtigten Erbinnen, mit Mutter und Tochter gleichzeitig verlobt und erst vor dem Altare die Mutter enttäuscht. Jerusalem kommt in die äußerste Gefahr durch Hugo von Joppe, welchen der König zum Aufruhre zwingt, nachdem er ihn für den Geliebten der Königin gehalten. Der jüngere Joscelin verliert Edessa, weil er, sonst tapfer genug, ein glänzendes und schwelgerisches Leben mit seinen Concubinen diesseit des Euphrat vorzieht. Als die Kreuzfahrer 1147 das gelobte Land erreichen, ist längst keine Rede mehr von einem systematischen Kriege gegen die eigentlich gefährlichen Gegner. In Jerusalem ist man eifrig bedacht, die Grenze gegen Askalon durch eine Reihe von Castellen zu decken, denn von dorther kommen freilich keine mächtigen Angriffe, aber doch häufig genug störende Plünderungszüge. Indeß hatte Zenki die Macht von Mosul, von Mesopotamien und Aleppo in seiner Hand vereinigt, und dann auf zwei Söhne vererbt, die mit einander in festem Verständnisse, den Fanatismus der gesammten muselmännischen Bevölkerung gegen die Christen aufzuregen verstanden. Nach dem Falle Edessa's hielten sie Antiochien und Tripolis ununterbrochen in Athem; Jerusalem war ihnen noch unzugänglich, weil Damaskus, die einzige selbst-

ständige türkische Herrschaft, zwischen ihnen und den Gegnern lag, und in ihren Vernichtungskrieg einzugehen, eben um der eigenen Selbstständigkeit willen, wenig Lust bezeigte. Nichts wäre wichtiger für die Christen gewesen, als entweder mit dieser Stadt auf das Engste sich zu verbünden, wozu sich nicht selten ein günstiger Anlaß ergab, oder sie um jeden Preis in ihren eigenen Besitz zu bringen. Die Regentin aber, Königin Melisende, erkannte diese Lage der Dinge so wenig, daß sie unmittelbar vor dem Kreuzzuge einen Krieg gegen Damaskus erhob, nicht auf Einnahme der Hauptstadt, sondern auf Besetzung eines südlicher gelegenen Bezirkes gerichtet. Unglücklich wäre es gewesen, wenn es gelungen wäre.

Daß bei solchen Gesinnungen der Kreuzzug den syrischen Christen nicht eben erwünscht kam, ist nur das ganz Natürliche. Viel lieber hätte man das Eintreffen kleiner Verstärkungen gesehen, mit denen man kleinen Anfällen der Türken ohne Aenderung des Systemes hätte begegnen können. Das Uebelste war, daß ihrer Unthätigkeit bei den beiden abendländischen Königen auch nur wieder die Begeisterung der Andacht und keine vernünftige Auffassung irdischer Verhältnisse entgegentrat. Wollte Ludwig bleibenden Nutzen stiften, so mußte er die Jerusalemiten zu einem mächtigen Angriffe auf Nureddin von Mosul und Aleppo fortreißen, und schon in Antiochien empfing er durch den Fürsten Raimund die dringende Aufforderung zu einem solchen Kriege. Gelang dieser, so fiel Edessa auf der einen, Damaskus auf der andern Seite ganz von selbst in christliche Hände. Aber Ludwig wollte nichts hören und nichts thun, bis er das heilige Grab gesehen habe. Raimund rächte sich durch einen Liebeshandel mit der Königin von Frankreich, der in dem heftigsten

Bruche zwischen beiden Fürsten endigte. Einseitige Religiosität, fröhliche Genußsucht, Mangel an geistiger Besonnenheit, richteten hier wie an allen andern Punkten die Entwicklung des heiligen Krieges zu Grunde.

In Jerusalem wurde dann der Angriff nicht auf das entfernte und gefährliche Aleppo, sondern auf die natürliche Vormauer gegen Nureddin, auf das schwache Damaskus beschlossen. Der Emir wandte sich nothgedrungen und innerlich widerstrebend um Hülfe nach Mosul; Balduin III. aber zürnte, als er vernahm, ein europäischer Fürst solle die Stadt erhalten, wenn man sie erobere. Zwischen beiden erfolgte hieraus ein geheimer Vertrag, weder Mosul noch die Franken sollten Meister von Damaskus werden, den Status quo, der ihnen sämmtlich angenehm sei, wollte man aufrecht erhalten. Damit wurden die Hülfstruppen von Mosul überflüssig, die Fortschritte der Franken aber wurden durch Verrätherei der Jerusalemiten hintertrieben. Die kleine Politik dieser Landesherren war der gewaltigen religiösen Bewegung des Morgen- und Abendlandes für dieses Mal noch Meister geworden.

Darauf wurde christlicher Seits noch ein Angriff auf Askalon beliebt: als er aber zur Ausführung kommen sollte, fand sich Konrad zum zweiten Male von den syrischen Christen verlassen, und schiffte sich mit erneutem Unwillen nach Constantinopel ein. König Ludwig blieb noch bis Ostern 1149 auf dringendes Bitten wohl zumeist der mit ihm eng befreundeten Templer und segelte dann zurück nach Sicilien. Die politischen Gegensätze, an welchen hauptsächlich das Unternehmen gescheitert war, stellten sich gleich nach seinem Schlusse in voller und gesteigerter Spannung heraus. Ludwig wurde unterwegs von der griechischen

Flotte angehalten und von der normannischen wieder befreit; Konrad aber schloß sogleich mit dem Griechen Manuel ein neues Bündniß gegen den Normannen Roger. Herzog Welf, unter dem Kreuzesbanner so eben mit Konrad vereinigt, stellte ebenfalls noch auf dem Rückwege seine Verbindung mit Roger wieder her, und hinderte darauf, wie vor dem Kreuzzuge, jede unmittelbare Einwirkung des deutschen Königs auf Italien. Die Rückwirkungen dieser Verwicklung wurden sogleich auch den syrischen Christen in herbster Weise fühlbar.

Denn wenige Monate nach Ludwig's Abreise hatten sie bereits die Strafe für ihre beschränkte Politik während des Kreuzzuges erhalten. Im Juni 1149 war Nureddin in das Fürstenthum Antiochien eingebrochen, mit überlegener Macht, hatte Raimund selbst in entscheidendem Siege erlegt, und das ganze Gebiet überschwemmt. Balduin III. von Jerusalem rettete die Hauptstadt, konnte aber nicht hindern, daß Nureddin nach seiner Willkür in der Landschaft schaltete und waltete. Auf die Kunde dieser Niederlage zuckte noch einmal eine schwache Bewegung der Theilnahme durch Frankreich. Mit dem Papst im Einverständnisse erhob sich wiederum der heilige Bernhard. Er hatte den Vorwürfen, die man an ihn wegen des schlechten Erfolges „seiner" Kreuzfahrt richtete, nichts entgegenzusetzen gewußt, als die Sünden der Pilger, welche Gottes Zorn auf sich herabziehen mußten, die Berufung auf Moses, welcher trotz der Verheißung eben seiner Sünden wegen nicht in das gelobte Land gekommen, endlich einige Träume und Visionen, daß die Gefallenen denn doch die himmlische Seligkeit durch ihren Opfertod erlangt hätten. Jetzt predigte er von Neuem das Kreuz, aber die asketische Begeisterung zeigte sich bedeutend herabgestimmt. Mit Mühe kam

eine schwach besuchte Versammlung in Chartres zu Stande, welche ihn zum Heerführer des neuen Zuges erwählte; er nahm es an, mit vollem Bewußtsein freilich, wie wenig er einer solchen Aufgabe gewachsen sei, und bat den Papst, er möge den Rathschluß des Himmels vorher über die Ausführung erforschen. In Wahrheit ruhte das Steuer der Sache in andern Händen, und richtete sich nach einem andern Ziele. Abt Suger von St. Denys, der heftigste Gegner des Krieges vor dem Kreuzzuge, der Reichsverweser Frankreichs während desselben, betrieb jetzt das eigentliche Geschäftliche der Angelegenheit in Verbindung mit dem Abte Peter dem Ehrwürdigen von Clairvaux. Sieht man ihre Correspondenz durch, so wird man nicht gerade die Redlichkeit ihres Vorgebens, dem heiligen Grabe zu Liebe ihre Rüstung zu betreiben, in Abrede stellen, wohl aber das Ergebniß erscheinen sehen, daß 1151 fast noch mehr als 1146 der türkische Krieg auf das Engste mit dem griechisch-sicilischen verflochten wurde. König Roger erbot sich wieder, das französische Heer zu empfangen und zu geleiten, König Konrad meldete nach Byzanz, ganz Frankreich sei auf Betreiben Roger's unter den Waffen gegen Constantinopel, der Papst drang in die deutsche Regierung, ihr antikirchliches Bündniß mit Manuel aufzugeben, der heilige Bernhard ermahnte Konrad, den sicilischen König durch keinen Angriff zu hindern, der Kirche fernere große Dienste zu leisten. Endlich der Abt Peter schrieb an Roger: „Wie viele Andere trauere auch ich über euren Zwist mit Konrad, wir meinen, dieser schade den lateinischen Reichen und der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Man sagt, die christliche Kirche sei vor allen Dingen gegen die Saracenen zu fördern, wir denken aber, noch wichtiger wäre Frieden zwischen Euch und Konrad.

Denn schlimmer als die Saracenen sind die Griechen, durch deren Verrath die Blüthe von Gallien und Germanien umgekommen ist. Unter dem Himmel sehe ich keinen Fürsten, der so wie Ihr zur Rache geneigt wäre. Deshalb erhebt Euch, ein anderer Maccabäus, bald hoffe ich über Konrad's Gesinnung Günstiges mittheilen zu können." Es ist hiernach klar, daß man den Griechen entscheidende Schläge zugedacht hatte: dies setzt wieder die Absicht voraus, Roger durch französischen Zuzug zu verstärken, da dieser für sich allein seit 1146 den Krieg nicht abgebrochen, stets glücklich, aber nie mit großen Erfolgen geführt hatte. Suger sammelte daneben freilich auch Geld für syrische Kämpfe und sandte beträchtliche Summen kurz vor seinem Tode ab; König Ludwig selbst trug sich mit ähnlichen Plänen. Aber die allgemeine Stimmung war nicht aufzuregen, der Tod Suger's brachte endlich 1152 Alles zu unfruchtbarem Ende.

Indeß während man hier im Abendlande unterhandelte, und bei den schwächsten Mitteln die weitaussehendsten Pläne in ziemlich unbestimmten Umrissen sich vorzeichnete, mußte man in Syrien auf irgend eine Weise sich Nurreddin's zu erwehren und die nächste die beste Hülfe gegen ihn zu sichern suchen. Die Reste der Grafschaft Edessa diesseits des Euphrat, bisher durch den Strom gedeckt, lagen jetzt, nachdem Nureddin der Umgegend von Antiochien Meister geworden war, von Süden her seinen Angriffen offen, und waren von jedem fränkischen Beistande vollkommen abgeschnitten. Man mochte sich erinnern, mit welcher Kraft Kaiser Johann im Jahre 1137 gegen Nureddin aufgetreten, wie er nur durch die egoistische Unthätigkeit der Lateiner an größern Erfolgen gehindert worden war; man kannte auch Manuel's ähnlich lautende Wünsche und seine seitdem beträchtlich

gesteigerte Macht. Wir wissen ferner, wie er noch 1146 den Sultan Masud von Iconium zu einem nachtheiligen Waffenstillstand genöthigt hatte; eben jetzt aber hatte dieser ein Bündniß mit Nureddin geschlossen, beide hatten jene edessanischen Gegenden verwüstet, und den Grafen Joscelin gefangen genommen. Nichts war natürlicher, als daß sich König Balduin um Hülfe an den Kaiser wandte; die Dinge standen so verzweifelt, daß er 1151 die fraglichen Gegenden gradezu den Byzantinern abtrat, um sie nur nicht in die Hände Nureddin's fallen zu lassen. Wie gesagt, es fehlte dem Kaiser weder an Kriegslust noch an Kriegsmitteln, um das so leicht Gewonnene kräftig zu behaupten. Hätte er nur seine Kräfte zu freier Disposition für diese Gegenden gehabt. Aber genau zu derselben Zeit wurden zwischen Frankreich, Rom und Sicilien die eben erzählten Unterhandlungen betrieben, und wenigstens Roger erneuerte seine Angriffe mit verstärktem Ungestüme. So konnte Manuel für das Euphratland nichts Wirksames thun, und Nureddin eroberte bereits 1152 die wehrlosen Bezirke für immer. Kann man es nun eine gerechte Geschichtschreibung nennen, wenn von den tückischen, feigen und unfähigen Griechen erzählt wird, welche 1147 zwar durch Hinterlist das verbündete französische Heer vernichtet, aber im offenen Kampfe 1152 das Euphratese sogleich an Nureddin eingebüßt hätten?

Wir sind aber noch nicht zu Ende. König Balduin III. bis 1153 durch die Regentschaft oder Mitregierung seiner Mutter beschränkt, verdrängte diese in dem angegebenen Jahre nicht eben auf schonende Weise. Er ist von Gleichzeitigen und Späteren, vor Allen von Funke, mit großem Lobe und Ruhme überhäuft worden: sieht man aber auf die Summe seiner Thätigkeit,

so ist kein Zweifel, daß auch er ohne irgend ein Besinnen von der seit dem Tode Balduin's II. herrschenden Politik der Indolenz sich forttreiben ließ, mit keinem gefährlichen Gegner anzubinden, sich auf Kosten des Schwächeren zu bereichern und damit dem stärksten Widersacher selbst die Wege zu bahnen. Statt Damaskus auf alle Weise gegen Nureddin zu schützen, richtete er die letzten Kräfte seines Reiches gegen das ganz ungefährliche Aegypten, und schlug so die Bahn ein, welche seitdem in geradester Richtung auf den Fall Jerusalems hingeführt hat. 1153 eroberte er Askalon, an demselben Tage, an welchem der heilige Bernhard starb; dessen Freunde hielten diesen traurigen Sieg für ein Zeichen des Himmels zur Rechtfertigung der frühern Kreuzpredigten Bernhard's. Wie unendlich wurde dies aber aufgewogen, als 1154 Nureddin fast ohne Schwertstreich Damaskus einnahm. Balduin blieb dennoch in seinen Maßregeln gegen Aegypten unerschüttert, und wurde 1155 nur noch weiter darin durch das Erscheinen einer sicilischen Flotte in jenen Gewässern angefeuert, welche ihre Feindseligkeiten gleich sehr gegen Aegypter und Byzantiner richtete. Hiermit mochte zusammenhängen, daß der Verweser von Antiochien, der tolldreiste Rainald von Chatillon auch in Cilicien den Frieden mit den Griechen brach; ein Bündniß Egyptens, Nureddin's und Manuel's gegen die Lateiner war die unmittetbare Folge, welches sogleich den Griechen Cilicien und die Oberhoheit über Antiochien, Nureddin aber mehrere inhaltreiche Siege über die Franken verschaffte.

Wir haben hier die äußerste Grenze unserer Aufgabe erreicht, wir stehen auf einem Boden, der eigentlich schon dem geschichtlichen Gebiete des dritten Kreuzzuges angehört. Dringende Vorboten des äußersten Ruins, so waren die letzten Ergebnisse

eines Unternehmens beschaffen, an welchem die schwachen Seiten der mittelalterlichen Religiosität eben so deutlich zu Tage treten, wie die Stärke derselben an den Erfolgen des ersten Kreuzzuges. Nur zu raschen, gewaltsamen, augenblicklichen Leistungen war sie befähigt, nur den Menschen, der seine niedern Triebe vernichtete und seine höhern unentwickelt ließ, vermochte sie erfolgreich zu leiten. Enthusiasmus, Abtödtung, Einseitigkeit waren ihre Grundbedingungen: darauf ist aber die fruchtbringende Ruhe eines bleibenden Zustandes oder die systematische Behandlung eines mehrfach verzweigten Unternehmens nicht zu gründen. Mit einer selbstständigen geistigen Entwicklung, mit den großen Factoren des irdischen Lebens, der menschlichen Wissenschaft, dem weltlichen Staate verstand sie es nicht, sich in Einklang zu setzen. Dadurch geschah es mit Nothwendigkeit, daß ihre Bestrebungen zuletzt an den schlimmsten Schwächen unserer Natur zu Grunde gingen.

Edmund Burke und Irland.

Marburg 1847.

Der große englische Staatsmann, dessen Namen ich an die Spitze dieser Erörterung gestellt habe, gehört zu den politischen Koryphäen, welche nach der Schärfe ihrer Parteistellung die verschiedenartigste Beurtheilung gefunden haben. Beinahe dreißig Jahre hindurch gehörte Burke zu den Leitern und Zierden jener ältern Whigpartei, die als die Erbin der glorreichen Revolution von 1688 aristokratisch in ihrem Bestande und liberal in ihren Bestrebungen war, und dadurch dem englischen Verfassungsleben zugleich die stetige Ruhe und die volle Entwicklungsfähigkeit verlieh. Durch einen der vornehmen Führer der Partei, den Marquis von Rockingham, wurde Burke, bis dahin ein wenig bekannter, nicht leicht sich forthelfender Gelehrter, im Jahre 1766 in das Unterhaus eingeführt, und wuchs auf diesem reichen Boden rasch zu glänzender Fülle und Bedeutung empor. Es war die Zeit, in welcher König Georg III. die deutschen Vorstellungen fürstlicher Unumschränktheit geltend zu machen suchte, in Folge dessen das englische Volk in tiefe Aufregung versetzte, und die amerikanischen Colonien durch eine Reihe von Fehlern und Uebergriffen zu ihrem Befreiungskriege veranlaßte. Burke nahm an allen diesen Kämpfen den lebhaftesten Antheil, und errang sich in den Reihen der Opposition eine völlig hervorragende Stellung. Er besaß einen seltenen Reichthum ge-

diegener Kenntniß, starken und warmen Willen, volle Uneigennützigkeit und Ehrenhaftigkeit. Was ihm fehlte, war die Herrschaft über den augenblicklichen Affect und die abwägende Ruhe des Urtheils; mit leidenschaftlicher Hastigkeit stürmte seine Stimmung aus einem Extrem in das andere, und ohne Zweifel wäre er zu praktischer Führung der Geschäfte, zur Verwaltung eines Ministeriums sehr wenig geschickt gewesen, er, der wie kein Anderer seiner Zeitgenossen sich zum politischen Lehrer seines Jahrhunderts emporzuheben vermochte.

Sucht man die Natur seiner politischen Stellung sich näher zu vergegenwärtigen, so erkennt man sofort als den Grundzug seines Charakters den Trieb, sich an die Dinge hinzugeben, in den Reichthum des Vorhandenen einzudringen, erst durch die Menge der Wahrnehmungen gesättigt, die Thätigkeit des eigenen Geistes zu beginnen. So erscheint er weniger systematisch als poetisch, weniger principiell als phantasievoll: mit einem unvergleichlichen Tacte strebt er aus den einzelnen Thatsachen das waltende Gesetz herauszufühlen, wo ein Anderer lieber mit scharfen und raschen Gedanken das Gesetz voraus berechnet, und danach die Erscheinungen kritisirt hätte. Diese empirische Richtung zeigt sich in den philosophischen Werken seiner frühern Jahre, wie in den Poesien, die gelegentlich in seinem Briefwechsel anzutreffen sind, und sich durchaus in Beobachtung, religiöser Empfindung und sittlicher Reflexion bewegen. Ueberall strebt er nach Anregung des Gefühls, mit dessen Wärme sich die Fülle seines Gedankens steigert: überall ist es eine poetische Liebe zu dem gegebenen Stoffe, welche seine Aeußerungen leitet und bedingt, sein Wesen belebt, sein Handeln bestimmt. Sie verleiht ihm Schwung und Feuer, gibt ihm starke Neigung und einseitigen Widerwillen,

alle Stärke und alle Fehler eines heftigen Enthusiasmus. Sie erfrischt ihm unaufhörlich den Antrieb zu Fortschritt auf Fortschritt in den weiten Gebieten seines Wissens; sie leiht ihm die plastische Kraft des Dichters, verschwundene Gestalten sich in detaillirter Frische vor Augen zu stellen; sie stattet seine Rede mit sprudelndem Witze, mit Phantasie und Feuer aus. Vorsicht und Energie entspringen ihm aus derselben Quelle, auf der einen Seite den Muth zum Kampfe gegen jede Willkür und Bedrückung, auf der andern die Scheu, selbst einen mißlichen Zustand auf unbekannten oder nur speculativer Weise aufgehellten Wegen zu verlassen.

Man sieht hieraus, wie es nicht leicht, ja wie es unmöglich ist, Burke's Politik auf kurze Formeln zurückzubringen, wie etwa das System der französischen Constituante auf die Erklärung der Rechte. Man würde fast nur in Negationen reden können. Er weiß nichts von Volkssouveränetät im Rousseau'schen Sinne, und die Lehre Ludwig's XIV. vom göttlichen Rechte der Könige erscheint ihm frevelhaft und abgeschmackt zugleich. Er haßt die abstracte Denkweise, wodurch die eine wie die andere dieser Theorien zu Stande kommt, mag sie sich zeigen in welcher Tendenz sie wolle. Wo er einmal allgemeine Voraussetzungen annimmt, sind sie rein sittlicher Art, und wo eine solche eintritt, wirft er jede politische Rücksicht kühn und stark aus dem Wege. Man sagt ihm, England habe das Recht, Amerika zu besteuern: er entgegnet, es sei ihm vollkommen gleichgiltig, denn es sei unklug, jetzt von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Man sagt, England vergebe dann etwas seiner Majestät, und lasse bedenkliche Präjudizien zu; er ruft aus: Ich hasse diese Unterscheidungen, diese Spitzfindigkeiten, genug, wir

begehen eine Niederträchtigkeit, wenn wir hier und heute thun, was wir dem Gesetze nach zu allen Zeiten thun dürften. Als er seine Stimme gegen die innern Bestrebungen König Georg's erhob, blieb er weit entfernt von einer Definition des englischen Königthums oder einer Forderung ursprünglicher Volksrechte. Aber auf die Heimlichkeit und Unwürdigkeit der königlichen Umtriebe legt er den Nachdruck, und führt aus, daß durch diese sittenlosen Mittel die Kraft der englischen Institutionen abgestumpft, und die Reinheit der politischen Charaktere vergiftet werde. Auf der andern Seite will er die Dauer der einzelnen Parlamente nicht beschränkt wissen, weil sonst das Mitglied niemals geschäftskundig, nnd von dem Einfluße seiner Wähler unabhängig werde, und widersetzt er sich der Reformbill Pitt's nur deshalb, weil Niemand bewiesen habe, daß das bisherige Parlament die Interessen der Städte nicht wahrnehme. Eine Theorie, nach welcher die einzelnen Bürger ein angeborenes Recht auf die Wahl hätten, eine Ansicht, die aus philosophischen Gründen Reform oder Abkürzung der Parlamente rechtfertigte, ist für ihn nicht vorhanden. Er ist begeistert für die englische Constitution, weil er wahrnimmt, daß sie, aus den Bedürfnissen und Anstrengungen seines Volkes allmählig hervorgegangen, jetzt mit seltener Vollkommenheit diesen Bedürfnissen entspricht, diese Anstrengungen belohnt. Er kämpft für die demokratische Unterlage der Verfassung, für Habeas-Corpus, Preßfreiheit und Associationsrecht, nicht weil das Naturrecht sie fordert, sondern weil vorhandene Gesetze sie heiligen, und eine Masse von Kraft, Talent und Bewegung durch sie dem Vaterlande zu Gute kommt. Er hält fest an dem jetzigen Bestande des Parlaments, an der Beschränkung des Königs durch den Adel und umgekehrt, an

der unbeschränkten Machtfülle, die beiden vereinigt in nationalen Dingen zukommt, weil er beide im Besitze eines positiven Rechts darauf findet, und weil er nur in dieser Weise für das damalige England eine wohlthätige Herrschaft zu denken vermag.

Wer diese Sätze, ihre Voraussetzungen und Consequenzen erwägt, wird von vorn herein es verstehen, daß ein Staatsmann solcher Art sich mit Unwillen abwandte, als im Jahre 1789 die ungeheure Erschütterung der französischen Revolution über Frankreich und Europa hereinbrach. Man hat ihn deshalb von liberaler Seite mit Unglimpf aller Art, von feudaler und reactionärer mit ungemessenem Beifall überschüttet — als wäre damals in seinem Streben eine völlige Umkehr eingetreten, als wäre die Sache der Revolution gleichbedeutend mit der Sache der Freiheit, als wäre die Revolution ein einfaches, untheilbares Ding, das man entweder preisen oder verwerfen müßte, ohne die Befugniß zu eingehendem und unterscheidendem Urtheil. Es ist wahr, daß Burke hier wie überall die Wucht seiner Erörterung nur auf die eine Seite der Sache wirft. Er fragt gar nicht nach dem weltgeschichtlichen Zusammenhange und den weltgeschichtlichen Folgen der Revolution; er hat einzig seinen praktischen Zweck im Auge, jede Nachahmung derselben in England zu verhindern, und eben deshalb eine allgemeine Erhebung gegen sie zu bewirken, weil er nur in der Vernichtung des Jakobinismus eine Rettung vor demselben findet. Denkt man sich nun dieses Thema ausgeführt durch einen Menschen, der überall mehr zu farbiger Ausprägung des Details, als zur Aufstellung leitender Grundsätze neigt, der überall seine Ergebnisse lieber in oratorische als in erörternde Formen kleidet, so wird man begreifen, wie oft er im Einzelnen übertreiben oder zu kurz kommen wird,

wie ihm an vielen Stellen die Rohheit der Revolution über den Kopf wachsen, die Schrecklichkeit der Niederlage ihm den Werth der Besiegten übertreiben, der Mißbrauch des Sieges die fruchtbaren Folgen der Katastrophe verhüllen wird. Sieht man aber auf den Kern seiner Ausführung, und begreift man die Grenze und den Zweck seiner Aufgabe, so tritt das mächtige Verdienst seiner Polemik in helles Licht. Ich setze gar nicht, schreibt er einem seiner Freunde, Frankreich's frühere mit Mißbräuchen erfüllte Regierung, und seine jetzige mit Tyrannei erfüllte Revolution in Vergleich, sondern ich ziehe eine Parallele zwischen der Freiheit, welche die Franzosen erlangen konnten, und zwischen ihrer jetzigen wilden Bethörung. Er will nicht urtheilen, mit welchem Rechte das Neue an die Stelle des Alten gelangt ist; er will auch nicht untersuchen, was künftig einmal auf der Stelle des Neuen weiter entstehen mag. Vielmehr fragt er ausschließlich, wie viel Werth für politische Freiheit und nationale Bildung dieses vorhandene Neue an sich selbst hat, und kommt dann zu dem Ergebniß, daß die Schöpfung von 1789, das System der Menschenrechte und die neue Verfassung als Form und Cement eines freien Gemeinwesens völlig unbrauchbar sei, daß die dort verkündete Schrankenlosigkeit jedes einzelnen Menschen zu anarchischer Willkürherrschaft, die dort begehrte mechanische Gleichheit zur Zerstörung der Freiheit, die dort formulirte Volkssouveränetät zu Pöbelregiment oder Militärdictatur führen müsse. Gewiß, diese Sätze erschöpfen nicht Alles, was sich über die Revolution sagen läßt. Aber daß sie nicht wahr, nicht in vollem Umfange wahr und zutreffend, daß sie nicht durch eine wiederholte und überwältigende Erfahrung bestätigt und bewiesen seien: ich bekenne, nicht zu begreifen,

wie sich dergleichen nach den Ereignissen der modernen französischen Geschichte, nach Robespierre und Napoleon, nach 1848 und 1852 noch behaupten läßt. Nein, es war ein seltener politischer Scharfblick, der inmitten allgemeiner Aufregung und Unklarheit die furchtbar realen Schattenseiten der Revolution mit solcher Sicherheit erkannte; es war dieselbe Gesinnung, welche einst in der amerikanischen Sache gegen ungesetzliche Gewaltthat des Ministeriums gestritten hatte, und jetzt in der französischen gegen unheilvolle Tyrannei der Volksmassen die Stimme erhob. Indem er die anarchische Seite der Revolution bekämpfte, stritt er nicht gegen die Freiheit, sondern gegen die Willkür, und obgleich im Augenblicke mit den Emigranten verbündet, strebte er nicht nach feudaler Reaction oder absolutistischer Unterdrückung, sondern nach geordneter Freiheit und gesetzlicher Fortentwicklung.

Daß eine solche Gesinnung sein Handeln beseelte, durfte er in derselben Zeit auf einem andern Gebiete mit gleich energischem Wirken bethätigen. Während er, von den Parteien Europa's bewundert und gehaßt, die Fortschritte der französischen Jakobiner bekämpfte, arbeitete er mit nicht geringerer Anstrengung für die Befreiung und Hebung des unterdrückten irischen Volkes. Es war ihm vergönnt, am Schlusse eines vielbewegten Lebens die Kräfte einer normalen politischen Stellung gleich mächtig gegen ganz entgegengesetzte Widersacher zu entfalten, und wenn bis jetzt seine Anstrengungen für die irische Freiheit fast vergessen worden sind über seine glänzenderen gegen die französische, so darf er es um so mehr von der Geschichte erwarten, daß sie jede Seite seines Strebens mit dem Hinblick auf die andere beurtheile. Wenn es sich zeigen wird, daß es überall dieselben Grundsätze sind, die ihn zur Verurtheilung der

droits de l'homme und zur Sicherstellung der irischen Volksrechte in die Schranken treiben, so scheint die letzte Möglichkeit abgeschnitten, gegen diese Grundsätze, wie es leider auch von deutschen Geschichtschreibern geschehen ist, ferner noch den Vorwurf feiger Bestechlichkeit und habgierigen Knechtsinnes zu erheben.

Es ist bekannt, wie viele Wogen der Unterdrückung seit den Tagen Heinrich's II. und Heinrich's VII. über Irland hingegangen sind. Zuerst im Mittelalter die englische Rittercolonie, welche die Eingeborenen wie wilde Thiere vor sich her jagte, und erst durch ausdrückliche königliche Verordnungen lernen mußte, daß ein Irländer auch ein Mensch und des Besitzes gewisser Rechte fähig sei. Dann eine Reihe königlicher Gesetze, welche diese irischen Engländer selbst, die so eben die celtischen Iren bezwungen, einer nicht minder drückenden Herrschaft des Mutterlandes unterwarfen. Darauf die Einführung der englischen Hochkirche, welche wieder Iren und Anglo-Iren gemeinsam, so weit sie katholisch blieben, in eine neue doppelt gehässige Knechtschaft versetzte. Es folgte 1641 die große katholische Rebellion, dieser durch Cromwell die furchtbarste Unterwerfung, dann 1689 ein zweiter Versuch, und zwei Jahre später eine doppelt entsetzliche Niederlage. In diesen Kämpfen wurden alle Besitzverhältnisse zerrüttet und zertrümmert, jeder Sieg wurde mit Hinrichtungen und Confiscationen begleitet, eine neue Colonisation der englischen Whigs legte sich über irische und englische Katholiken, über protestantische und katholische Jakobiten hinüber. Etwa fünf Sechstel des Grundes und Bodens blieb in den Händen der neuen Herrscherkaste, welche von nun an ausschließ-

lichen Zugang zum irischen Parlamente, wie zu allen Aemtern, Ehren und Einflüssen des Staates behauptete. Eine Gesetzgebung ohne Gleichen an Gehässigkeit und Härte entwickelte sich insbesondere aus der religiösen Seite des Gegensatzes, und lastete seitdem beinahe ein Jahrhundert auf allen persönlichen, privaten und bürgerlichen Verhältnissen der katholischen Bevölkerung. Die große Masse der alten Besitzer war in die Stellung von Pächtern, Afterpächtern und Tagelöhnern hinabgedrückt, die große Masse der Katholiken gleichviel ob celtischen oder deutschen Ursprungs war völlig rechtlos und ehrlos, die nicht unbeträchtliche Zahl der protestantischen Dissidenten fand sich wenigstens von allen politischen Befugnissen ausgeschlossen. Die neue Whigaristokratie beherrschte die Insel unumschränkt, in ihr Unterhaus sandte sie dreihundert Mitglieder zum größten Theile aus verfallenen Wahlflecken, und sehr bald richtete sich hier eine Coterieregierung ein, wie sie England auch in seinen schlimmsten Tagen nie gesehen hat. Wenige große Familien setzten sich in den Besitz der Wahlflecken, und betrieben den Handel damit als „Parlamentsunternehmer" (parliamentary undertakers) ganz öffentlich.

Das ist aber noch nicht Alles. Wie unter Heinrich VII. geschah es auch jetzt, daß das Mutterland, nachdem es seiner Colonie die Herrschaft über die Insel gegeben, selbst wieder die Colonie seiner Willkür und seinen Interessen dienstbar machte. Zuerst erschienen eine Anzahl von Zoll- und Handelsgesetzen, welche die irische Industrie zu Gunsten der englischen lähmten, oder doch den besten Theil ihres Erzeugnisses dem englischen Markte zuwandten, dann schloß sich das System durch die Bestimmung von 1719, daß das englische Parlament

auch für Irland bindende Gesetze erlassen und das englische Oberhaus auf Appelation auch irische Streitsachen an sich ziehen könne.

Unter einem solchen doppelten und dreifachen Joche verharrte die Bevölkerung Irlands ohne Milderung und ohne Zeichen des Widerstrebens bis zum Tode Georg's II., 1760.

Erst als unter König Georg III. durch die Auflehnung des Hofes gegen die Allmacht der Whigaristokratie die bisherigen Herrschergewalten in inneres Zerwürfniß gebracht wurden, ergab sich aus diesen englischen Streitigkeiten auch für Irland die Möglichkeit einer bessern Zukunft. Die liberale Haltung, welche die englischen Whigs den Uebergriffen des Königs entgegensetzten, entzündete in den kleinen Reihen der irischen Opposition nacheifernde Gedanken auf politische Hebung ihrer Insel. Die Bedrängniß Englands durch den amerikanischen Krieg gab der großen Masse der Irländer auf diese neuen Gebiete Thatkraft und Hoffnung mit. Ihre Forderungen erhielten alles Gewicht einer großen, bald bewaffneten und doch gesetzlichen Volksbewegung. Auf das Bereitwilligste griff die englische Opposition in dieses Dringen ein, und schon 1779 sah sich Lord North selbst, der eigentlich persönliche Minister Georg's III., genöthigt, dem irischen Handelsinteresse mehrere wichtige Erleichterungen zu gewähren. Als nun vollends nach seinem Sturze die bisherige Opposition selbst zur Regierung gelangte, war kein Zweifel mehr an dem Ausgange: Fox, der zehn Jahre lang für die irische Sache gekämpft hatte, schaffte die Gesetze von 1719 gänzlich ab, nahm den alten Ordnungen Heinrich's VII. ihre verletzenden Spitzen und eröffnete so die seit einem Jahr-

hundert unterbrochene Thätigkeit eines in Wahrheit selbständigen irischen Parlamentes von Neuem.

Der erste Schritt war geschehen. Irland wurde von nun an durch eigene, nicht mehr durch englische Kräfte regiert. Der emancipirte Reichstag begann seine Thätigkeit mit einem wahrhaft verdienstlichen Schritte, mit der Aufhebung mehrerer Strafgesetze gegen die Katholiken, welche dem Siege Wilhelm's des Oraniers gefolgt waren. Es kam darauf an, wie weit man in diesem Sinne die innere Restauration des irischen Volkes weiter befördern würde, nachdem die Selbstständigkeit des irischen Reiches erreicht war.

Bald genug sollte sich zeigen, daß dafür die schwächsten Hoffnungen vorlagen. Die Katholiken hatten den Verlust ihres Grundbesitzes und aller politischen Rechte zu beklagen; der Emancipation der Katholiken, mochte sie nun die eine oder die andere Seite in das Auge fassen, stand der Alleinbesitz derer im Wege, welche seit 1691 in immer engere Sippschaften zusammengeschlossen, das Land inne hatten, die Aemter erfüllten und das Parlament beherrschten. Das Letzte bildete den Anfangs- und Ausgangspunkt des Ganzen; es war natürlich, daß hierauf zuerst die Reformpartei ihre Anstrengungen warf. Jene Freiwilligen, die im amerikanischen Kriege zur Landesvertheidigung gegen französische Angriffe zusammengetreten, sogleich zur politischen Macht geworden waren, schaarten sich von Neuem für die patriotische Sache. Der Ruf nach Wahlreform, nach Vernichtung der verfaulten Flecken und Parlamentsentreprisen ging durch das Land. Ein über das andere Mal kamen diese Begehren vor das Unterhaus zu Dublin, ohne daß etwas Anderes als schimpfliche Abweisung erreicht wurde. Die Aufregung stei-

gerte sich, und machte sich hier und da in Tumulten und Bandenwesen Luft. Die irische Regierung verstärkte sich mit englischen Regimentern, eine allseitige Gährung schien die Insel mit den gefährlichsten Ausbrüchen zu bedrohen.

Damals aber war bereits der Mann an die Spitze des britischen Reiches getreten, dessen schöpferische Thätigkeit den Grund zu der heutigen Größe Englands auf allen Gebieten gelegt hat, der jüngere Pitt. Er hat auch der irischen Frage eine ganz neue Wendung gegeben, und zuerst den Kreis vollständig überschritten, in dem sich Englands Politik seit Heinrich II. hier bewegt hat: er der erste hat dieser Politik der Unterjochung das neue Ziel der Verschmelzung gesteckt. Es ist auch für unsere Zwecke nöthig, näher darüber zu reden: doch muß im Voraus bemerkt werden, daß wir für die Kenntniß seiner Motive nur ein sehr unvollständiges Material besitzen. Während eine Menge unbedeutender Menschen, Handlungen und Zustände jener Zeit der geschichtlichen Forschung in das hellste Licht gerückt worden, hat Pitt ein gleiches Schicksal mit dem deutschen Stein getheilt, dem einzigen, der unter Frankreichs zahlreichen Widersachern mit ihm die Vergleichung aushält. Lange Jahrzehnte sind vergangen, ehe wir über Stein authentische Kunde erhalten haben, und was Pitt betrifft, so bleibt auch Stanhope's Biographie hinter der gestellten Aufgabe zurück. Es ist, als ob Nationen wie Einzelne sich zuweilen ihres Besten schämten, oder als ob spätere Geschlechter nur leichtsinnig oder gedrückt auf vergangene Größe zu schauen vermöchten.

So viel erkennt man deutlich, daß Pitt gleich zu Anfang seiner Herrschaft für Irland den Gedanken der Union gefaßt

hat. Nicht minder gewiß ist auch, daß was im Jahre 1800 geschah, nur eine unvollständige und nothgedrungene Ausführung des ersten Planes darstellt. Seine Absicht ging vielmehr dahin, die Vereinigung nicht mit den Parlamenten, sondern mit den Interessen der beiden Inseln zu beginnen, allmälich die innern Zwiespalte auszutilgen und die hiemit erreichte innere Union durch die der Parlamente nur zu besiegeln.

Daß ein solches System für Irland nicht das wohlthätigste unter allen denkbaren gewesen, wird nicht leicht Jemand beweisen. Alle Vortheile der Verbindung wären auf Seiten Irlands gewesen. Englands Bildung und Englands Capitalkraft circulirten dann auch in Irlands Adern, der irische Kaufmann trat sofort in die günstige Stellung ein, welche der englische Handel sich im Weltverkehr bereits geschaffen, dem irischen Staate kam die reiche politische Erfahrung des englischen Volkes unmittelbar zu Gute. So weit alle Kenntniß aller celtischen Völker reicht, so weit die Irländer Proben ihrer eigenen Entwicklung gegeben haben, so bestimmt ist zu sagen, daß sie nimmermehr aus eigener Kraft die Vortheile einer wahren Union mit England, einer solchen Union wie sie Pitt 1784 im Sinne trug, sich erschaffen hätten. Freilich ist die einfache Behauptung einer unabhängigen Nationalität immerhin eine Sache, um derentwillen man beträchtliche Vortheile zurückweisen mag, und eine solche Haltung hätte den Iren von 1172 oder 1491 sehr wohl gestanden. So einfach aber lagen die Dinge 1784 nicht mehr. Irland war bereits auf allen Punkten mit englischem Blute und englischem Geiste durchwachsen, sächsische Familien fanden sich eben so zahlreich unter den Besiegten wie unter den Siegern, die wichtigsten Erwerbsquellen des Landes (die Leinenfabrication z. B. in

Ulster) und der größte Theil des vorhandenen geistigen Lebens war aus England herübergekommen und mit England verbunden. Eine rein gälische Cultur existirte nicht mehr, und was an Wohlstand und Bildung vorhanden war, wäre durch gänzliche Trennung von England so ziemlich auf die Höhe von 1580 zurückgegangen. Oder aus Irland wäre eine französische Provinz geworden, womit dann dem Gälenthum auch nicht viel geholfen worden wäre.

Also im Jahre 1784 war eine heilsame Union mit England selbst einer völligen Freiheit des gälischen Erin vorzuziehen. Heilsam aber mußte die Union dann genannt werden, wenn sie den großen Uebelständen Irlands Abhilfe, das heißt wenn sie Ausgleichung der industriellen Mißverhältnisse, politische Herstellung der Katholiken und endlich Regulirung der agrarischen Zustände verhieß. Dann konnte auch der eifrigste irische Patriotismus sie nur mit Freude und Dankbarkeit begrüßen.

Zudem ist, wie die Dinge einmal lagen, auch die andere Seite des Verhältnisses, die englische, zu berücksichtigen. Jeder menschlich gesinnte Engländer mußte eine Wiedergeburt Irlands wünschen; aber der Gedanke, England habe einst an Irland gesündigt, und müsse die Sünde gutmachen, gleichviel um welchen Preis, war ihm nicht einmal erlaubt, geschweige von ihm zu erwarten. Alle jene irischen Reformen aber konnten, je nachdem man sie angriff, England eben so gefährlich wie heilsam werden: um es gleich herauszusagen, wohlthätig für England wurden sie nur, wenn Irland ganz und gar in dem großen Verbande des britischen Reiches ohne jede besondere Unterscheidung aufging. Nur dann konnte Irlands Industrie sich entwickeln ohne Gefährde für die englische, nur dann der

irische Katholicismus befreit und dennoch die anglicanische Kirche in Irland sicher gestellt werden. Auch von dieser Seite her war also Pitt's Auffassung gerechtfertigt.

Nur über das Wie der Ausführung konnten Zweifel obwalten. Sollte man mit den Zuständen oder mit der Verfassung beginnen? Schritt man zuerst zur Vereinigung der Parlamente, während die Interessen noch in vielfachem Widerstreit lagen, so konnte die Furcht entstehen, ob die irischen Abgeordneten nicht im Unterhause eine vereinzelte, gedrückte und mißtrauische Minorität bilden und so die Irländer ohne Nutzen ihre parlamentarische Selbstständigkeit verlieren würden. Begann man mit den einzelnen Uebelständen in Irland selbst, so war die Frage, ob man bei dem vorhandenen Zustande der Gesetzgebung die Abhülfe durchsetzen könnte. Denn bei der Handelsfrage schienen englische, bei der reliösen und agrarischen die Interessen der irischen Herrscherkaste unmittelbar bedroht. Jedenfalls mußte dieser letzte Weg, wie groß auch die Schwierigkeiten waren, als der naturgemäßere erscheinen, und Pitt entschloß sich, auf ihm sein Heil zu versuchen.

Zunächst griff er die Handelsfrage an. Im Februar 1785 legte er dem irischen Parlamente elf Beschlüsse zur Annahme vor, welche nichts Geringeres als einen völligen Handels- und Zollverein der beiden Inseln bezweckten. Beide Häuser in Dublin nahmen sie an, dann in London vorgelegt, passirten sie auch hier die erste Lesung ohne große Kämpfe. Pitt durfte sich der Erwartung hingeben, unter günstigen Auspicien seinen Plan zur Wirklichkeit heranreifen zu sehen. Es war ein Augenblick der Hoffnung für Irland und das gesammte Reich, aber nur ein Augenblick. Noch einmal sollten sich die Wege scheiden.

Als jene Motionen durch die ersten Verhandlungen in England bekannter wurden, erhob sich der beschränkte Egoismus des englischen Handels. Ein Sturm von Bittschriften und Deputationen wirkte auf die Stimmung des Unterhauses ein. Pitt's Vorschläge erlitten mehrere Beschränkungen, und mußten so amendirt zu einer zweiten Beschlußnahme nach Dublin zurückwandern. Ich will den materiellen Werth jener Aenderungen hier nicht erörtern: ich glaube, daß auch jetzt eine gemäßigte und behutsame Politik den Dublinern die Annahme empfohlen hätte. Schon aber waren alle Leidenschaften rege geworden, und bei den irischen Commons der heftige Ruf erklungen, Alles oder Nichts zu gewinnen. Die Amendements wurden verworfen und Pitt's großes System war, aus dem Hafen auslaufend, gescheitert.

Von hier an beginnt eine höchst traurige Zeit für Irland, deren einzelne Aeußerungen sogleich in Burke's Briefen sich selbst am schärfsten zeichnen werden. Von allen Mitteln, welche in unsern Tagen O'Connell für den Zweck der Repeal in Bewegung gesetzt hat, ist keins unwürdiger — denn bei keinem lag die Falschheit so schreiend nackt zu Tage — als der oft wiederholte Preis der Jahre, welche Irland im Besitz eines eigenen und selbstständigen Parlamentes durchlebt hat. Vielmehr muß man sagen, daß die äußerlichen Zustände damals höchstens mittelmäßig, und die moralischen niemals schlechter gewesen sind.

Pitt, mißmuthig über jene Niederlage und durch hundert andere gleich wichtige Sorgen in Anspruch genommen, zog seine Hand seitdem von den irischen Angelegenheiten zurück. Nur eine, und zwar sehr traurige Art der Einmischung wurde ihm bald nachher durch die fehlerhafte Beschaffenheit der Verfassung

selbst abgenöthigt. Das Bestehen zweier unabhängiger Parlamente in einem Reiche verwickelte die Stellung des Ministers in der britischen Verfassung nach mehreren Seiten hin. Da der Minister überall dem Parlamente verantwortlich war, so wurde seine Stellung unmöglich, sobald eine der beiden Versammlungen in einer gemeinsamen Angelegenheit sich zur Richtung der andern in Widerspruch setzte. Es hätte nur zwei Auswege aus dieser Schwierigkeit gegeben: entweder Ernennung eines besonderen Ministeriums für Irland, damit aber wäre jedes Band zwischen beiden Königreichen gelöst worden und Irland zu England in das Verhältniß Hannovers getreten — oder Beschränkung des irischen Parlaments auf die rein und einzig irischen Angelegenheiten, eine Stellung, wie sie die ständischen Versammlungen der Colonien besaßen, die aber nicht einmal, wie 1776 das Beispiel Nordamerika's zeigte, alle Schwierigkeiten löste und gegen welche Irland am heftigsten protestirt hätte. Es blieb also für jedes Ministerium eine Lebensfrage, um jeden Preis eine Collision zwischen beiden Parlamenten zu vermeiden, das heißt nach der praktischen Lage der Dinge, um jeden Preis das irische Haus nach dem Sinne der englischen Majorität zu stimmen.

Pitt machte diese Erfahrung in einem höchst mißlichen Augenblick, als im Jahre 1788 König Georg III. von dem ersten Anfall seiner Geisteskrankheit heimgesucht und die Anordnung einer Regentschaft nöthig wurde. Auf sein Betreiben beschloß das englische Unterhaus, das Parlament habe die Person und die Rechte des Regenten zu bestimmen, während der Prinz von Wales und die Opposition mit ihm auf das Eifrigste den Satz verfochten hatte, dem Thronfolger als solchem komme die

Regentschaft mit vollem königlichen Rechte zu. In diesem Augenblick kam von Dublin die Erklärung, das Parlament erkenne die Ansprüche des Prinzen an, und ein offener Kriegszustand zwischen beiden Behörden war damit vorhanden. Glücklicher Weise hatte der Bruch keine praktische Folgen, da die Genesung des Königs die ganze Frage überflüssig machte, für Pitt war aber genug geschehen, um ihm die Gefahr des Verhältnisses offen zu legen. Seitdem wandte er alle Mittel an, sich ein in allgemeinen Angelegenheiten dienstwilliges Parlament in Dublin zu sichern: im Jahre 1789 wurden zu diesem Zwecke für 100,000 Pfund Pensionen an irische Commoners bezahlt, eine Anzahl Peerschaften versteigert, in fünf Jahren eine halbe Million auf parlamentarische Bestechung verwandt. Wichtiger noch und unglückseliger für das irische Volk war aber der letzte Kaufpreis, den Pitt diesem Parlamente für seine Willfährigkeit in allgemeinen Sachen bezahlte, die bleibende Verzichtleistung meine ich auf jede Theilnahme an den innern Verhältnissen Irlands. Es war ein schweigender Accord zwischen beiden Parteien, wodurch die irische Camarilla unumschränkte Macht in irischen gegen Willenlosigkeit in großbritannischen Angelegenheiten eintauschte.

Industrielle, Bauern und Katholiken, alle Unterdrückten des Landes, waren von nun an auf ihre eigenen Kräfte und ein fast hoffnungsloses Ringen angewiesen. Von einer Regung der Industrie läßt sich in diesen Jahren nicht viel verspüren. Wichtige Zweige derselben waren in die Hände der herrschenden Sippschaft übergegangen, und diese wußte sich für das Mißverhältniß gegen England auf Kosten des irischen Volkes — wir werden bald näher sehen, in welcher Art — zu entschädi-

gen. Die Bauern besaßen keine Mittel zu irgend einer gesetzlichen Agitation, und zudem ist es merkwürdig genug, ihre Lage, obgleich der Grundquell aller andern Uebel, zog damals die öffentliche Aufmerksamkeit wenig auf sich, und errang die Beachtung erst später, als nach Abhülfe aller andern Beschwerden das Gesammtelend Irlands fast unvermindert fortdauerte. Die agrarische Noth erzeugte in jenen Jahren nur vereinzelte Gewaltsamkeiten und Tumulte, die ohne Weiteres durch Gewalt der Waffen und Gerichte niedergedrückt wurden. Die große Thätigkeit der Opposition richtete sich beinahe ausschließlich auf die religiöse Frage, auf die Emancipation der Katholiken, welche in ihrer letzten und höchsten Forderung, der Theilnahme am Unterhause, zugleich die Reform des Parlamentes in sich schloß. Diese Bewegung zu treiben und zu leiten, sie kräftig und gesetzmäßig zugleich zu erhalten, trat in Dublin ein Generalcomittee zusammen, welches gleichzeitig mit den französischen Emigranten seine Bitten um Rath und Hülfe an seinen großen Landsmann, Edmund Burke, gelangen ließ.

Burke, selbst aus anglo-irischem Stamme und seit seinem ersten Auftreten der freisinnigen um Irland so verdienten Whigfraction angehörig, ging bereitwillig auf den Ruf seiner Landsleute ein. Sein Sohn, der im Sommer 1791 in Brüssel und Coblenz mit den französischen Emigranten Rath gepflogen, erhielt im Herbste von dem irischen Generalcomittee den förmlichen Auftrag, die Emancipation der Katholiken zu betreiben, und ging zu diesem Behufe im Januar 1792 selbst nach Irland hinüber. Indeß hatte hier die politische Frage eine neue Verwick-

lung erhalten. Die französischen Tendenzen, in dieser Zeit in England durch zahlreiche Clubs und vornehmlich stark unter den protestantischen Dissenters vertreten, hatten auch in Irland in denselben Kreisen bereitwillige Anhänger gefunden, und noch 1791 war in Belfast durch den protestantischen Juristen Wolf Tone eine anfangs unscheinbare Verbindung zu Stande gekommen, die unter dem Namen der „Vereinigten Iren" Dissenters und Katholiken zu dem gemeinsamen Zwecke aufrief, die englische Tyrannei zu stürzen, die Unabhängigkeit Irlands herzustellen und eine Republik auf der breiten Grundlage der Freiheit und Gleichheit einzurichten. Einzelne Katholiken wenn auch in geringer Anzahl traten gleich in die Verbindung ein, die unter den Dissenters sehr rasch eine Menge correspondirender Clubs errichtete: das katholische Generalcomittee wies ihre Aufforderungen nicht geradezu von der Hand, um so weniger als die Dissenters damals bei allem Radicalismus die Hoheit des Königs anzuerkennen erklärten; und Burke selbst schrieb seinem Sohne: die Minister sind toll, wenn sie den Katholiken Trennung von den Dissenters, der jetzt stärksten Partei in Irland, anbefehlen, die den Katholiken mit vollen Händen bieten, während die Regierung knausert (15. December 1791). Daneben bemerkt er freilich mit gleicher Bestimmtheit, 16. December: dein Plan ist der gerade Gegensatz zu dem der Dissenters; diese wollen, indem sie den Katholiken einen Theil an der Repräsentation einräumen, das Ganze ändern, Du läßt die Grundlagen bestehen, die Aenderungen betreffen nur die neu Hinzutretenden.

In diesen beiden Stellen ist Burke's irische Thätigkeit nach ihren beiden Polen vollständig enthalten. Ein bestimmter Gegensatz gegen alle Angriffe auf die Grundlagen, ein ebenso be-

stimmter Antrieb auf alle Verbesserungen innerhalb des weitesten Kreises der Verfassung — hierin charakterisirt sich seine zugleich energische und besonnene, vorsichtige und lebendige Haltung eben so wie in der Polemik gegen die französische Nationalversammlung auf der einen, und den liberalen Rathschlägen für die Emigranten auf der andern Seite.

Der jüngere Burke hatte nicht unterlassen, vor seiner Abreise aus England die Stimmung der englischen Machthaber zu untersuchen. Diese, schreibt er, sehen es ein, wie wichtig es wäre, die Katholiken schon als Gegengewicht gegen die Dissenters an sich zu fesseln. Zwar kam Hobart, der Secretär der irischen Regierung, herüber, um im antikatholischen Sinne zu wirken, kehrte aber mit dem entgegengesetzten Auftrage zurück, die Regierung solle Burke's Vorschläge annehmen. Diese gingen auf Zulassung der Katholiken zur juristischen Praxis, zu Provinzialmagistraturen, zu großen und kleinen Juries, endlich auf Stimmrecht in den Wahlen der Grafschaften, wenn auch mit etwas gesteigertem Wahlcensus. Nur mit einem Anliegen drang Hobart durch, daß wenn dies Alles geschehen solle, es wenigstens, um das Ansehen der irischen Regierung nicht ganz zu brechen, von dieser formell ausgehen müsse. Burke und das Comittee wurden somit von Dundas angewiesen, über das Weitere mit der jetzt hinreichend instruirten irischen Regierung zu verkehren. Bald sollte er sich überzeugen, daß damit gerade Alles verdorben sei.

Denn diese Regierung, die nach Pitt's Auftrag die Bitten des Generalcomittee im irischen Parlamente unterstützen sollte, stand in Folge der seit 1788 befolgten Politik in gänzlicher Abhängigkeit von den „Unternehmern" dieses Parlaments, von

den heftigsten Gegnern der Katholiken. Bei aller scheinbaren Freundlichkeit gegen Burke that sie Alles, um die katholikenfeindliche Majorität im Parlamente zusammenzuhalten und zu verstärken. Unter den Katholiken selbst gewann sie den einflußreichen Lord Kenmare; Sir H. Langrishe brachte dann eine Bill in das Unterhaus, welche den Katholiken die juristische Praxis, das Recht Schulen einzurichten, und die Erlaubniß Protestanten zu heirathen, gewährte, und mit großem Gepränge wurde behauptet, dies allein sei der wahre Wunsch des Kerns der Nation, was darüber hinausgehe, sei factiöses Treiben einiger Wenigen. Der Hauptzweck dieser Maßregeln schlug freilich fehl, die große Mehrheit der Katholiken blieb ihrem Generalausschuß treu, wohl aber gelang es auf der andern Seite, die Masse aller Anglicaner in Bewegung zu bringen und das Geschrei zu erregen, die protestantische Kirche sei in Gefahr.

Richard Burke entwickelte all diesen Umtrieben gegenüber die emsigste Thätigkeit. Er hielt alle Katholiken zusammen, beruhigte ihre Ungeduld, belebte ihre sinkende Hoffnung, suchte die protestantische Aufregung zu beschwichtigen und die irische Regierung auf bessere Gedanken zu bringen. Vor Allem aber bestürmte er die englischen Minister, aus ihrer Unthätigkeit herauszutreten, die Dubliner Regierung nicht bloß nach deren eigenen Berichten zu beurtheilen, sondern sich mit dem Generalausschuß in unmittelbaren Verkehr zu setzen. „Ich weiß nicht, schreibt er an Lord Grenville, wie die Regierung nach England berichtet hat, wohl aber, wie sie sich in Irland selbst bemüht, Alles zu verdrehen und zu entstellen. Will das Ministerium sich nicht auch auf anderem Wege aufklären, so kann jene gegen den bestimmten Willen der Minister handeln und braucht nur

falsch zu berichten." Auf den ganzen Zustand wirft er dann ein grelles Licht in der folgenden Bemerkung: „es ist das um so weniger entschuldbar, als sie über die katholische Frage nicht einmal selbst eine bestimmte Meinung an den Tag legt, sondern überall gesteht, daß sie durch die Meinung ihrer parlamentarischen Majorität geleitet werde, diese selbst aber zu leiten unvermögend sei. Um so mehr müßte sie dem englischen Ministerium überlassen, nach einem andern Mittel dafür auszusehen. Jetzt aber verschließt sich der Minister jeder Belehrung, um den Lordlieutenant in Dublin nicht zu compromittiren, dieser folgt den Winken des Canzlers von Irland, und dieser fürchtet seinerseits die Lords Waterford und Shannon zu beleidigen — und so wird der Rath Sr. Majestät durch die Leidenschaften und Vorurtheile irischer Parlamentsglieder in zweiter und dritter Hand beherrscht, während das einzig Angemessene wäre, daß die großen nationalen Fragen, die das Reich im Ganzen interessiren, unmittelbar von London aus behandelt würden."

So viel ist hieraus deutlich, daß die Quelle aller Schwierigkeiten in Irland selbst zu suchen, und das Ministerium nur wegen seiner systematischen Unthätigkeit zu tadeln war. Auch auf diese Vorstellungen kam erst nach sechs Monaten, und dann eine abschlägliche Antwort; Edmund Burke, der indeß persönlich bei Dundas einzuwirken suchte, fand ihn kalt und verschlossen, mit einem Worte, hier war nicht weiterzukommen. „Die irischen Regenten, klagt Richard, belieben die Katholiken als Demokraten, und jeden officiellen Verkehr mit ihnen als Vertrag zu bezeichnen; dann finden sie es unter der Würde der Regierung, mit einer römisch-katholischen Demokratie zu paciscieren. Möglich, daß sie die Katholiken irgend einmal, aber gewiß, daß sie

dieselben so spät als möglich emancipiren wollen. Da sie den Katholiken nur durch die Macht der Protestanten widerstehen können, so hetzen sie diese auf, machen sie zornig, aber nicht kräftig, und stellen sich selbst als Kämpfer einer Partei hin, statt alle Parteien in der Anhänglichkeit an den Thron zu verschmelzen."

Indeß war nach Burke's Angaben eine Bittschrift entworfen, verbreitet und Seitens des Generalausschusses dem irischen Unterhause überreicht worden. Wie aber die Verhältnisse einmal lagen, führte dieser Schritt nur zu einem neuen Scandale. Man affectirte Befremden über die Fortdauer der Bewegung nach den neuesten Wohlthaten; der gänzlich abhängige Stadtrath von Dublin brachte eine Adresse gegen die Katholiken ein, und die Bittschrift wurde trotz Grattan's kräftigem Widerspruche nach einer unanständig kurzen und heftigen Verhandlung beseitigt. Burke erkannte die Unmöglichkeit, hier zu einem Ergebniß zu gelangen; er sah, daß wenn irgend etwas zu erreichen stand, dies nur in London durchgesetzt werden konnte. Wenige Wochen nach jenem Auftritte kehrte er nach England zurück, um hier in unablässigen Wiederholungen die Minister anzutreiben.

In Irland gingen die Angelegenheiten unterdessen ihren traurigen Gang weiter. Die Dissenters sahen die katholische Niederlage im Grunde mit Freuden, sie hofften, die starke Partei bald gänzlich für ihre weitern Pläne zu gewinnen, und trugen in mehreren Beschlüssen die stärkste Sympathie für die Unterdrückten zur Schau. Sie bemerkten ihnen, ganz dem eigenen System, aber wie wir wissen, nicht gerade der Wahrheit gemäß, der Sitz alles Uebels sei in London, von hier empfange

die irische Regierung, durch diese das Parlament zu Dublin seine Vorschriften. Agrarische Unruhen in der Grafschaft Louth schärften die Stimmung auf beiden Seiten; die Regierung nahm davon Anlaß, die Katholiken in London als verderbliche Intriganten zu schildern, und die Minister, damals tief in französischen Sorgen steckend, gegen diese angeblichen Bundesgenossen der französischen Grundsätze mit Mißtrauen zu erfüllen. Parallel damit gingen die Bearbeitungen einzelner katholischer Fractionen: um den entscheidenden Punkt, das Wahlrecht, zurückzudrängen, gab man Hoffnung auf anderweitige Vortheile, die Zulassung zu einzelnen Aemtern, die Besoldung des katholischen Klerus, Alles freilich mit starker Controle Seitens der Regierung verbunden und somit nur geeignet, die selbstständige Haltung der Katholiken zu brechen.

Eine besondere Wirkung hatten aber diese Verheißungen oder jene Verdächtigungen bei dem katholischen Volke oder den englischen Ministern um so weniger, als die irische Regierung damals gerade durch ihre Stellung zum Parlamente in eine nach beiden Seiten höchst anstößige Maßregel hineingenöthigt wurde. Die Ernte von 1792 fiel sowohl in England als in Irland schlecht aus, und die englische Regierung ließ sich um so lieber zu einem Verbote aller Kornausfuhr herbei, als sie dadurch der revolutionären Regierung in Frankreich ein formell unverfängliches und doch höchst empfindliches Zeichen ihres Mißfallens gab. Eine Ausdehnung der Maßregel auf Irland wurde von den Ministern im Hinblick auf Frankreich gewünscht, und von dem irischen Volke als unabweisliches Bedürfniß gefordert. Sie wurde demnach der irischen Regierung vorgeschlagen, diese aber weigerte sich bestimmt, im Parlamente selbst nur einen

Versuch zu ihrer Erwirkung zu machen. Es hing das so zusammen. Die „unabhängigen Landedelleute," der Kern der protestantischen Majorität, waren zugleich große Kornspeculanten. Sie trieben diesen Handel meist mit geborgtem Gelde, und pflegten ihn nach dem ersten Gewinne gleich übermäßig auszudehnen, so daß eine Hemmung des auswärtigen Absatzes hingereicht hätte, sie Alle bankerott zu machen. Dazu kam, daß diese Steigerung der Ausfuhr die Pachtrenten weit über das Verhältniß des Grundwerthes hinausgetrieben hatte, und da die irischen Pächter durchgängig nicht wie die englischen, damals so wenig wie heute, Capital besaßen, so wären auch sie, unvermögend eine augenblickliche Stockung zu überstehen, sofort ruinirt worden. Das Embargo, trotz seiner Nothwendigkeit, hätte den gesammten Ackerbau erschüttert, den Wohlstand des Landes bedroht, und der Regierung, die um der Gutsbesitzer willen das ganze übrige Volk von sich gestoßen, diese selbst entfremdet, und sie vollständig isolirt. An keinem andern Falle konnte es deutlicher zu Tage treten, wie unheilbar unter der damaligen Verfassung die irischen Interessen verfahren waren.

Natürlich wuchs die Gährung im Lande durch ein solches Benehmen außerordentlich, und wurde durch jede Gegenmaßregel der Regierung nur gesteigert. Es wurde damals Herbst 1792 nach englischem Beispiel die Einberufung der Landmiliz befohlen: in England war bekanntlich der Beschluß durch die Furcht vor französischen und englischen Jakobinern hervorgerufen worden, und ein Einfluß dieses Motivs zeigte sich auch in Irland, als die Regierung den Befehl hinzufügte, die bis dahin bestandenen bewaffneten Associationen aufzulösen. Diese Vereine existirten noch seit den Jahren des amerikanischen Krieges, wo die

Minister sie selbst zu den Waffen gerufen hatten, ihr Dasein war also vollkommen gesetzlich, und da die religiöse Frage einmal in dem Mittelpunkte aller Gedanken stand, so sahen die Katholiken auch in diesem Verbote ein Stück des gegen sie gerichteten Unterdrückungssystems. Diese Ansicht verbreitete sich um so rascher, als man in Erfahrung brachte, daß die Regierung das Gerücht ausstreute, die Katholiken hätten sich nach Frankreich um Waffen gewandt, und daß sie dem katholischen Klerus neben der Verheißung eines Gehaltes den Vorschlag machte, das Volk für die Entwaffnung zu stimmen. So warf man sich denn in den entschlossensten Widerstand. Mehrere jener Associationen zogen in offener Verhöhnung jenes Befehls in feindlicher Haltung durch die Straßen von Dublin; die Regierung ließ Kanonen auf dem Schloßhofe auffahren, ein gewaltsames Zusammentreffen schien sich in nächster Nähe vorzubereiten. Unter solchen Umständen griff der Generalausschuß noch einmal kräftig und ganz in Burke'schem Sinne ein. In den ersten Tagen des Decembers berief er in tiefster Heimlichkeit eine allgemeine Versammlung nach Dublin. Es wurde beschlossen, den gesetzlichen Boden noch nicht als völlig hoffnungslos zu verlassen, die verführerischen Anerbietungen der Dissenters von der Hand zu weisen, und eine eindringliche Bittschrift an die höchste und letzte Instanz, an König Georg III. selbst, zu bringen.

In denselben Tagen reichte der jüngere Burke einen Aufsatz dem Ministerium ein, den man als eine Zusammenfassung aller bisherigen Schritte und als eine der trefflichsten Denkschriften bezeichnen kann, die in irgend einer Sache politischer Emancipation entstanden sind. Eine Menge seiner Gedanken

sind von ganz allgemeinem Werthe und auch auf manche Seiten unserer Zustände unmittelbar anzuwenden: eine kurze Uebersicht seines Inhaltes wird deshalb auch hier in jedem Betrachte an ihrer Stelle sein.

Er beginnt mit einer Bemerkung, die für die spätere Unionsgeschichte nicht ohne Interesse ist. „Lords und Gemeine von Irland sind entschlossen, ehe sie die geringste Theilnahme an ihren Privilegien gestatten, dieselben ganz aufzugeben, ihr Parlament zu schließen, und eine englische Provinz zu werden. Ich zweifle, ob Sie Ihren Sinn auf eine solche Union vorbereitet haben, ob Pitt Neigung hat, 50 oder 100 dieser irischen Gentlemen von jenseit des Wassers im Unterhause anlanden zu sehen. Hätten sie nur die Befugniß zu dieser Rache! Lange genug sind sie der Fluch und die Last des irischen Volkes gewesen."

Indem er dann auf die Ansprüche der Katholiken, und vor Allem auf das Wahlrecht übergeht, sagt er: „Die Katholiken fordern einen Antheil an den Wahlen nicht als Ausfluß eines speculativen, nicht als das Ergebniß vorhandener Voraussetzungen eines natürlichen oder selbst eines constitutionellen Rechtes. Sie fordern es als einen Schutz, als eine nöthige Sicherheit, die ihnen jetzt fehlt, für die Ausübung ihrer gesetzlichen Befugnisse. Es ist ihnen nöthig für den Genuß ihrer Industrie und ihres Eigenthums, so wie für die Erlangung gleichen Rechtes in den bürgerlichen und peinlichen Tribunalen." Er führt dies näher aus, indem er den gewaltigen Vorzug schildert, den der Besitz des Wahleinflusses den Anglicanern in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens gewährt; er fährt dann fort: „Die Katholiken können nicht zugeben, daß ein kleiner Schaden für An-

dere mehr wiegen müßte als die größte Wohlthat für sie. Sie fordern nur einen kleinen Antheil an der Gesetzgebung.*) Es kann keinen Grund geben, ihn jetzt zu verweigern, es sei denn der Beschluß, ihn nie zu geben. Dafür ließe sich aber nur eine Rechtfertigung denken: daß nämlich den Katholiken mit Sicherheit überhaupt kein Grad politischen Einflusses anvertraut werden könne. Aber sie behaupten, daß eine Grundbedingung jeder richtigen und tüchtigen Politik das Aufgeben dieses Mißtrauens ist. Die Protestanten haben durch die Strafgesetze drei Viertel des irischen Bodens erworben, und jetzt im Besitze jeder einträglichen Ehre im Lande, was Unsinnigeres können diese wenigen Regenten beginnen, als die vielen Niedrigen stets versichern, ihre beiderseitigen Interessen seien unverträglich. Ein Papist kann Schlüsse bilden so gut wie ein Protestant, und hier wäre der Schluß unvermeidlich, daß wenn er einer protestantischen Regierung wesentlich gefährlich ist, ihm diese Regierung unmöglich ersprießlich sein kann."

Burke führt darauf aus, wie dies Mißtrauen alle Gräßlichkeiten der irischen Geschichte erzeugt habe, er thut dar, daß die begehrten Rechte gar nichts Neues in der englischen Verfassung seien, daß die Katholiken unter den Stuarts und selbst bis 1727 in das Parlament wählten und gewählt wurden. In Bezug auf die allgemeinen Folgen für die Verfassung fügt er die inhaltschweren Worte hinzu:

*) Nur bei den Wahlen der Grafschaften. Diese schickten von 300 etwa 60 Mitglieder in das Unterhaus. Die Katholiken, die beinahe 1/4 des Bodens besaßen, konnten also durchschnittlich auf 15 Wahlen rechnen, und da sie an Zahl dreifach so stark als die Protestanten waren, so bemerkte Burke richtig, daß hienach ein protestantischer Wähler so viel wog wie 60 katholische.

„Die Zulassung der Katholiken kann die Verfassung nur stärken, indem sie eine größere Menschenzahl für ihre Erhaltung interessirt. Die Furcht, daß sie zu einer (radicalen) Parlamentsreform führen würde, ist völlig eitel. Die Katholiken fordern den Eintritt in das bestehende System, die Reformer den Sturz desselben. Sie (die Katholiken) wollen der Regierung nicht verheimlichen, daß eine mächtige und unruhige Partei (die Dissenters) sie mit allen Mitteln zu gewinnen sucht. Vertrieben aus dem Grundbesitz, haben sie jetzt im Handel eine mächtige Stellung gewonnen: sie fühlen sich stark genug, um in die Sphäre der Politik eingeführt zu werden, aber nicht stark genug, um dieselbe zu sprengen. Vielmehr halten sie dafür, die zeitgemäße Ausdehnung eines Rechtes sei das beste Hülfsmittel für seine Erhaltung. Sie selbst (Dundas) bemerkten einst: nachdem man den Katholiken die Fähigkeit gegeben,*) Grundbesitz zu erwerben und zu vererben, scheint es unnatürlich, daß der Besitz nicht den Wunsch nach den übrigen Wohlthaten des Grundes und Bodens rege machen sollte. So verhält es sich. Wer das principale gibt, kann das accessorium nicht weigern. Von einer andern Seite betrachtet, war die Zulassung der Katholiken zum Grundbesitze das glücklichste Ereigniß. Sie hintertrieb, was ohne sie zum Ausbruch gekommen wäre, einen Kampf um das Eigenthum. Möge jetzt die Maßregel vollständig werden."

„Es ist gefährlich und unsicher, ein neues Recht zu erschaffen. Es ist sicher und heilsam, die Fähigkeit zum Genusse eines vorhandenen auszudehnen. Dort sind wir alle auf offe-

---

*) Im Jahre 1782. Vorher galt kein Eigenthumstitel in katholischen Händen länger als 33 Jahre.

ner See. Hier können wir Tendenzen, Wirkungen, Mißbräuche aus Erfahrung beurtheilen."

Zum Schluß verneint er selbst, stark im Bewußtsein seiner Sache, mit edler Offenheit die Erwartung, mit diesen Concessionen würde das Vorwärtsstreben der Katholiken für alle Zeiten beendigt sein.

„Werden die Katholiken künftig mehr fordern? Gewiß. Wenn sie auf einen Theil ihrer Ansprüche jetzt verzichten, so wünschen sie ihre Mäßigung nicht als Einräumen irgend eines Vorwurfs, sondern als ein nothwendiges und zeitweiliges Opfer an den Rest unvernünftiger Vorurtheile betrachtet zu sehen. Sie haben zunächst nur im Auge, an einem kleinen Beispiel zu zeigen, daß ihre Einführung in das politische System keine Gefahr bringt."

„Wie aber? So wollen sie von Punkt zu Punkt fortschreiten, bis sie Herren des ganzen Staates sind? Das ist der Knoten. Gebt ihnen Eigenthum, dann werden sie politische Privilegien erwerben, dann mehr Eigenthum, dann werden sie in die Corporationen, dann in die Parlamente dringen, vom Civil zum Militär, vom Gericht in die Finanzen, und dann, mit einem gewaltigen Sprunge, dann gibt es nur Papisten in Armee, Senat und Verwaltung, dann haben wir einen päpstlichen Staat und eine päpstliche Kirche — und dann ist's aus, und der Korb fauler Eier wird der Grund für die Zerstörung des Reiches."

„Der Fehler liegt hier: der Schluß setzt voraus, daß dieselbe Eifersucht und derselbe Gegensatz der Interessen, der zwischen Privilegirten und Nichtprivilegirten obwaltet, fortdauern wird nach der Zulassung der letztern zum Privileg. Wäre dies

richtig, so würde folgen: wo einmal die Masse des Volkes von einem politischen Status ausgeschlossen ist, kann sie niemals ohne Gefahr für den ganzen Staat wieder aufgenommen werden. Aber die Geschichte aller modernen Völker widerlegt das."

Daß diese Ausführungen des Sohnes wie aus der Seele des Vaters herausgeschrieben waren, liegt in der Natur der Sache. Im Februar 1793 entwarf zudem der Letztere den Plan eines Schreibens, welches Dundas an den Lordlieutenant von Irland, Graf Westmoreland, schicken sollte, genau nach denselben Gesichtspunkten. So persönlich nahe stand er dem Ministerium freilich nicht, daß dies geschehen wäre, in der Sache selbst aber wurde dennoch die bedeutendste Wirkung erzielt.

Es ist nach allem Vorigen von selbst einleuchtend, mit wie vollem Strome diese Lehre der Versöhnung streitender Interessen durch allmälige Hebung des unterdrückten in Pitt's Ansichten über Irland einmündete. Es war ein Punkt, wo die tiefe Verwandtschaft beider großen Staatsmänner, durch polemische Antecedentien oder untergeordnete praktische Abweichungen nicht entzweit, wie es bei der französischen Frage der Fall war, in hellem Lichte sich herausstellen konnte. Was Burke näher betrifft, so liegt seine eigenste Natur in diesen Erörterungen zu Tage. Ein Frevel wäre es ihm trotz alles Elendes der Katholiken erschienen, wenn sie im Namen der Freiheit und Gleichheit gegen die bestehenden Ordnungen zu Felde gerückt wären. Aber aus unzähligen Gründen findet er diese Ordnung verpflichtet, die Katholiken in ihre Kreise aufzunehmen, zunächst deshalb, weil die Katholiken einer solchen Besserung ihrer Lage würdig seien. Höchst charakteristisch erscheint es, daß er die späterhin bis zum

Ekel verfolgte Frage: in wie weit die Katholiken als gläubige Diener des päpstlichen Kirchenrechts sich zu modernem und englischem Staatsleben befähigten, gar nicht einmal erwähnt. Dem damaligen Zustande gegenüber wäre ihm diese Frage als eine eben so gehaltlose und speculative Spitzfindigkeit erschienen, wie die Lehre der Menschenrechte in ihrer praktischen Anwendung auf den französischen Staat. Seine Thätigkeit erwächst hier wie überall aus einer umfassenden Beurtheilung des zuständlichen Details, getragen von einer weiten politischen Erfahrung, von warmer Sittlichkeit und einem energischen Rechtsgefühle.

Pitt entschloß sich, den Forderungen der Katholiken gerecht zu werden. Trauen wir Grattan's Versicherung, so hätte Georg III., derselbe, der später unerschütterlich den Katholiken den Eintritt in das Parlament aus religiösen Scrupeln weigerte, auf Burke's Vorstellungen den entscheidenden Antrieb gegeben. Es zeigte sich sogleich, was das Ministerium in Dublin vermochte, wenn es wollte. Am 20. März 1793 passirte die popery act, ein Gesetz, welches die vor einem Jahre schimpflich abgewiesenen Bitten im Wesentlichen sanctionirte, und den Katholiken den Eintritt in die Miliz und die Wahlcollegien, wenn auch mit etwas gesteigertem Wahlcensus eröffnete.

Es war ein bedeutender Schritt vorwärts, ein Abschluß aber für die Restauration Irland's in keiner Beziehung. Bald nachher brach der Krieg gegen Frankreich aus; die vermehrte Steuerlast und die Störung der wichtigen Leinenindustrie, die er unausbleiblich herbeiführte, gab den niederen Volksclassen Anlaß genug zu Entbehrung und Mißvergnügen; und die radi-

calen Dissenters steigerten sich in ihren demokratischen Plänen, je entschiedener die Regierung zu dem demokratischen Frankreich in Gegensatz getreten war. Das Ministerium fand sich noch im Jahre 1793 veranlaßt, die Suspension der Habeas-Corpus-Acte und die Einsetzung außerordentlicher Gerichtshöfe für mehrere Gegenden der Insel zu bewirken. Indeß fanden diese in der nächsten Zeit wenigen Stoff zu ihrer Thätigkeit, vor Allem weil der gebildete und einflußreichste Theil der Katholiken jetzt entschiedener als jemals jede Verbindung mit den „Vereinten Iren" zurückwies.

Auch Pitt blieb noch eine Weile auf dem einmal eingeschlagenen Wege. Er hatte sich entschlossen, die katholische Kirche als solche für die Regierung zu interessiren, und so eben den Gedanken gefaßt, für die Bildung ihrer Priester das Maynooth-Colleg zu gründen und aus Staatsmitteln auszustatten. Ganz zu triumphiren schien aber diese Richtung, als im Sommer 1794 Burke's Freunde, die conservative Fraction der Whigs, den Herzog von Portland an der Spitze, mit Pitt ihren feierlichen Frieden schlossen, und sogleich einen ansehnlichen Theil des Ministeriums erfüllten. Die bisherige irische Politik konnte für völlig beseitigt gehalten werden, und im Herbste 1794 wurde Westmoreland aus Dublin abberufen und an seiner Statt Graf Fitzwilliam, der Sohn Rockingham's, jenes ersten Beschützers Burke's, Lordlieutenant des Königreichs. Auf der Stelle gewannen hier die Dinge eine andere Gestalt. In der nächsten Umgebung des Statthalters sah man nicht mehr die Parlamentsunternehmer, nicht mehr die Sippschaft, die ein Jahrhundert lang auf Irland gelastet. Mit ihm verkehrte der künftige Präses des Maynooth-Collegs, der katholische Geistliche Hussey,

und bewirkte die Abschaffung des grausamen Mißbrauchs, nachdem bis dahin katholische Soldaten bei Peitschenstrafe in den hochkirchlichen Gottesdienst hineingetrieben wurden: es erschien der alte Führer der Opposition Henry Grattan täglich im Schlosse, und bereitete hier eine Bill auf vollständige Emancipation der Katholiken vor. Draußen bewegten sich zahlreiche Bittschriften gleichen Inhalts durch die Grafschaften, und waren bald mit einer halben Million Unterschriften bedeckt. Und, schrieb Hussey damals an Burke, es ist meine feste Ueberzeugung, auf zahlreiche Erkundigung gestützt, daß nicht fünf Katholiken im Lande sind, zehn Pfund werth, die nicht gegen den französischen Angriff den letzten Blutstropfen verspritzen würden.

Leider war dies hoffnungsreiche Einverständniß nicht stark genug, den Angriffen zu widerstehen, die von zwei Seiten her darauf unternommen wurden. Daß die gestürzten irischen Machthaber ihre Niederlage nicht ruhig hinnahmen, lag in der Natur der Sache. Sie belagerten den König und den Minister mit ihren Vorstellungen, wie der Lordstatthalter die Regierung in das Verderben reiße, Irland einem demokratischen Schwindelgeiste, jakobinischen Theorien und endlich den französischen Waffen überliefere. Seinerseits war Pitt etwas verstimmt über Fitzwilliam, welcher die irischen Tories unsanfter behandelte, als es mit Rücksicht auf die englischen der Minister begehrt hatte. Dazu kam, daß in demselben Augenblicke die „Vereinten Iren" Alles thaten, um die Anklagen ihrer Feinde möglichst wahrscheinlich zu machen. Eben hatten die in England geführten politischen Processe einen engen Zusammenhang zwischen den englischen und irischen Dissenters nachgewiesen, Correspondenzen mit den französischen Parteien lagen vor, deutlich genug, den Verdacht

einer weitgreifenden Verschwörung zu wecken, unbestimmt genug, um die Scheidung der schuldigern und unschuldigern Elemente zu erschweren. Endlich war es den „Vereinten Iren," gelungen, einen rein katholischen Club, die „Vertheidiger" ganz zu sich herüberzuziehen, ein Umstand, den die anglicanische Faction weitläufig zu Ungunsten aller Katholiken auszubeuten verstand. Erinnert man sich nun, wie heißglühend damals sogleich jeder Stoff erschien, der irgendwie sich mit dem Feuer der französischen Revolution berührte, wie frisch und unerprobt noch Pitt's Bündniß mit Fitzwilliam und dessen Freunden war, wie viele bittere Erfahrungen Pitt bereits in den irischen Angelegenheiten gemacht hatte: so wird man es menschlicher Weise begreiflich finden, daß der mächtige Minister unter solchen Verhältnissen die ihm sonst natürliche Zähigkeit nicht bewährte. Er erhielt damals von dem Könige ein Handschreiben, worin dieser ihm höchst kategorisch erklärte, er wolle von der irischen Sache nichts weiter hören. Pitt bequemte sich dem königlichen Befehle.

Im Februar 1795 wurde Fitzwilliam plötzlich nach England zurückberufen, und Lord Camden, sonst ein unbescholtener Mann von liberaler Gesinnung, führte das ganze alte System mit seinen Coterien, Bestechungen und Bedrückungen, mit der Alleinherrschaft der „Unternehmer" und der Willenlosigkeit des englischen Ministeriums wieder zurück. Noch ehe er erschien, schrieb Hussey an Burke: „die Nachricht von Fitzwilliam's Zurückberufung ist gekommen, Irland steht an der Schwelle des Bürgerkriegs. Bleibt es dabei, so wird das Volk sich gewöhnen, das englische Cabinet in feindseligem Lichte zu betrachten, und seine Gedanken auf gänzliche Trennung von England zu richten."

„Alles ist vorbei, ruft Grattan aus, der Bruch ist unheilbar. Das System des politischen Wuchers ist anerkannt von England.“

Der Bruch war unheilbar. Die Katholiken, plötzlich von der Höhe ihrer Erwartungen herabgestürzt, überschritten jetzt auch ihrerseits die Linie der Gesetzlichkeit, die bis dahin ihre Geduld und Ausdauer eingehalten hatte. Auf allen Punkten des Landes fielen sie jetzt den „Vereinten Iren“ zu, und einer neuen Verkündigung des Aufruhrgesetzes antworteten sie nur durch überall neu hervorsprießende Clubs, und am 9. April durch eine Generalversammlung in Dublin, welche unverholen, auf die ewigen Rechte der Menschen gestützt, die Verderblichkeit jedes Zusammenhangs mit England aussprach. Burke warnte vergebens: ob Irland zwischen Frankreich und England gestellt, je auf wahre Unabhängigkeit rechnen könne, ob die Katholiken etwa von den Jakobinern mehr Achtung für ihre Religion als von den Engländern erwarteten. Die Zeit des mäßigen Abwägens der Verhältnisse und der Rechte war vorüber: es gab hier nur noch das eine Gefühl der Bedrückung, des Aufstrebens, der Kampflust. Der Generalausschuß war nicht mehr im Stande, sich in diesem Strome aufrecht zu halten, er verschwand von der Leitung, und statt seiner richteten sich die engern und weitern Verbände der „Vereinten Irländer“ ein, die sich sämmtlich zu blindem Gehorsam gegen einen engen Ausschuß unbekannter Obern in Dublin verpflichtet hatten.

Die irische Regierung besaß über die Beschaffenheit dieser Organisationen nur sehr unklare Nachrichten. Ein Umstand, der sie der heranwachsenden Gefahr gegenüber in neue Sicherheit einwiegte, war das Verhalten des katholischen Klerus, der trotz mancher religiösen Bedrückung (es wurden z. B. wieder die katholischen Soldaten bei Peitschenstrafe zum anglicanischen

Gottesdienst befehligt) das Heranwachsen der „Vereinten Iren" nicht gern sah, sich vielfach mit der Regierung in Verbindung setzte, und in manchen Orten angestrengt für die Entwaffnung des Volkes wirkte. Selbst eine blutige Lehre zu Anfang des Jahres 1796 machte ihn nicht irre darin. Damals brach in der Grafschaft Armagh ein wilder Tumult gegen die Katholiken aus, wo diese, unbewaffnet wie sie waren, gegen die Mißhandlung des anglicanischen Pöbels nur auf den Schutz der Behörden angewiesen waren, und hier sich völlig verlassen und preisgegeben fanden. Die Erbitterung des Volkes stieg auf den höchsten Grad, so daß die Häupter der „Vereinten Iren" die Stimmung reif erachteten. Lord Fitzgerald und Wolf Tone verließen die Insel heimlich, gingen zunächst nach London, wo selbst Fox mit ihnen in freundschaftliche Besprechung trat, und wandten sich dann nach Paris, um persönlich mit dem Directorium den Angriff auf die englische Herrschaft in Irland zu bereden. Während dem vollendeten die „Vereinten Iren" ihre innere Organisation nach Districts-, Provinzial- und Nationalvereinen, wöchentlich wurden Tausende neuer Mitglieder eingeschworen, und im Heere selbst bildeten die katholischen Soldaten geheime Associationen. Der Aufstand begann im Laufe des Sommers, in zahllosen kleineren Unordnungen und Gewaltsamkeiten, die sich bald über den ganzen Norden der Insel verbreiteten, vor dem Erscheinen der bewaffneten Macht überall zerstoben, aber die Kräfte der Regierung in athemloser Anspannung hielten. Im October waren die Dinge so weit gediehen, daß Pitt für den Fall einer französischen Landung von der Unmöglichkeit des Widerstandes überzeugt war, und dies allein bestimmte ihn, den Lord Malmesbury nach Paris zu senden, um mit dem Direc-

torium eine Friedensunterhandlung anzuknüpfen. Später hat man vielfach gestritten, in wie weit das Anerbieten von englischer Seite ernsthaft und aufrichtig gewesen; es ist auch gar keine Frage, daß die Zweifel sich drängen, wenn man nur die damaligen Verhältnisse des Continental- und Colonialkrieges, und die hierauf bezüglichen englischen Eröffnungen in Betracht zieht; hier ist Alles so ungenügend und zweideutig, daß der Gedanke unabweisbar scheint, Pitt habe nur vor dem Unterhause einen scheinbaren Beweis seiner Friedensliebe liefern wollen. Auf der andern Seite sind neuerlich die Tagebücher und Briefschaften des englischen Botschafters gedruckt worden, und diesen Documenten gegenüber ist es wieder unmöglich, an dem dringendsten Wunsche des englischen Ministeriums zu zweifeln, daß der Friede so bald wie möglich zu Stande kommen möge. Den Schlüssel zu diesem Widerspruche liefert erst ein Schreiben Fitzwilliam's an Burke, vom 10. November 1796: „Unsere Sprache ist hochtönend und stolz im höchsten Grade, aber unsere Grundsätze und Motive sind niedrig, schlau und dem Augenblick dienend. Daher alle unsere Schwierigkeiten, und weil wir stets bei dem Scheine der größten Entschiedenheit einen Rückzug in Reserve halten wollen, machen wir jetzt in den Augen von ganz Europa die traurigste Figur. — Pitt ist nicht feige und nicht selbst in Furcht, aber er sucht uns armes Volk in Sorgen zu setzen. Er ist entschlossen, Frieden zu machen, nicht wegen der Lage des Krieges, denn die Franzosen stehen nicht vor den Thoren Wien's, sondern sind über den Rhein zurückgetrieben: der Grund seiner friedfertigen Hast ist vielmehr Irland, und die Furcht vor einer französischen Expedition dahin.“ Den Frieden suchte also Pitt mit aufrichtigem Ernste, der Grund aber, der einzige Grund dieses Strebens war Irland.

Die ungünstige Lage der englischen Unterhandlung ist hiernach von selbst klar. Der eigentliche Antrieb derselben durfte in keiner entferntesten Wendung berührt werden: in allen andern Beziehungen hatte man gar keinen Grund zu einer wirklichen Nachgiebigkeit, vielmehr sehr bestimmte Verpflichtungen, in dem österreichischen Bündnisse auszudauern. Unglücklicherweise war bei dem Gegner nun ganz und gar keine Spur von Friedensliebe, das Directorium wünschte nach allen Richtungen die Fortdauer des Kriegs, und war endlich über die irischen Verwicklungen vollständig orientirt. Daraus ergab sich der Gang seiner Unterhandlungen sehr einfach. Obgleich die wichtigsten Schwierigkeiten gleich zu Anfang hervortraten, zog man den Notenwechsel und die Aussicht auf Verständigung grade so lange hin, bis General Hoche seine nach Irland bestimmten Rüstungen vollendet hatte. Dann erging binnen 24 Stunden der Befehl an Lord Malmesbury, Paris zu verlassen, und an die französische Flotte, in See zu stechen.

Es ist nun bekannt, durch welche unvorhergesehenen Umstände das Unternehmen im Augenblicke des Gelingens scheiterte. Durch Stürme von einander getrennt, landete der Admiral an einem, General Hoche an einem andern Küstenpunkte, und beide ohne Nachricht von einander wagten sich nicht in das Innere zu vertiefen. Hervorzuheben ist hier nur, wie auch jetzt in diesem äußersten Stadium des Kampfes die „Vereinten Iren" den Katholiken vorausgeeilt waren. Während die Obern der Einen den französischen Angriff veranlaßt hatten, strömte die Masse der Andern zu den Versammlungen der Miliz, um trotz alles Hasses gegen die Regierung zunächst den auswärtigen Feind vom heimischen Boden zu entfernen. Dennoch mußte der Ein-

druck der höchsten Gefahr und unvermutheter Rettung in England gewaltig sein: Niemand konnte sich verbergen, daß man zuletzt das Heil doch nur dem zufälligen Ungestüm der Elemente verdankte.

Wenige Monate nach diesen Vorgängen starb Burke. Wir werden schwerlich irren, wenn wir unter so vielem Traurigen, was seine letzten Tage getrübt hat, das Bild der irischen Zustände zu dem Traurigsten rechnen. Denn hier war Niemand mehr, für dessen Handlungen und Wünsche er sich noch hätte interessiren mögen: er sah eine Regierung voll von Ohnmacht und Gewaltsamkeit, ein Land in physisches und moralisches Elend versenkt, eine Bevölkerung durch die gerechtesten Antriebe in unheilvolle Richtungen gestoßen, den Bürgerkrieg und den Anschluß an den Nationalfeind nur durch äußern Zufall auf kurze Zeit hinausgeschoben.

Für's Erste brachte allerdings das Fehlschlagen des General Hoche einen augenblicklichen Stillstand in das Treiben der „Vereinten Iren." Da aber alle materiellen Ursachen der Unzufriedenheit fortdauerten, da die Steuerlast durch das Wachsen der Kriegsschulden*) zunahm, da die Bestechung des Parlamentes und somit auch die Ausgaben des Staates sich steigerten, so ging die Agitation sehr bald ihren Gang weiter. Im Laufe des Sommers 1797 waren alle noch sonst vorhandenen Associationen mit den vereinten Iren verschmolzen, und in denselben Zeiten hatten auch die Anglicaner ihre Kräfte in den Orangelogen zusammengenommen, um unabhängig von der Regierung

*) 1784 betrugen sie 7 Millionen, 1792 schon 11, 1800 gar 21 Millionen Pfund.

eine populäre Gewalt gegen die andere zu setzen. Auch die Verbindungen mit Frankreich hatten sich neu belebt; nach dem Frieden von Campo-Formio war Bonaparte zum Anführer der „armée d'Angleterre" ernannt worden, und wenn er selbst freilich ganz andere Pläne darunter versteckte, so schloß doch das Directorium mit Wolf Tone auf eine neue Expedition im Jahre 1798 ab.

Demgemäß verkündeten am 19. Februar 1798 die Clubbs, sie würden keinen Antrag der beiden Parlamente weiter annehmen, sondern sich nur auf völlige Trennung von Großbritannien einlassen. Der Krieg war erklärt, und nur noch ungewiß, wer ihn in vortheilhafter Weise beginnen würde. Das Geschick entschied auch dieses Mal für England. Im März erfuhr die Regierung die bisher verborgenen Namen der Anführer, und nahm sie an einem Tage, so viel ihrer in Dublin anwesend waren, gefangen. Bei der streng hierarchischen und ordensartigen Organisation der „Vereinten Iren" war damit schon alle Hoffnung auf eine zusammenhängende und planmäßige Erhebung abgeschnitten; man hatte ferner keine Wahl mehr über den Zeitpunkt des Beginns, und sollte überhaupt noch etwas geschehen, so mußte es gleich geschehen, denn die Regierung kannte nun Plan, Hülfsquellen, Verbreitung des Aufstandes, und etwa an ein Abwarten der französischen Hülfe war nicht zu denken.

Man brach darauf los, wo man eben die Waffen in der Hand hatte, gleich im Beginne fast ohne Aussicht auf Erfolg, aber wutherfüllt und getröstet durch den Gedanken, bei eigener Vernichtung wenigstens auch dem Gegner wehe zu thun. Nach wilden Grausamkeiten und einem maßlosen Blutvergießen von beiden Seiten war schon im Juli Alles zu Ende, und nur zu Niederlage und Gefangenschaft setzte am 22. August

General Humbert eine Handvoll französischer Truppen an das Land.

So gräßlich nun auch in seiner kurzen Dauer der Krieg sich verlaufen hatte, so terroristisch auch nachher die Militärgerichte gegen die gefangenen Häupter verfuhren, so wenig war Lord Cornwallis, den die Gefahr an die Spitze des Heeres und der Erfolg statt Camdens an die Spitze der irischen Regierung gebracht hatte, der Mann dazu, die Härte des Kampfes auch gegen die Besiegten fortzusetzen. Sehr bald folgte, von Pitt ausdrücklich gebilligt, eine allgemeine Amnestie, und nun trat die große Aufgabe rein hervor, durch eine zweckmäßige Verwaltung die Wiederkehr dieser Gräuelscenen unmöglich zu machen.

Pitt beschloß die sofortige Union der beiden Parlamente.

Früher hatte er dieselbe durch eine Verschmelzung der beiderseitigen Interessen vorbereiten wollen. Abgeschreckt durch die Erfahrung von 1785 hatte er Irland ganz liegen, und sich nur für kurze Zeit 1793 durch Burke wieder in gleicher Richtung fortbewegen lassen. Jetzt war eine schreckenvolle Gewißheit geliefert, wohin die Herrschaft des bisherigen Parlamentes führen mußte, an der Nothwendigkeit einer allseitigen Reform konnte nur ein Aberwitziger zweifeln, und man wußte, wie viel Reformen man sich von dem irischen Parlamente versprechen durfte. Und auf der andern Seite, nicht eher war ergiebige Ruhe in Irland zu erwarten, bis die Katholikenfrage gelöst wäre: und wie stand man jetzt mit den Katholiken? Angenommen, der englische Einfluß, wie er 1793 dem irischen Parlamente katholisches Wahlrecht aufgedrängt, hätte ihm jetzt das noch viel Verhaßtere, katholische Wählbarkeit abgenöthigt, konnte man jetzt noch wie damals des guten Willens katholischer Deputirten für

den Gesammtstaat oder für das protestantische Irland sicher sein?

Diese Erwägungen führten nothwendig zu dem Ergebniß, so schleunig wie irgend möglich das irische Parlament mit dem englischen zu verschmelzen. Dann konnte man den Bedürfnissen der Katholiken entgegenkommen, ohne die Uebergriffe einer gesonderten katholischen Versammlung fürchten zu müssen. Dann durfte man erwarten, von der vereinten Vertretung Großbritannien's die Wohlthaten für Irland zu erlangen, welche die irischen Anglicaner bisher als einen Diebstahl an ihren Rechten verweigert hatten.

Oben erwähnte ich die Neigung dieser Oligarchen, lieber eine unbedeutende Stellung im englischen Parlamente einzunehmen, als im irischen den Katholiken an der Herrschaft Theilnahme zu gestatten. Aber wie Burke es vermuthet hatte, diesen irischen Schacher nur ohne Weiteres in sein Unterhaus zu verpflanzen, das war Pitt's Meinung nicht. Und kaum war es bekannt geworden, was er beabsichtigte, so erhob sich die irische Aristokratie zum lebhaftesten Kampfe, und sie war es, welche gegen den ersten Versuch des Ministeriums, die Union zu erwirken, eine Majorität in ihrem Unterhause und zahlreiche Petitionen aus den Grafschaften zu Stande brachte.

Dieses Mal jedoch war Pitt ihren Umtrieben unzugänglich. Die Mittel, die er so lange für den Bestand des Systemes hatte anwenden müssen, gebrauchte er noch einmal im weitesten Umfang für seine Zerstörung. Die irischen Senatoren waren nicht so geschaffen, ihr politisches Dasein gegen solche persönliche Vortheile zu behaupten, und so starb das irische Parlament durch Bestechung, wie es durch Stellenkauf gelebt hatte.

Es ist hier der Ort nicht, außer den allgemeinen Gesichtspunkten, welche schon angegeben sind, und zur Bildung eines Urtheils vollkommen ausreichen, noch im Einzelnen die Verdienste der Union oder die Vorwürfe dagegen zu prüfen. Stat mole sua. Nur einige Punkte, ohne welche unsere Darstellung nicht abzuschließen wäre, müssen hervorgehoben werden.

Zunächst enthielt die Union neben der Verpflanzung auch eine Reform des irischen Parlaments. Die Zeit der Entreprisen war vorüber. Die Zahl der Unterhausmitglieder wurde nach dem Verhältniß zu den englischen von 300 auf 100 herabgesetzt, und die aufgehobenen 200 Stimmen nur den Wahlflecken entzogen.

Sodann ergab sich aus der Parlamentsunion sogleich ein vollständiger Handels- und Zollverein der beiden Königreiche, ein Vortheil, der für die irische Industrie nicht zu hoch angeschlagen werden kann.

Endlich stellte, von Pitt ermächtigt, Cornwallis den Katholiken in Aussicht, daß ihre gänzliche Emancipation möglichst bald dem vereinigten Parlamente vorgeschlagen werden sollte. Dies durchgesetzt, und alle Uebelstände, von denen bisher in öffentlicher Weise die Rede war, wären unmittelbar durch die Union erledigt gewesen.

Hier aber sollten sich neue Schwierigkeiten auf lange hin in den Weg stellen. Eine Verwicklung der Umstände trat ein, welche auf die Tendenz und den Werth aller bisherigen Schritte ein eigenthümliches Licht warf.

Die Union war am 24. Mai 1800 vollzogen worden. Nach allen bekannt gewordenen Documenten läßt es sich nicht bezweifeln, daß Pitt jene Hoffnung aus eigner echter Ueberzeugung,

mit dem ernsten Vorsatze baldigster Verwirklichung erregt hatte. Dundas, Grenville, Windham waren einverstanden mit ihm über die Katholikenemancipation, eine Menge irischer Stimmen hatten sich eben deshalb der Union günstig erklärt. Uebrigens befanden sich im Ministerium selbst feindlich gesinnte Elemente, doch schienen sie um so weniger gefährlich, als sie sonst aus allen denkbaren Rücksichten an Pitt geknüpft waren, und der König selbst, wenn auch allen Neuerungen abhold, und oft mit Pitt's herrischen Formen unzufrieden, in wesentlichen Dingen sich dem Einflusse des Ministers noch nicht entzogen hatte. Auf einen günstigen Anlaß harrend, suchte man im Stillen vornehmlich sich die Vota der neuen irischen Parlamentsglieder zu sichern, und hielt bis dahin den Plan allen Nichteingeweihten verborgen. Man dachte, beim Beginne der neuen Session die Emancipationsbill fertig ausgearbeitet dem Könige vorzulegen, und seine Einwilligung gleichsam durch einen Handstreich zu nehmen. Man wußte, daß er noch eben so wie früher wegen seines Krönungseides sich gegen die Maßregel sträuben würde; man war überzeugt, daß wenn man sein Ja nicht im Sturme erobere, seine zähe Bedenklichkeit niemals zu überwinden sein werde.

So richtig dies Alles, und so wohl berechnet Pitt's Verhalten demnach war, so wurde das Ganze doch durch einen Umstand vereitelt, den Pitt bei seiner Rechnung nicht vorausgesehen hatte, durch den Verrath eines seiner Collegen, des Lordcanzlers Loughborough, der schon im September den König über Pitt's Vorhaben heimlich unterrichtete, im December durch eine weitläufige Denkschrift die Abneigung desselben gegen die Bill befestigte, und gleichzeitig die sehr ehrwürdigen Bischöfe von Canterbury und London zu einem kräftigen Einwirken auf das religiöse Gewissen

des Königs veranlaßte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Georg III., so grundlos die klerikalen Vorstellungen waren, in Wahrheit sich durch den Krönungseid gebunden erachtete; es kam dazu freilich auch jene etwas ungeduldige Stimmung gegen den Minister, der ihn siebzehn Jahre lang zum Heile Englands beherrscht hatte: so beschloß er nicht bloß, künftig der Bill seine Zustimmung zu weigern, sondern für jetzt auch gegen Pitt zu schweigen, ihn die Bill vorbereiten, und mit dem officiellen Antrag ruhig kommen zu lassen. So ging die Sache ihren Gang. Pitt ließ die Bill ausarbeiten, die Mehrheit des Unterhauses für dieselbe sicher stellen: am 31. Januar 1801 schrieb er dem Könige, daß er beabsichtige, durch die Aenderung des Testeides den Katholiken den Zugang zum Parlamente zu eröffnen, und von der Durchführung dieser Maßregel sein Verbleiben im Amte abhängig mache.

Nun war eben damals die auswärtige Lage im höchsten Grade gespannt und bedenklich. Oesterreich war im Begriffe, durch den Luneviller Frieden Napoleon's Uebermacht sich zu unterwerfen. Die Ostseestaaten hatten sich zu einem bewaffneten Bunde vereint, um den neutralen Handel gegen die Eingriffe der englischen Marine zu schirmen. England stand auf dem Punkte, alle Seemächte Europa's unter Napoleon's furchtbarer Leitung gegen sich in Waffen zu sehen. In dieser Lage mochte der König glauben, daß Pitt unter keinen Umständen das Staatsruder aus der Hand geben würde; er lehnte den Antrag des Ministers ohne Zaudern mit kalter Bestimmtheit ab. Sogleich ging der Ruf durch das Land, Pitt werde das Ministerium verlassen.

Und so geschah es. Die bedeutenden seiner Freunde standen

ihm unlösbar zur Seite, der jüngste unter ihnen, später berufen, die entscheidenden Schritte gerade in der katholischen Sache zu thun, George Canning, trieb ihn unaufhörlich, hier nicht zu wanken und zu weichen. Noch an demselben Tage reichte er seine Dimission ein. Der König schrieb ihm zurück: „ich kann Pitt's Meinung, wenn sie einmal so unglücklich festgestellt ist, nicht ändern, ich hoffe aber, sein Pflichtgefühl wird ihn abhalten, am Ende meines Lebens seine jetzige Stellung aufzugeben. Ich würde es tief bedauern, wenn ich aus politischen oder religiösen Gründen in seine Abdankung willigen müßte." Es war vergebens. Am 10. Februar löste sich das Ministerium auf, zwölf Tage später lag der König im Fieber, das in stets heftigeren Schwingungen sein Gehirn ergriff, und zum zweiten Male das Land mit einer Regentschaft bedrohte. Zwischen den Anfällen saß er dumpf vor sich hinbrütend, schmähte wohl auf Pitt, und rief dann aus: ich bin besser, aber ich will der Kirche treu bleiben. Indeß stellte seine robuste Natur sich her, am 7. März war er außer Gefahr, und ließ es Pitt mittheilen, der dann ehrfurchtsvoll und bedauernd antwortete und versprach, die Katholikenfrage ruhen zu lassen.

Die angeführten Details werden nicht unwichtig erscheinen, wenn man sieht, daß Pitt's ganzes Benehmen gewöhnlich als eine Maske geschildert wird, hinter welcher er, der Minister des französischen Krieges, anständig von dem Portefeuille Abschied genommen, jetzt wo die Nothwendigkeit einer friedfertigen Politik ganz einleuchtend geworden.

Man bedenkt dabei nicht, daß Pitt um so weniger eines Vorwandes bedurfte, je klarer jene Nothwendigkeit vorlag und je weniger sie durch Verschulden der englischen Regierung ein-

getreten war. Denn Alles war entschieden durch den Friedensschluß Oesterreich's, der in keiner Weise auf Pitt's Rechnung kommen konnte und doch Pitt's Zwecke, den Sturz der revolutionären Regierung in Frankreich, vollkommen vereitelte. Mit dem Bündnisse der Neutralen, woran man vielleicht noch erinnern möchte, hatte weder Pitt's Dimission noch die Aenderung der englischen Politik etwas zu schaffen, denn in Bezug darauf änderte der Ministerwechsel in der englischen Politik gerade gar nichts, und Pitt wie Addington waren entschlossen, sich nicht eher auf eine französische Unterhandlung einzulassen, bis die Seeneutralität ganz nach englischen Ansprüchen geordnet wäre. Endlich hat man wohl von einer Spaltung im Pitt'schen Ministerium selbst, in Bezug auf den französischen Krieg, geredet, wodurch Pitt zum Rücktritte bestimmt worden sei: es genügt, diese Angabe als eine vollkommen unbegründete und unbewiesene zu bezeichnen.

Es ist auch hier, wie so oft geschehen: die einfachen Thatsachen sind befangenen Forschern und Urtheilern eben zu einfach und deshalb unwahrscheinlich vorgekommen. Es ist sehr möglich, daß nach parlamentarischem Brauche Pitt etwa im Jahre 1803 wirklich abgetreten wäre, um den verhaßten Frieden mit Frankreich nicht selbst unterzeichnen zu müssen. Es ist aber eben so wahrscheinlich im höchsten Grade, daß er den von ihm vorbereiteten Schlag gegen die Neutralen im Jahre 1801 selbst ausgeführt, und mithin damals das Ministerium noch fortgeführt hätte, wäre nicht eine davon ganz unabhängige Schwierigkeit, eben die katholisch-irische dazwischen getreten. Dazu bedarf es keiner Bemerkung, wenn die katholische Frage wirklich nur eine gemachte Komödie war, wie gefühllos zugleich und unverstän-

dig dem Könige gegenüber Pitt sich den Stoff dazu erwählt hätte.

Merkwürdig ist es übrigens, wie rasch die Union einen völligen Wechsel in der Beurtheilung der irischen Zustände auf allen Seiten herbeiführte. Die Katholiken fast Alle sprachen ihre Unzufriedenheit über Pitt aus. Die Gemäßigten meinten, auf eine vollständige Emancipation hätten sie in jener Zeit doch nicht gerechnet, und der Minister hätte deshalb seine Talente dem Lande nicht entziehen sollen. Die Eifrigen fanden heraus, die Emancipation sei ihnen jetzt gleichgültig geworden, und sehr wenig liege ihnen daran, einen verlorenen Posten in dem großen Parlamente zu erhalten. Ein wahres Bedauern über das Fehlschlagen der Emancipation fand sich beinahe nur in den Kreisen englischer Staatsmänner, bei Dundas, Grenville, Spenser, bei dem letzten Besieger der irischen Rebellen, bei Cornwallis, vor allen Andern aber bei Canning. Begreiflich genug. Diese gingen wie Pitt und Burke von dem Wunsche einer wahren Vereinigung England's und Irland's, jene eifrigen Katholiken von dem Bilde einer möglichst weiten Trennung ihrer Insel unter katholischer Herrschaft aus.

Was waren die wirklichen Folgen der Union für Irland?

Für's Erste war es, als sei nichts geschehen. Noth und Elend, Unruhen und Tumulte, oligarchischer Druck und französische Umtriebe, Kriegsgerichte und Suspension der Habeas-Corpus-Acte gingen in den ersten Jahren der Union eben so weiter wie vorher, ja, eine geraume Weile schien die Unpopu-

larität derselben auf beiden Seiten des Canals fortdauernd zu wachsen. So wenig wie Burke war es Pitt vergönnt, die Früchte seiner großen Schöpfung zu sehen und zu ernten. Und doch waren die Wirkungen seines Gesetzes gewaltig, die ganze Zukunft der Insel in sich beschließend. Man kann sie in kurzem Ausdruck zusammenfassen. Die Union räumte den Schutt aus dem Wege, der bisher den Zugang zu der Quelle alles Uebels versperrt hatte, und gab im Allgemeinen die Möglichkeit, auf ihre Schließung hinzuarbeiten.

Früher war Irland durch das Uebergewicht des englischen Parlaments und des englischen Handels, es waren die Katholiken durch bürgerliche und politische Rechtlosigkeit, es war das irische Volk durch die Nichtsnutzigkeit seiner eigenen Regierung belastet gewesen. Auf alle diese Punkte hatte sich die Agitation geworfen, einer nach dem andern war beseitigt worden, nimmt man aus, daß den Katholiken noch die Mitgliedschaft des Parlamentes und der Besitz der höchsten Staatsämter nur erst in Aussicht gestellt war, so hatte die Union die erwähnten Mißstände sämmtlich beseitigt. Wenn man die Entwicklung der Gewerbe, des Handels und des nationalen Wohlstandes im Allgemeinen verfolgt, so findet man einen anfangs langsamen, bald aber reißenden Aufschwung, wie er in solchem Umfange äußerst selten in der Geschichte irgend eines Landes vorgekommen ist. Der Ausfuhrhandel Irlands, der unmittelbar vor der Union einen durchschnittlichen Jahreswerth von 6 Millionen Pfund Sterling aufwies, war zehn Jahre nach derselben auf 12½ Million gestiegen; der Ertrag der indirecten Steuern, der an sich ein genauer Ausdruck für die Verzehrsfähigkeit und den Reichthum eines Volkes ist, war in derselben Zeit von 1½ auf 5½ Mil-

lionen gewachsen, und der Werth der Bodenrente, die man zehn Jahre vor der Union auf etwa 7 Millionen angab, wurde zehn Jahre nach derselben auf 16 bis 17 Millionen geschätzt. Solchen Segen hatte dem ärmern unentwickelten Lande die innige Verbindung mit dem reichern, vorangeschrittenen gebracht.

Wenn nun die politische Lage fort und fort mit Schwierigkeit, Mißstimmung und Verlegenheit erfüllt blieb, so trat jetzt der wahre und tiefe Grund des Uebels unverdeckt in das Licht der öffentlichen Aufmerksamkeit. Es war ein doppelter, ein moralischer und ein materieller. Auf der einen Seite die allgemeine Entsittlichung, die überall aus lange fortgesetztem Drucke entspringt, auf der andern die unnatürliche Beschaffenheit der agrarischen Zustände, wie sie aus den Bürgerkriegen des siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen waren.

Was das Geistige angeht, so sprach es Burke selbst, so lebhaft er sich für die katholische Sache um ihrer Besten willen interessirte, unumwunden aus: „die Protestanten in Irland sind gerade so beschaffen wie die Katholiken, der Unterschied ist nur jener zwischen der Katze, die aus dem Fenster heraus, und der andern, die in das Fenster hinein sieht. Die Einen sind im Besitze, die Andern im Dienste der Macht. Macht ist eine corrumpirende Sache, besonders niedrige und schachernde Macht. Das steigert die Schlechtigkeit der Protestanten um ein Geringes, sowie es bei den Katholiken ihre Servilität thut. Letztere hat leider zugenommen. Die Alten, die noch die rohe Sclaverei und den Kampf dagegen im Gedächtniß hatten, waren nicht erniedrigt. Der Nachwuchs war gemein und verworfen. Die Jetzigen sind Intriganten wie ihre Väter, nur mit dem Unterschiede: die Väter hatten falsche Grundsätze, sie haben gar keine.

Es kommt also allein auf die Lenkung an, um Gutes oder Schlechtes aus ihnen zu machen."

Beinahe mit denselben Worten schreibt im Jahre 1802 Addington's irischer Canzler Lord Redesdale aus Dublin: „Protection ist hier aus Gewohnheit sehr gesucht, sie allein gibt Bedeutung und wird auf allen Wegen angestrebt. Es ist schwer, einen Menschen zu finden, der nicht vom Staate irgend etwas für eigene Zwecke zu haben wünschte. Wir sind die Gewohnheiten und Folgen des alten Systemes noch keineswegs los."

„Hier sind die Protestanten, wenn nicht die Zahlreichsten, aber doch die Stärksten, so lange sie auf die Regierung bauen. Sollten sie aber einmal den Argwohn fassen, von der Regierung betrogen zu werden, so würden sie wetteifern, sich der Macht zu unterwerfen. So ist der irische Charakter."

„Es wird lange dauern, bis die hiesigen Machthaber sich gewöhnen, so zu handeln, wie sie es in England müßten. Wer hier mit englischen Augen sieht, und nach englischen Ansichten denkt, wird oft irren. Ich war oft erschreckt über Maßregeln, die man von uns als legale Dinge und sich ganz von selbst verstehend forderte. Jetzt thue ich dergleichen, weil ich einsehe, das es, wenn auch ungesetzlich in England, hier doch nöthig ist."

Man sieht, wenn der Canzler zunächst auch die Machthaber kritisirt, so trifft doch sein Urtheil nach allen Seiten hin die Regierten mit. Hochtoryistisch, wie er sonst gesinnt ist, bestätigt er die Richtigkeit seiner Beobachtung durch den Widerwillen, womit er sich auf die Ergebnisse derselben einläßt. Schwerlich wird man ihn tadeln können, wenn er im Jahre 1803 die Wahrnehmung ausspricht: „Hier sind Wenige, die sich nicht ausschließlich in kleinen Interessen oder Leidenschaften

bewegten, noch Wenigere, die einige Kenntniß von der Lage der Dinge haben," und dann, übereinstimmend mit Burke, schließt: „das Schicksal des Landes hängt allein von den hiesigen Engländern und von Großbritannien ab."

Nicht minder belehrend sind seine Briefe dann auch über die nicht minder wichtige, über die agrarische Frage. Wie er sie und das Recht derselben beurtheilt, kann uns gleichgültig sein, die Thatsachen, die er anführt, sind um so zweifelloser, als irgend eine Uebertreibung gerade nicht im Interesse seines Systemes gelegen hätte.

Er sagt nun: „die Katholiken hier nennen sich Irisch, und bezeichnen nicht bloß die Einwohner von Großbritannien, sondern auch die irischen Protestanten als Sachsen. Der Streit dreht sich jetzt darum, ob die Protestanten ihre Besitzungen behalten, oder die Katholiken nebst einigen irischen Convertiten allein die Landeigenthümer werden sollen. Sie sagen, es war Unrecht, in Irland die Reformation einzuführen, die Katholiken wegen ihres Widerstandes zu bestrafen, die geistlichen Güter dem reformirten Klerus zu geben, das Land des Grafen von Desmond und der Anhänger Jakob's II. einzuziehen. Das Alles muß zurückgegeben werden. Aber sollen etwa die Sachsen in England die Güter der Normannen zurückbekommen? sind in Irland nicht die jetzigen Eigenthümer rechtliche Besitzer im siebenten und zehnten Geschlechte, Erwerber unter allen Titeln, vertrauend auf die Bürgschaft des Gesetzes?"

„Wilberforce sagt: man soll die Zehnten der katholischen Kirche zurückgeben. Das heißt man soll die anglicanische Kirche vernichten, denn dies wäre die einzige Wirkung davon. Und weiter, gebt sie zurück, und ihr rührt gar nicht an den Grund

des Mißvergnügens. Die Güterconfiscationen sind dessen einzige Quelle. Sie haben die Ungewißheit des Titels und des Besitzes geschaffen, welche das Volk so wild gemacht hat. Wahrlich bitteres Unrecht klebt ihnen an. Und jetzt gibt es keinen Bauern, der als Tagelöhner den Acker seiner Vorfahren baut, und nicht bei jedem Streiche sagt: hier müßte ich der Herr sein."

In diesen Worten ist, im Jahre 1803, das Problem scharf und klar hingestellt, welches bis auf die Gegenwart alle irischen Zustände beherrscht. Die englischen Machthaber seit Addington haben es gekannt, aber nicht gewagt, sich in seine Widersprüche einzulassen. Auf der einen Seite ein schneidendes Bedürfniß, welches sie selbst freilich nicht verschuldet, sondern von einer mehr als hundertjährigen Vergangenheit überkommen haben. Auf der andern die Furcht vor einer Erschütterung der Hochkirche, der diese Minister vor 1829 nun einmal eben so wie dem britischen Staate vereidigt waren, und die Scheu, ein jetzt wohlerworbenes Privatrecht anzutasten. So hat sich dieses Elend durch die Geschlechter fortgeschleppt bis auf den heutigen Tag.

Daß die politische Demoralisation in Irland seit 1803 sich in unendlichem Maße vermindert hat, daß die unter der Herrschaft der Union herangewachsene Verwaltung von den Mängeln ihrer Vorgängerin zum größten Theile frei geworden ist, wer könnte es den heutigen Thatsachen gegenüber läugnen? Die engere Verbindung mit England hat hier die von Burke gewünschte Kraft bewährt, und an der entsprechenden Hoffnung wird auch in Bezug auf die agrarischen Zustände Jeder festhalten müssen, der ihnen eine legale und nicht eine revolutionäre Aenderung wünscht. Eine Austreibung der jetzigen Besitzer kur-

zer Hand wäre keine geringere Rechtsverletzung als die alten Confiscationen, und für das Gesammtwohl des Landes schwerlich ergiebiger als diese: eine Ausgleichung wird aber, wenn überhaupt möglich, eher gelingen, wenn sie von der Gesammtinstanz des britischen Parlaments, als wenn sie in Irland allein von den streitenden Interessen selbst betrieben wird.

Es wird für immer dabei bleiben: die Union, wie sie von Burke und Pitt betrieben wurde, bildet den wahren, und entscheidend wohlthätigen Wendepunkt in Irlands Unglücksgeschichte. O'Connell's Repealbewegung, falls sie überhaupt etwas Anderes als ein Fechterstreich war, hatte einzig insoweit logischen, aber nimmermehr heilsamen Sinn, wenn sie nach dem Plane ihrer Urheber nur die Vorstufe zu gänzlicher Trennung von England und völliger Ausstoßung des englischen Elementes bilden sollte.

Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen.

Bonn, 3. August 1863.

Ueber die Entwickelung der absoluten Monarchie in Preußen.

Es ist unmöglich, in diesem Jahre den Gedenktag Friedrich Wilhelm's III. zu feiern, ohne sich in die große Zeit zurückzuversetzen, aus deren Kämpfen jetzt vor einem halben Jahrhundert ein neuer Staat, ein neues Volk, ein neues Preußen hervorgegangen ist.

Damals erlebte der König sein Geburtsfest inmitten der schwersten Spannung, die sich während der Verhandlungen des Waffenstillstandes über ganz Europa gelagert hatte. Es handelte sich um Oesterreichs Beitritt zu dem Befreiungsbunde; Metternich hatte dem Kaiser Napoleon ein Ultimatum gestellt, dessen Annahme die französische Weltherrschaft gegen geringfügige Opfer befestigt hätte; alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde klammerten sich an den Gedanken, daß dem Uebermuthe Napoleon's auch jene kleinen Einbußen unerträglich sein würden. Die Stunden schlichen in dieser Spannung mit bleierner Langsamkeit: Wir vegetiren hier, schrieb Stein am 3. August, in Erwartung der Ereignisse; unsere Nachrichten sind indessen gut und wir hoffen. Genau eine Woche später, in der Nacht vom 10. auf den 11. war die Entscheidung vorhanden, das Bündniß mit Oesterreich geschlossen, und die Feuerzeichen meldeten von Berg zu Berg den Beginn des heiligen Krieges, des Krieges, der nicht allein über die auswärtige Macht und Selbstständigkeit

unseres Staates, sondern auch über die weitere Gestaltung unserer innern Politik entschied, des Krieges, dessen fünfjährige Vorbereitung die Grundlagen der altpreußischen Monarchie verwandelt hatte, und dessen Verlauf die Fundamente des künftigen Verfassungsstaates legen sollte.

Diese doppelte Bedeutung des großen Ereignisses ist weltbekannt. Niemand, welcher Stein's Einrichtungen von 1808, Hardenberg's Verfügungen von 1810, Boyen's Wehrgesetz von 1814, das Edict über künftige Reichsstände von 1815 kennt, wird einen Zweifel darüber hegen können, daß es sich damals nicht allein um nationale Selbstständigkeit, sondern auch um politische Freiheit, daß es sich um die letztere als die einzig zuverlässige Waffe zur Erringung und Behauptung der erstern handelte. An dieser Thatsache ist, wie gesagt, kein Zweifel möglich. Desto häufiger aber und nachdrücklicher ist über die weitere Frage gestritten worden, ob die politische Freiheit, die allerdings zum Kampfe einleuchtend gute Dienste gethan, auch für den dauernden und bleibenden Bestand des Staates brauchbar und heilsam sein würde. Die Nation im Ganzen hat sie mit unwiderstehlicher Ueberzeugung bejaht, während mehr als ein Herrscher und Minister und Bundestagsgesandter bedenkliche Zweifel darüber gehabt hat. Schon in der Zeit des Befreiungskrieges selbst gingen die Ansichten scharf auseinander. Der größte Staatsmann der Zeit, der Freiherr vom Stein war überzeugt, daß seine Schöpfungen für immer die Bedingung preußischer Größe sein würden; der größte Junker des damaligen Preußen, Baron Marwitz, erklärte, Stein habe noch größeres Unheil als Napoleon selbst über die Monarchie gebracht. Stein's und Marwitz's Gesinnungsgenossen haben sich auch bisher nicht

verständigt, und werden noch manches kommende Jahr unsere praktische Politik mit ihrem Kampfe erfüllen. Für unsere heutige Betrachtung versetzen wir die Frage auf ein anderes Gebiet, wo die politische Leidenschaft verstummt, und doch — oder eben deshalb — reiche Quellen politischer Belehrung fließen, auf das Gebiet der wissenschaftlichen und historischen Prüfung. Was im Staate für die Zukunft Werth und Dauer haben soll, muß feste Wurzeln in dem Boden der Vergangenheit besitzen. Wie stand es in dieser Beziehung mit der Gesetzgebung der Befreiungszeit? Wie verhielt sie sich zu der frühern Ueberlieferung unseres Staates? War das Neue, welches sie demselben zuführte, eine Zerstörung oder eine Fortentwicklung des Alten?

Der Gründer der preußischen Monarchie ist der große Kurfürst Friedrich Wilhelm. Als er 1640 inmitten der Stürme des dreißigjährigen Krieges seinem Vater in der Herrschaft folgte, gab es noch keinen Staat für seine Regierung, sondern eine Anzahl zersplitterter, weit von einander entlegener, nur in seiner Person verbundener Landschaften. Kein Brandenburger durfte in Cleve, kein Preuße in Brandenburg angestellt werden; es war Gesetz in Ostpreußen, daß nur einheimische Truppen die Provinz betreten sollten. Die Regimenter in Brandenburg waren außer dem Kurfürsten dem Kaiser vereidigt, in Cleve lagen holländische und hessische Besatzungen, und für Preußen mußte der Kurfürst der Krone Polen Lehnspflicht leisten. Die Landstände der einzelnen Provinzen hatten die bedeutendsten Rechte und Freiheiten; der Kurfürst bezog nach eigenem Ermessen die Einkünfte seiner Domänen, an Steuern aber nur, was die Stände der betreffenden Provinz bewilligten; wichtige Gesetze sollten nicht ohne Zustimmung der Stände Gültigkeit haben, wichtige

Verwaltungssachen nicht ohne ihren Beirath geordnet werden. Die Landtage setzten sich zusammen aus Vertretern des ritterbürtigen Adels und der Städte, so jedoch, daß die Ritterschaft entschieden das Uebergewicht in der Versammlung besaß, und in Ostpreußen dasselbe, in heftigem Streite mit der Stadt Königsberg, fast zu alleiniger Regierung des Landes gesteigert hatte. Die Bevölkerung hatte in dem endlosen entsetzlichen Kriege furchtbare Leiden durchgemacht; Menschenzahl, Wohlstand und Bildung waren in grauenvoller Weise zurückgegangen, und der Sinn für Gemeinwohl, Recht und Selbstständigkeit in den heruntergekommenen, stumpf gewordenen Menschen gebrochen. Am härtesten traf die Rauhheit der Zeit die Bauern, welche schon vor dem Kriege durch die adligen Grundherren immer schwerer belastet, immer stärker unterworfen worden waren, und in der jetzigen Noth dem Grundherrn die Fristung eines dürftigen Lebens oft genug mit voller Leibeigenschaft bezahlen mußten. Das städtische Gewerbe und der auswärtige Handel lagen völlig darnieder; Schulen und Universitäten waren verödet oder verwildert; in Literatur und Kunst hat Deutschland niemals eine unfruchtbarere und trostlosere Zeit erlebt als das Jahrhundert zwischen dem westphälischen Frieden und Goethe's Geburt. Nimmt man diese Züge zusammen, so sieht man in jeder der einzelnen Landschaften den grundherrlichen Adel allmächtig über die Masse der bäuerlichen Bevölkerung, fast befreit von der Herrschaft der Staatsgewalt und völlig aufgehend in seinen landschaftlichen oder Standesinteressen, die Städte weder durch gewerbliche Thätigkeit noch durch geistige Bildung im politischen Sinne erheblich oder einflußreich, Bürger und Bauern von jeder politischen Thatkraft und nationalen Gesinnung entblößt. Der

Kurfürst war der einzige Mensch in seinen Staaten, welchem der Trieb der Selbsterhaltung mit der Förderung des Staatswohles und der Staatseinheit unmittelbar zusammenfiel, welcher durch seine persönliche Stellung darauf angewiesen war, die zersplitterten Kräfte zusammenzufassen, die locale und ständische Selbstsucht zu brechen, durch die Gründung einer echten Staatsgewalt dem Wiedererblühen von Wohlstand und Bildung einen sicher befestigten Raum zu schaffen. Es war die einzige Rettung aus dem entsetzlichen Elend, welches der Krieg dem ganzen deutschen Norden erschaffen hatte. Wer sie unternahm, konnte in der rauhen Zeit nicht mit sanften Mitteln, nicht mit Freiheit und Gerechtigkeit wirken: auf Klugheit und Stärke, auf List und Kühnheit kam es an; der Absolutismus und die Dictatur lagen in der Luft — nur daß sie stets im Sinne des höchsten Zieles verwendet würden, für die Schöpfung des höchsten irdischen Gutes, des nationalen Bollwerkes, des Staates.

In diesem Sinne faßte der große Kurfürst seinen Beruf. Kurz vor seinem Regierungsantritt hatte er vier frische Jugendjahre in Holland zugebracht; dort im Feldlager am Hofe seines Großoheims Friedrich Heinrich von Oranien hatte er eine Fürstenart kennen gelernt, die sehr anders war, als die im Reiche hergebrachte; er hatte gesehen, wie die Oranier dort an der Spitze eines freien Volkes durch gemeinnütziges Wirken und heldenmüthiges Kämpfen die erste Stelle in der Republik sich immer neu verdienten; er hatte das Bild eines freien und kräftigen Gemeinsinnes zu unauslöschlichem Eindruck in seine Seele aufgenommen. In einem der wichtigsten Momente seines Lebens ließ er eine Denkmünze mit der Inschrift schlagen: Für Gott und das Volk. Seinen jungen Söhnen dictirte er als

Wahlspruch, mit dem Versprechen, sechs Ducaten solle der erhalten, der ihn zuerst auswendig wisse, den Satz: So werde ich das Regiment führen, daß ich eingedenk bleibe, es sei des Volkes und nicht meine persönliche Sache.

Allerdings, was er zunächst einrichtete, war das Gegentheil eines volksthümlichen Verfassungsstaates. Das Erste und Dringendste war, Macht zu erlangen, um den Staat erst zu gründen, und auf Macht ging dann der Kurfürst aus. Er brachte eine Anzahl geworbener Regimenter zusammen, und errang sich bei den Ständen als festes und bleibendes Einkommen eine allgemeine Verbrauchssteuer, die Accise. Herr von Burgsdorf hatte die märkische Ritterschaft gewarnt: wenn der Kurfürst erst Geld und Soldaten habe, werde es mit der Freiheit des Adels vorbei sein. In der That so war es: seit dieser Zeit ging die landständische Verfassung der Provinzen zu Grabe. Der Kurfürst schaltete in Gesetzgebung und Finanzen nach seinem fürstlichen Ermessen, und ernannte sogar sein Ministerium zur höchsten Instanz in der Rechtspflege. Im Uebrigen aber hütete er sich mit großer Vorsicht, den Mächtigen im Lande weitern Grund zu materieller Unzufriedenheit zu geben. Die Ritter behielten ihre Steuerfreiheit, Grundherrlichkeit, Patronatsrechte, Patrimonialgerichte und Polizeigewalt, und zur Entschädigung für die alten landständischen Befugnisse bot ihnen der Kurfürst den Zugang zu den wichtigsten Aemtern seines neuen Kriegs- und Civilstaates.

Nachdem er ihre Sondergelüste gebrochen, überhäufte er sie in seinem Dienste mit Ehren, Würden und gesteigertem Einfluß. Auf diesem stillschweigenden Abkommen mit dem Adel beruhte in Wahrheit die Kraft seiner Regierung. Er überließ ihm die

unterdrückte persönliche Freiheit der Bauern, dafür verzichtete der Adel auf die einst von ihm vertretene politische Freiheit des Landes. Was der Kurfürst erstrebte und erreichte, war unbehindertes Wirken für seine Staatszwecke, vor Allem für die Grundlage und Bedingung jedes Gedeihens, für Sicherheit und Selbstständigkeit nach Außen. Er hat sich auch für die innern Angelegenheiten, Heilung der Kriegswunden, Wiederanbau des Landes, erste Keime einer neuen Bildung, nach Kräften bemüht, doch ist er hier nicht zu systematischer Pflege und organischen Einrichtungen gelangt. Sein Leben ging dahin in Kampf und Kampfesarbeit, nicht immer streitend, aber jeden Augenblick streitfertig, bald lavirend und ausbeugend, bald in kräftigem Angriff und rastlosem Getümmel. So befreite er Preußen von der polnischen Lehnshoheit, warf die Schweden mit zermalmenden Schlägen aus Brandenburg hinaus, und scheute es nicht, den Kampf gegen die ungeheure französische Uebermacht in gerechter Sache aufzunehmen. Ueberaus charakteristisch ist das politische Ergebniß seiner kriegerischen Bestrebungen. Die Friedensschlüsse von 1648 und 1657, die ihm die Anerkennung, der erste seiner fürstlichen Souveränetät im Allgemeinen, der andere seiner preußischen Selbstherrlichkeit im Besondern brachten, benutzte er bestens als angebliche Rechtstitel zur Unterwerfung seiner adligen Vasallen und provinziellen Stände. Nachdem er hiermit absoluter Monarch geworden, verwandte er die Streitkraft seines Staates zweimal für die Rettung politischer Freiheit gegen absolutistische Unterdrückung, 1672 zum Schutze der Republik Holland gegen König Ludwig XIV., 1688 zur Unterstützung der englischen Revolution gegen die Reactionsherrschaft König Jakob's II.

In diesen Anfängen der preußischen Monarchie war die ganze Richtung ihrer Zukunft ausgesprochen.

Dem jungen Staate brachte der Sohn des großen Kurfürsten den entsprechenden Schmuck der Königskrone, darauf der Enkel die Durcharbeitung und Vollendung in allen Theilen des innern Staatswesens. Die Einrichtungen dieses Fürsten, Friedrich Wilhelm I., muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die Natur der altpreußischen Monarchie erkennen will. Ein Mann von starkem und rohem Stoffe, von heftiger Leidenschaft und derbem Menschenverstand, durch und durch wohlgesinnt, in allen Affecten einzig auf die Macht seiner Krone und seines Staates gerichtet, bis zum letzten Athemzuge dem Dienste des gemeinen Wohles hingegeben. Die bestimmenden Eindrücke seiner Jugend hatte er auf dem Lande empfangen; als Kronprinz hatte er seinen Lieblingsaufenthalt in Schloß Wusterhausen, inmitten seiner Bauern und Knechte, mit der Pflege des Ackers und der Ausbildung einiger Recruten beschäftigt, unberührt von geistigen Bildungselementen außer den Uebungen rechtgläubig kirchlichen Gottesdienstes. In entsprechender Weise führte er dann später auch das königliche Regiment, als strenger Hausvater des ganzen Volkes, als Verwalter, General und Seelsorger des ganzen Staates, unausgesetzt beschäftigt mit der Erzwingung von Sparsamkeit und Ordnung, von regelrechter Gottesfurcht und blindem Gehorsam. Sein Wesen erscheint in seinen einzelnen Aeußerungen abstoßend durch Willkür, Heftigkeit und Brutalität, aber in hohem Grade achtungswerth nach dem Maße seiner praktischen Fähigkeit, nach dem Grunde seiner Gesinnung, und dem letzten Zwecke seines Strebens.

Die äußern Grundlagen des Staatswesens blieben zum

Theile ungeändert. Auf dem platten Lande, also bei ungefähr vier Fünfteln der Bevölkerung stand es wie unter dem großen Kurfürsten: die Grundherren regierten die Bauern, der König aber beherrschte die Grundherren und damit die Bauern und das ganze Land. Auf das engste schloß sich hieran die Gestaltung des Heerwesens, wie sie der König nach vielfach wechselnden Versuchen endlich 1733 definitiv feststellte. Sein Wunsch wäre gewesen, die geworbene Soldatesca völlig loszuwerden, und im Sinne des großen und nationalen Staatszweckes das Heerwesen durchaus auf die allgemeine Dienstpflicht der Unterthanen zu gründen. Allein die Verhältnisse waren dazu noch nicht angethan, und der König, der bei allem selbstherrlichen Eigensinn ein offenes Auge für die sachliche Möglichkeit der Dinge hatte, trug ihnen Rechnung. Es kam endlich dahin, daß etwas über ein Drittel der Armee aus geworbenen Ausländern, der größere Theil aber aus Inländern bestand, die auf ein oder anderthalb Jahre unter die Fahnen gestellt, eingeübt und dann in die Heimath beurlaubt wurden. Diese einheimische Mannschaft umfaßte aber mit geringen Ausnahmen nur jüngere Bauernsöhne, Ackerknechte und Tagelöhner; die Bevölkerung der größern Städte und die gebildeten Classen waren vom Kriegsdienste gesetzlich befreit. Wenn nun damals die nur selten verlassene Regel aufkam, die Officierstellen allein dem einheimischen Adel zu geben, so sieht man leicht, wie dies den bürgerlichen Verhältnissen der Zeit genau entsprach. Der Edelmann befahl dem Bauer zu Hause als Gutsherr, und befahl ihm ebenso im Heere als Officier. Daß hiernach der Bauer beim Regimente aus dem gewohnten Lebenszustande gar nicht herauskam, war die sicherste Grundlage für die Disciplin, und daß der Edel-

mann überhaupt als Officier im Heere diente, war wieder dem König eine neue Bürgschaft für die politische Unterwürfigkeit seines Adels. Die Subordination im Dienste war unbedingt, jedoch Uniform und Ehre für alle Officiersclassen gleich, und die Kriegsartikel hatten die Clausel: der Officier soll gehorchen, es sei denn, daß ihm etwas wider die Ehre befohlen würde. Die Zucht der Mannschaft war furchtbar streng, ja grausam; es wurde übermäßig geprügelt, doch war dies freilich dem Soldaten auch zu Hause kein ungewohntes Schicksal, da der König mehr als eine Verordnung gegen das Prügeln der Gutsunterthanen zu erlassen für nöthig erachtete. Sonst sorgte er mit genauer Pflege für das Wohlbefinden der Soldaten, seiner lieben blauen Kinder, wie er sie nannte, im Ganzen nach der Regel, daß des Königs Kriegsknecht überall besser leben müsse, als der Ackerknecht des Grundherrn.

Die Armee war also völlig auf die Zustände des platten Landes gegründet; sie war im letzten Grunde nichts als eine höchst einsichtige und straffe Neugestaltung — im streng monarchischen Sinne — des alten feudalen Lehnsaufgebotes, der Ritter und ihrer Hintersassen. Wesentlich andere, jedoch nicht weniger frappante Züge erscheinen in der Civilverwaltung des Königs. Sie war ganz und gar nicht feudal, sie war bureaukratisch, die erste Verkörperung des bureaukratischen Systems in ganz Europa. Sie wurde in ihrem Personale vorwiegend aus bürgerlichen Männern gebildet, ebenso deutlich, wie das Officiercorps vorwiegend aus Adligen. Sie erhielt 1722 eine planmäßige und völlig umfassende Organisation, ein Generaldirectorium in Berlin, mit Kammern in den Provinzen, unter welchen in strenger Subordination die adligen Landräthe der

einzelnen Kreise standen. Ihre Aufgabe war Pflege und Hebung der Landeswohlfahrt nach allen Richtungen, gleichmäßige Vertheilung der Steuern, durchgreifende Beaufsichtigung des Gemeindewesens in den Städten, Schöpfung von Industrie und Fabriken durch Staatszuschüsse und Ausschluß fremder Concurrenz, Belebung des Verkehrs durch Postwesen und Canäle, Wachsthum der Städte durch bessern Häuserbau, feuerfeste Dächer, tüchtiges Spritzenwesen, reichliche Erzeugung von Lebensmitteln durch verbesserten Betrieb des Ackerbaues, auskömmlicher Nahrungsstand der einzelnen Berufsclassen durch feste Abgrenzung der Zünfte und obrigkeitliche Taxirung der Preise und Löhne, endlich auch Verbesserung der Moral durch Regelung des Privatlebens der Bürger, Verbot von Tanzvergnügungen, Branntweinschenken, Schützengilden und dergleichen. Der König war unermüdlich in diesen Dingen, durchdrang seine Beamten mit der eigenen Rastlosigkeit, jagte in Berlin wohl eigenhändig müßiggehende Bürger von der Kegelbahn an die Arbeit oder vom Spaziergang in die Kirche. Denn, wie gesagt, er hielt strenge auf die rechte Religion; einen Berliner Zahnarzt, der Atheist sein sollte, unterwarf er Allerhöchstselbst einem theologischen Examen; einen freidenkenden Philosophen bedrohte er sehr ernstlich mit dem Strange, einen angeblichen Socinianer wollte er sogar einmauern lassen. Die Geistlichen überwachte und lenkte er fast ebenso genau und bis in die Einzelnheiten ihres Dienstes wie die Officiere seiner Regimenter oder die Amtleute seiner Krongüter, und wie dann von diesen die Bauern und Soldaten, so waren von jenen die Schullehrer vollkommen abhängig, aus deren Händen die Masse der Bevölkerung ihre gesammte geistige Ausbildung empfing. Endlich aber, wie als den

Kriegsherrn und obersten Bischof betrachtete sich der König auch als den höchsten Richter des Landes, fuchtelte die Kammergerichtsräthe, die nach seiner Ansicht das Recht gebeugt hatten, und schärfte in unzähligen Fällen die Criminalurtheile, die ihm zur Einschüchterung der Verbrecher nicht ausreichend dünkten.

Gewiß viele dieser Maßregeln erscheinen uns barock, viele verkehrt, viele tyrannisch. Im Ganzen aber treten diese Härten zurück vor dem Kerne des Strebens und der Größe des Erfolges. Schließlich gab es damals keinen andern Staat in Deutschland von solcher Ordnung der Finanzen, solcher Ausbildung der Wehrkraft, solcher Solidität der Verwaltung. Wie die Unterthanen unterwarf sich der König selbst dem Staatszwecke unbedingt, und nichts Anderes war dieser Zweck, als das materielle und sittliche Wohl der Gesammtheit. Nun erkennt man aber leicht, daß ein solches Wirken für die Gesammtheit, mag es noch so absolutistisch auftreten, in sich selbst den Keim zur künftigen Beschränkung der Absolutie, den Keim zur künftigen Belebung der politischen Freiheit enthält; denn die Gesammtheit, deren steigendes Wohl die Summe alles Strebens sein soll, besteht aus Menschen, und das Wohl jeder menschlichen Natur hat einen gewissen Grad der freien Selbstbestimmung zur unerläßlichen Voraussetzung. Die Erklärung des Gesammtwohls als höchsten Staatszweckes macht auf die Dauer den Absolutismus unmöglich: und umgekehrt, der consequent fortgesetzte Absolutismus kann nicht das Gesammtwohl, sondern nur seine eigene Größe als Zweck, und das Wohl der Unterthanen lediglich als Mittel dazu begreifen. Eben deshalb führt eine bureaukratische Verfassung, sei sie für's Erste noch so absolutistisch, mit Naturnothwendigkeit allmälig zum liberalen

Staate: und umgekehrt, der gemeinnützigste Absolutist, wenn er sich einmal auf die Consequenz seines Standpunktes besinnt, läuft Gefahr, in dynastische, feudale oder persönliche Selbstsucht zu gerathen. Man spürt etwas von dieser Entwicklung auch in Friedrich Wilhelm I., wenn er zum Beispiel dem Generaldirectorium wegen „Conservation der Unterthanen" erläutert: „Von was großer Importanz die Conservation der Unterthanen vor jedwede Puissance sei, und was es vor gefährliche Suiten nach sich ziehen könne, wenn durch gar zu schwere Lasten die Unterthanen enerviret, und in solchen Stand gesetzet werden, daß sie ihrem Landesherrn die praestationes entweder gar nicht mehr oder doch nicht völlig leisten können, das ist männiglich bekannt, und hat derowegen das Generaldirectorium auf die Conservation Unserer sämmtlichen Unterthanen mit großem Fleiß und Application treues Absehen zu richten." Derowegen — damit der Landesherr stets die nöthigen Steuern erhalte, deshalb sind die Unterthanen zu schonen. Oder wenn er im Allgemeinen die Beamten verpflichtet, ihm stets ohne alle Flatterie die Wahrheit zu sagen, und sachgemäße Anträge nach ihrer Ueberzeugung zu stellen: im Einzelnen erklärt er es doch für verrückt und verbrecherisch, wenn ein Beamter zu Gunsten eines Dritten gegen den Fiscus berichtet: denn dazu seien die Beamten nicht bezahlt, daß sie gegen ihn Partei machten. Beides lag in aller Unbefangenheit in seinem Geiste neben einander. Er kannte keinen Unterschied zwischen sich selbst und dem Staate: Wir sind König, sagte er, und können thun, was Wir wollen. Er wußte es nicht anders, als daß er der sichtbare Statthalter Gottes auf Erden sei, durch göttliche Anordnung mit den Rechten begabt, welche Samuel den Israeliten warnend aufzählte,

als sie von ihm die Einsetzung eines Königs begehrten. Für sein persönliches Befinden war allerdings diese Schrankenlosigkeit des Rechtes und des Willens nicht heilsam. Heißblütig und jähzornig, wie er war, ließ er seinen Affecten allmählich in solchem Maße den Zügel schießen, daß während seiner letzten Lebensjahre mehrmals in seiner nächsten Umgebung die Sorge wegen völliger Geistesverwirrung rege wurde.

Die absolute Monarchie hatte unter Friedrich Wilhelm I. ihren Höhenpunkt erreicht. Nach unverbrüchlichen Gesetzen trat damit auch die Wendung ein.

Es ist nicht nöthig, die Persönlichkeit Friedrich's des Großen zu schildern; sie steht uns Allen in gleicher Lebendigkeit, wie den Zeitgenossen, vor Augen.

Was ein unbeschränkter königlicher Wille bedeuten könne, hatte Friedrich als Kronprinz in langjährigem Leidensstande auf das Schwerste empfunden. Sein Geist, von Natur zugleich mit der höchsten Herrscherkraft und einem allseitigen Bildungstriebe begabt, war in der Schule bitterer Prüfung gestählt worden: er hatte die Kraft gewonnen, sich von den überlieferten Autoritäten zu befreien, und aus jenen Grundsätzen des großen Kurfürsten die zutreffende Consequenz zu ziehen.

Da der Zweck des Staates die Wohlfahrt Aller, da die Regierung nicht die persönliche Sache des Monarchen, sondern des Volkes ist, so geht nach Friedrich's Ansicht auch der Ursprung der Monarchie auf einen Willensact des Volkes zurück, das sich einen König setzt, nicht um ihm knechtisch zu dienen, sondern um an ihm den Vollstrecker des Rechtes, den Hüter des Gesetzes, die Quelle der Wohlfahrt zu haben. Das Volk hat dabei nicht gesagt: wir erheben Dich über uns, weil wir

gerne Sclaven sein wollen — sondern es hat gesagt: wir bedürfen Deiner, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert und tapfer vertheidigt zu werden, übrigens fordern wir Achtung für unsere Freiheit. Gegen dies Verlangen des Volkes findet keine Einwendung Statt. Der König soll theilnehmendes Gefühl für den niedrigsten seiner Unterthanen haben; er soll sich bei jeder Verfügung vorher fragen, wie Bürger und Bauer darüber urtheilen werden. Der König ist nichts als der erste Diener des Staates.

Diese Grundsätze hat Friedrich als junger Mann ausgebildet; er hat sich sein Leben lang zu ihnen bekannt, und sie kurz vor seinem Tode noch einmal in einer ausführlichen Denkschrift seinem ersten Minister entwickelt. Sie setzen, wie der erste Blick es zeigt, die Berechtigung Aller zu politischer Freiheit und Selbstbestimmung voraus. Nach ihnen haben die Gesetze deshalb ihre bindende Kraft, weil das Volk ihnen gehorchen will, und der König hat ein Recht zur Herrschaft, insofern er dem Volke die Erfüllung dieses Willens sichert: übrigens „fordern wir Achtung für unsere Freiheit.“ Und wenn der König keine Verfügung erlassen soll, ohne vorher zu erwägen, was die Bürger und Bauern zu derselben sagen werden, so liegt kein Schluß näher, als daß kein Gesetz verkündet werden möge, ehe man Bürger und Bauern über ihr Urtheil befragt habe. Die volle Consequenz dieses Standpunktes führt demnach unaufhaltsam zu persönlicher Freiheit der Bauern, zu selbstständiger Verfassung der Gemeinden, ja zu parlamentarischer Gesetzgebung mit all' ihren weitgreifenden Folgen.

Jedermann weiß, daß Friedrich diese Consequenzen nicht gezogen hat. Er hat die Staatsgewalt in ebenso unbeschränkter

Weise wie sein Vater behauptet. Er hat verwaltet und recrutirt, Steuern und Zölle erhoben, Gesetze gegeben und geändert, schlechterdings nach dem eigenen absoluten Willen. Er hat höchst gewissenhaft überlegt, wie seine Gesetze auf die Interessen der Bürger und Bauern wirken würden, aber er war überzeugt, daß er das besser beurtheile als die Betheiligten selbst. Er hat sich keinen Augenblick Ruhe gegönnt, um dem Besten seines Landes zu leben, um es weise zu regieren und tapfer zu vertheidigen, aber er war durchdrungen davon, daß unter seiner Alleinherrschaft das Gemeinwohl besser gedeihe, als es etwa in England unter den Zänkereien des Parlamentes der Fall sei. Es kam dazu, daß er wenige Monate nach seinem Regierungsantritt sich zum schlesischen Kriege entschloß, und seitdem, keinen Augenblick vor übermächtigen Kriegsgefahren sicher, in seiner äußern Lage den stärksten Antrieb zur Dictatur empfing. Vor Allem aber, seine Natur war erfüllt von Fähigkeit und Trieb und Feuer zur Herrschaft: er ging seinen Weg, es gab Niemand im Lande, der ihn zu kreuzen gewagt, es gab aber auch Niemand, der ihn zu hindern gewünscht hätte. Sein Volk war einverstanden mit seiner Dictatur.

Bei einem Menschen von solchem Schwung ergibt sich die Richtung des Handelns unmittelbar aus der Art der Begabung. Friedrich war vor Allem Staatsmann im prägnanten Sinne des Wortes; er verstand es, stark zu sein, indem er die Interessen und Leidenschaften der Andern seinen Zwecken unterwarf. So trat er als Feldherr und Diplomat unmittelbar unter die wenigen Führer der Weltgeschichte, welche dem Leben der Völker ihre Bahnen gezeichnet haben, war unüberwindlich für den Anfall von halb Europa und hieß dann zwei Decennien hindurch

mit Recht der Schiedsrichter des Welttheils. Eben hier lag aber auch die Grenze seines Talents: so genial er sich im Angesicht des feindlichen Feldherrn oder Gesandten zeigte, so wenig schöpferisch war er auf dem Gebiete der Verwaltung und der Organisation. Im Heerwesen und den Finanzen, in Polizei und Nationalökonomie, überall begnügte er sich, die Einrichtungen seines Vaters zu pflegen, im Einzelnen zu verbessern, zu reinigen, zu mildern, im Ganzen aber das überlieferte Schema festzuhalten. Das von seinem Vater ausgebildete System brachte ihm einstweilen, was er für seine europäischen Zwecke bedurfte, gute Bataillone und einen gefüllten Schatz; wo diese Punkte in Frage kamen, verzichtete er auch auf solche Reformen, die sonst seinen tiefsten Neigungen entsprochen hätten.

So war sein großer Sinn entrüstet über die Hörigkeit der Bauern. Durch seine ganze Regierung ging das Streben, dieses der Würde der menschlichen Natur widersprechende Verhältniß zu beseitigen: er verbot die Vereinigung der Bauernhöfe mit den Herrengütern, brachte die Leistungen der Bauern auf feste Regeln und Schranken zurück, forderte mehr als einmal seine Minister zu Gutachten über die völlige Aufhebung der Hörigkeit auf. Aber ihm selbst versagte jedesmal die Hand zu dem entscheidenden Befehl. Man wird nicht glauben, daß er durch den lebhaften Widerspruch des pommer'schen Adels eingeschüchtert worden wäre: was ihn abhielt, war ohne allen Zweifel die Einsicht, daß die vorhandene Heeresorganisation auf das Bestimmteste die Gutsherrlichkeit voraussetze, daß sie mit der Beseitigung derselben in Trümmern fallen, daß sie dann in völlig veränderter Weise von Grund aus neu gebaut werden müßte. Wo aber hätte er, der sein Leben lang entweder auf

der Schwelle oder inmitten des Krieges stand, die Zeit zu einem solchen Bau gefunden? Vor dem Feinde gibt nicht leicht eine regelmäßige Regierung der Armee eine neue Verfassung, und so ließ auch Friedrich, so wenig er sich die Mängel des Zustandes verbarg, die Hörigkeit der Bauern und das Vorrecht des Adels auf die Officierstellen bestehen. Der Zusammenhang beider Punkte erhellt deutlich, wenn man zugleich bemerkt, wie wenig Friedrich sonst auf den Geburtsadel gab; ein Graf, schrieb er einmal, muß sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, das sind nur Narrenspossen, es kommt Alles auf persönliches Verdienst an. Es war, wie bei seinem Vater, dem Grundsatze nach, nicht der Cavalier, sondern der Gutsherr, dem er den Eintritt zum Officierstande vorbehielt. Er erörterte dann wohl, daß das dem Officier nöthige Ehrgefühl nur beim Adel zu finden sei, strebte die vielfach mangelnde Bildung desselben durch neue Cadettenhäuser und die zahlreiche Aufnahme tüchtiger Ausländer in das Officiercorps zu heben, und suchte nach Kräften der Ausbeutung der Officierstellen zur persönlichen Bereicherung der Inhaber entgegenzuwirken. Im Uebrigen aber blieb es beim Alten.

Aehnlich wie mit der Unfreiheit der Bauern nach militärischen, erging es mit der Unfreiheit des städtischen Gewerbes nach fiscalischen Gründen. Eine seiner ersten Verfügungen an seine Minister lautete, im offenen Gegensatze zu der Denkweise seines Vaters, dahin, daß sie verbunden sein sollten, mit ebenso viel Sorge für das Beste des Landes wie für jenes des Königs zu wachen, daß beide untrennbar seien, daß wo sie sich einmal nicht mit einander vertrügen, das Beste des Landes vorgehen müsse. Die nächste Consequenz dieses Standpunktes wäre offen-

bar gewesen, das Land selbst für seinen Vortheil sorgen zu lassen, auch wenn des Königs Vortheil sich nicht sofort damit vertrüge; denn daß beide im letzten Erfolge gleich sein müßten, erkannte ja die Ordre selbst an. Allein die Dictatur hatte ihre dringenden augenblicklichen Bedürfnisse, deren Erfüllung sich keinen Augenblick unterbrechen ließ, auch wenn es sich um den reichsten Gewinn in der Zukunft handelte. Man begehrte wohlfeiles Korn für die Ernährung, und wohlfeiles Tuch für die Bekleidung der Truppen: also verbot oder erschwerte man die Ausfuhr von Getreide und Wolle, ohne zu erwägen, wie man damit das Aufblühen der Landwirthschaft und folglich die künftige Bereicherung des Staatsschatzes hindere. Es kam dazu die Richtung der herrschenden ökonomischen Schule, welche in dem Metallgelde den vorzüglichsten, ja den einzigen Reichthum sah, und aller Orten die Regierungen aufforderte, durch künstliche Veranstaltungen, Gebote und Verbote das Geld im Lande zu halten. Für Friedrich's militärische Politik, welche in jedem Augenblicke schlagfertig sein mußte, war allerdings das baare, in jedem Augenblick für jeden Zweck verwendbare Geld von ganz überragendem Werthe; so ließ er sich auf eine fiscalische Bevormundung ein, die im Grunde seinen politischen Principien völlig widersprach. Auch hier blieb die Praxis der Regierung für's Erste noch in den Wegen Friedrich Wilhelm's; nur hieß es freilich diese Praxis nicht für die Zukunft befestigen, wenn der Herrscher selbst die widerlegende Theorie daneben stellte.

Dem Könige selbst entging der Gegensatz seiner Lehre und seines Handelns keineswegs. Er verkündete den Ruhm der politischen Freiheit und fuhr fort, die Regierung in absoluter Machtvollkommenheit zu führen. Er wünschte, im Lichte ener-

gischer Pflichterfüllung vor der Nachwelt zu erscheinen, und ließ mit vorsichtiger Scheu gehässige Mißbräuche, wie die Leibeigenschaft, bestehen. Es ist von Interesse, zu hören, wie er sich über den Grund eines solchen Verhaltens ausspricht.

Indem er einmal die Vorzüge der Republik und der Monarchie vergleicht, bemerkt er, es sei ein Vorzug der Freistaaten, daß bei ihnen durch allen Wechsel der Zeiten hindurch Gleichförmigkeit der Mittel und Zwecke stattfinde, daß die heilsamen Institutionen bleiben, während die guten Monarchen sterben: daß dagegen in den Monarchien, wo Alles an dem Willen eines Einzigen hänge, sich eine Reihe sehr verschiedener Persönlichkeiten in der höchsten Gewalt folge, so daß die Bühne ewig wechsele und das Genie der Nation keine feste Lage bekomme. Folglich müssen, fährt er fort, in Monarchien die Einrichtungen, welche den Jahrhunderten trotzen sollen, so tiefe Wurzeln haben, daß man sie ohne eine allgemeine Erschütterung nicht ausreißen kann. In lebhaften Farben schildert er im Einzelnen die üblen Folgen, welche der Wechsel der persönlichen Ansichten und Neigungen in der monarchischen Thronfolge für die Dauerhaftigkeit und Stätigkeit des Staates haben kann; auf das Deutlichste tritt hervor, aus welch reifer Erwägung er sprungweise und plötzliche Aenderungen in den Fundamentalgesetzen für gefährlich erachtet, und wie er deshalb einem großen Staatsinteresse auch seine persönlichen Ueberzeugungen unterordnet. Soll nun aber nach seiner Meinung das einmal bestehende Recht trotz aller Wandelung der Zustände, trotz alles Wachsthums der Völker ewige Geltung haben? Nichts hieße ihn stärker verkennen. Unmittelbar an die eben angeführten reiht er folgende Sätze. Gebrechlichkeit und Unbeständigkeit sind von den Werken der

Menschen unzertrennlich; die Revolutionen der Freistaaten und der Monarchien haben ihre Ursachen in unwandelbaren Naturgesetzen. Ohne sie würde der Erdkreis immer der nämliche bleiben, die Loose der Völker ungleich vertheilt, einige stets gesittet und glücklich, andere stets barbarisch und unglücklich sein. Unsere schönen Tage werden sonach wie bei den andern Völkern kommen. Solche Zeiten kündigen sich durch die Menge großer Männer von allen Arten an, die zugleich geboren werden. Glücklich die Fürsten, die in so günstigen Verhältnissen zur Welt kommen. Tugenden, Talente, Genie reißen sie durch eine gemeinsame Bewegung mit sich zu großen und erhabenen Dingen fort.

Mit prophetischem Blicke sah er die Zukunft kommen, wo inmitten der gewaltigsten Revolutionen sein zweiter Nachfolger, von großen Männern aller Art, von Stein und Hardenberg, von Scharnhorst und Blücher, von Fichte und Schleiermacher umgeben, durch deren gemeinsame Bewegung zu den größten und erhabensten Thaten, zu der Bildung eines verjüngten Preußen fortgerissen werden würde.

Er sah diese Zukunft, und wenn er darauf verzichtete, sie selbst heraufzuführen, so that er das Seinige, sie vorzubereiten.

Die Aufgabe des vollkommenen Staates ist Herstellung eines fruchtbaren Gleichgewichts zwischen dem Rechte und der Macht des Ganzen und der Freiheit und dem Wohlgefühl des Einzelnen. Friedrich Wilhelm I. hatte allein für die erste Seite gesorgt, und ihr die andere völlig geopfert. Es kam darauf an, auch dieser zum Rechte zu verhelfen. Friedrich der Große vermied es, wie wir sahen, an einem Theile jener Einrichtungen zu rütteln, in deren Angeln der Vater die Existenz des

Staates gefestigt hatte, an der Unfreiheit der Bauern, den Vorrechten des Adels im Officiercorps, der Bevormundung der Städte, der Allmacht der Steuererhebung und königlichen Verwaltung. Aber es gab noch andere Gebiete, auf denen er dem Rechte und der Freiheit des Individuums weiten Spielraum und feste Garantien verschaffen konnte und wirklich verschaffte: es reicht hin sie zu nennen, um ihre unendliche Wichtigkeit anschaulich zu machen. Er gab dem preußischen Staate eine beinahe fessellose Presse, er gab ihm die unbedingte Freiheit der Religion und der Wissenschaft, er gab ihm die gesetzliche Selbstständigkeit der Rechtspflege.

Die Abschaffung der Censur, auch für Zeitungen, war eine seiner ersten Maßregeln. Gazetten dürfen nicht genirt sein, sagte er, wenn sie interessant sein sollen. Später setzten seine Minister wieder ein Censuredict durch, der König aber war stets bereit, gebildeten Männern persönliche Censurfreiheit zu bewilligen, ließ nicht leicht die Bestrafung eines Uebertreters zu, und verstattete in wissenschaftlichen und kirchlichen Dingen vollständige Freiheit der Debatte. Und wenn in seinen spätern Jahren die Berliner Zeitungen auf ein sehr bescheidenes Maß der Kritik zurückgeführt wurden, so wog es doppelt schwer, daß er selbst in wiederholten Publicationen die Grundsätze des liberalen Staates dem Volke verkündete und sie damit in tausend und abertausend Gemüthern einer fruchtbaren Zukunft überlieferte.

Wie fest und weit sich diese Grundsätze unter seiner Herrschaft verbreitet hatten, dafür möge hier an jenes berühmte Urtheil des Kammergerichts erinnert werden, welches drei Jahre nach Friedrich's Tode einen Beamten in einem Preßprocesse

freisprach, weil die Kritik einer ministeriellen Verfügung kein Vergehen sei, vielmehr hätte der Beklagte sogar die der Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt, wenn er angenommen, sie wolle lieber den einmal gefaßten Vorsatz blindlings ausführen, als bessern Gründen Gehör geben, und er verdiene öffentlichen Dank, daß er ohne Nebenabsichten als ein gewissenhafter und verständiger Staatsdiener seine Stimme abgegeben, und so viel an ihm sei, die Rechte der Vernunft und die mit ihnen verbundene Ehre der preußischen Regierung aufrecht erhalten habe."

Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so waren Friedrich dem Großen die bestehenden Kirchen und Confessionen persönlich fremd und gleichgültig. In seiner weisen Mäßigung war er jedoch weit entfernt, ihnen irgend feindselig zu begegnen, übte vielmehr volle Toleranz gegen die Katholiken und handhabte sein oberbischöfliches Amt über die Evangelischen mit gelassener Unparteilichkeit. Aber während sein Vater die Ketzereien mit Hängen und Einmauern bedroht und die kirchlichen Behörden zur schärfsten Controle der abweichenden Regungen angespornt hatte, verhinderte Friedrich mit gleicher Energie die hierarchischen Gewalten an jeder Einmischung in die Politik und an jeder Verfolgung individueller Gewissensfreiheit und wissenschaftlicher Forschung. „Da die verschiedenen Confessionen, sagte er, hinsichtlich der Moral nicht weit von einander abweichen, so haben sie für die Regierung gleichen Werth. Gäbe es nur eine einzige, so würde ihre Herrschsucht unerträglich; jetzt nöthigen sie sich durch ihre gegenseitige Aufsicht zur Mäßigung. Der Staat läßt jedem Bürger die Befugniß, sich seinen Weg zum Himmel zu wählen; er verlangt von ihm nur, daß er guter Bürger sei." So wurde zum ersten Male in Europa die religiöse Freiheit

ein wirklicher Besitz jedes einzelnen Menschen. Wer im Kampfe gegen altgläubige Richtungen sich von den symbolischen Büchern lossagte oder die biblischen Schriften kritisirte, war des königlichen Schutzes vor Druck und Verfolgung ebenso sicher wie wer gegen eine rationalistische Behörde die Ewigkeit der Höllenstrafen verfocht oder an dem abgeschafften Gesangbuch der alten Kernlieder festhielt. Und der gründlichste Irrthum wäre es, zu glauben, daß unter dieser Herrschaft der Freiheit die Wärme des religiösen Gefühls dem Volke verloren gegangen wäre. Im Gegentheil, überall erschien Emporstreben und Bewegung in den verschiedensten Richtungen; Philosophen und Kritiker, Pietisten und Orthodoxen arbeiteten und sammelten ihre Anhänger um die Wette. Wohl kam die hierarchische Einheit und äußere Gleichförmigkeit in das Gedränge, aber sicher nicht zum Schaden, sondern nur zur Entfesselung des wirklichen religiösen Lebens, welches in Wahrheit erst da beginnt, wo es aus der Tiefe einer vollen persönlichen Ueberzeugung hervorquillt. Wo auf diese Art nicht mehr die überlieferten kirchlichen Institute als die einzigen berechtigten Inhaber des religiösen Heiles betrachtet wurden, fiel auch der Grund weg, ihnen allein die Leitung der Erziehung und des Unterrichtes zu übertragen. Vielmehr machte die nun täglich wachsende Zahl der Confessionen es unerläßlich, als Organ der Einigung die Staatsgewalt an die Spitze des gesammten Schulwesens zu stellen, und einer politischen Behörde die leitende Beaufsichtigung desselben zu übertragen. Uebrigens ging Friedrich auch hier mit einer ähnlichen Vorsicht wie bei den bäuerlichen und militärischen Verhältnissen zu Werke, ließ die vorhandenen Formen so viel wie möglich bestehen, und begnügte sich, in jedem einzelnen Falle seinen Gesinnungen that-

sächliche Geltung zu verschaffen. Erst nach seinem Tode bewirkte der von ihm gebildete Minister von Zedlitz die Einsetzung des nur aus Schul- und Finanzmännern bestehenden Oberschuldirectoriums, und sprach bald nachher das Preußische Landrecht Friedrich's leitenden Grundsatz in gesetzlicher Form aus: Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates.

Endlich die Gerichte wies er wieder im stärksten Contraste zum Systeme seines Vaters an, daß sie bei ihrer Thätigkeit auf keine königliche Ordre Rücksicht nehmen sollten. Trotz aller sonstigen Sparsamkeit erschuf er den Richtern eine anständige äußere Stellung, und bemühte sich unablässig, die Rechtspflege klar und kurz, und die Gesetzgebung allen Bürgern verständlich zu machen. Es ist wahr, auch auf diesem Gebiete erschien im Einzelnen der Contrast von Princip und Praxis, nichtsdestoweniger ist der Geist sehr leicht zu erkennen, mit welchem Friedrich's mehr als vierzigjährige Regierung den preußischen Richterstand systematisch erfüllte. Es ist der Geist des rationalistischen Naturrechtes, welches überall mit der Freiheit und dem Rechte des einzelnen Menschen beginnt, die Entstehung des Staates auf einen freien Willensact der Einzelnen zurückführt, und in der Beschirmung des Rechtes und der Freiheit Aller die Aufgabe jeder Regierung findet. Es ist oft und mit Grund bemerkt worden, daß dieses Naturrecht den Begriff des Staates weder völlig zutreffend noch ganz erschöpfend darstellt: es ist ebenso einseitig nach der einen, wie die Anschauungen Friedrich Wilhelm's I. nach der andern Richtung, und deshalb wirkte es damals vielleicht gerade durch seine Unvollkommenheit am nachdrücklichsten. Von seinen Grundsätzen ging in Friedrich's ersten Herrscherjahren der Minister Cocceji bei der Reform des Proceß-

verfahrens und dem Entwurfe des Fridericianischen Gesetzbuches aus, und von ihnen ließ sich in Friedrich's Greisenalter der Kanzler von Carmer bei der Ausarbeitung des Preußischen Landrechtes leiten. Sie erscheinen in hellem Lichte in den ursprünglichen staatsrechtlichen Bestimmungen dieses Gesetzbuches, welche zum Theil wörtlich mit der französischen Erklärung der Menschenrechte von 1789 übereinstimmen, welche, um nur ein charakteristisches Detail anzuführen, ohne jegliche Einschränkung oder Competenzconflicte alle Streitigkeiten zwischen Unterthanen mit dem Staatsoberhaupte vor die ordentlichen Gerichte verweisen. Sie erfüllen die praktische Thätigkeit des Kammergerichtes, welches in Sachen der Presse, der Kirche, der Selbstständigkeit der Beamten die Fridericianischen Gesichtspunkte auch während der folgenden Regierung unermüdlich vertreten hat.

Der Gesammtcharakter, den wir der Regierung Friedrich's II. zuzuschreiben haben, wird hiernach nicht zweifelhaft sein. Wie die Herrschaft des großen Kurfürsten den Uebergang aus den feudalständischen Provinzialverhältnissen zu der einheitlichen und gemeinnützigen Absolutie, so bildet die Thätigkeit Friedrich's II. den Uebergang aus dieser Absolutie in den liberalen Verfassungsstaat. Der große König begann den Bau desselben mit dem Fundamente. Er gab den einzelnen Menschen unverbrüchlichen Rechtsschutz, er gab ihnen das Recht, nach persönlicher Ueberzeugung zu beten und zu denken, zu reden und zu schreiben. Er erkannte die geistige und sittliche Freiheit des Individuums, er erkannte die angeborene Selbstständigkeit des persönlichen Geistes an. Weiter ging er nicht. Er sanctionirte, sagte ich, die Rechte des einzelnen Menschen; die Rechte der Stände und der Staatsgewalten ließ er ungeändert. Die Consequenz aber

für die Zukunft war unaufhaltsam. War die individuelle Freiheit jedes menschlichen Wesens als solchen so weit anerkannt, wie es durch Friedrich geschehen, so konnte nicht lange mehr von Hörigkeit und Leibeigenschaft, von abgeschlossenem Standesvorrecht auf politische Bedeutung, von unbedingter Verfügung des Staates über Person, Arbeit und Vermögen der Unterthanen die Rede sein. Der Keim war gepflanzt, dessen rasche und mächtige Entfaltung die noch übrigen Formen und Schalen des alten Staates auseinandertreiben mußte.

Die allgemeine Entwicklung der Zeit beförderte nun dieses Wachsthum auf allen Seiten. Wir sahen, wie entscheidend für die Einrichtungen des großen Kurfürsten der thatsächliche Umstand war, daß das bürgerliche Element im Lande nach Reichthum und Bildung jeder Bedeutung entbehrte. Hundert Jahre später begann auch in Preußen der dritte Stand zu Kraft und Wohlstand zu gedeihen; die Anstrengungen der Regierung, Handel und Industrie zu heben, hatten, wenn auch nicht die erhofften, immer doch einige Folgen gehabt; insbesondere Berlin hatte Einwohnerzahl und Gewerbe in großen Verhältnissen anwachsen sehen, und so wenig die damalige Production mit der heutigen irgend einen Vergleich aushält, so war immerhin das Bürgerthum — 1786 nicht ganz ein Viertel der Bevölkerung — eine Kraft im Lande geworden, welche neben den adligen und bäuerlichen Classen sehr fühlbar in das Gewicht fiel. Noch wichtiger als der materielle Reichthum desselben war übrigens die Entwicklung seiner geistigen Bildung, womit es schon damals ohne Frage in den Vordergrund des nationalen Lebens trat. Denn auch Preußen nahm zu Friedrich's Zeiten seinen vollen Antheil an der Schöpfung unserer

classischen Literatur, durch welche das zersplitterte Deutschland sich ebenbürtig den führenden Nationen Europa's an die Seite stellte. Während die Nachwelt Lessing, Herder und Kant beinahe in einer Linie mit dem großen Könige nennt, gab schon die Mitwelt den preußischen Städten das Zeugniß, daß sie die zahlreichsten und besten Gymnasien in Deutschland besäßen. Dazu kam die Strömung des politischen Sinnes in ganz Europa, welche durch alle Lande des Welttheils ihre Wellen schlug, mit dem Rufe nach Freiheit und Aufklärung die Höfe und die Völker erfüllte, und trotz aller Gegenstrebungen mit jedem Jahre neuen Boden eroberte. Friedrich Wilhelm II., der ihr ohne jeglichen Erfolg auf dem kirchlichen Gebiet zu widerstehen suchte, diente ihr mit der Milderung des fiscalischen Systems seines Vorgängers; Friedrich Wilhelm III., der niemals ein Freund liberaler Vorstellungen war, redete unter ihrem Einflusse, als er dem Militär bei strenger Strafe Mißachtung der Bürger verbot; „sie sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der Meinem Befehle anvertrauten Truppen.“ Wie unendlich weit ist hier „der erste Diener des Staates“ bereits von den Anschauungen Friedrich Wilhelm's I. entfernt: wie sicher fortschreitend vollzieht sich die Entwicklung dieser Monarchie zur constitutionellen Regierungsform.

Ein gleiches Ergebniß erscheint, wenn man die Kehrseite des Bildes betrachtet. Während das Bürgerthum täglich mehr heranwuchs, immer mehr die Kraft und Blüthe des deutschen Geistes in sich darstellte, immer mehr den Staat mit der Richtung auf politische Freiheit durchdrang: erlebte man auf der andern Seite einen rasch fortschreitenden Verfall sowohl der

Staatselemente als der Staatseinrichtungen alten Stils. Kein Zweifel, daß seit dem großen Kurfürsten das Land im Ganzen vorwärts gekommen, daß es sich aus dem elenden Zustande von 1650 unter der Führung seiner Fürsten kräftig emporgearbeitet hatte. Indessen hätte nach der äußern Lage der Fortschritt bedeutender sein können. Von 1714 bis 1756, von 1763 bis 1806 betrat kein feindlicher Fuß den Boden, und bis zum Tode Friedrich's II. zeigten sich nur in drei Jahren erhebliche Epidemien. Die Bevölkerung wuchs dann freilich, aber nach modernen Begriffen mit großer Langsamkeit, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht ganz um ein, nach dem siebenjährigen Kriege etwa um 1¼ Procent jährlich, während in unserer Zeit die Zunahme nahe den jährlichen Satz von 2 Procent erreicht hat. Fragt man nach dem Wohlstande dieser Bevölkerung, so erzählt Graf Mirabeau nach langer fleißiger Beobachtung, daß in Berlin ein Vermögen von 100,000 Thalern für einen seltenen Reichthum gegolten, und der Minister Graf Herzberg schätzt die Gesammtsumme des auswärtigen Handels auf den jährlichen Werth von 40 bis 50 Millionen Thalern, ungefähr so viel wie gegenwärtig der Verkehr des einen Hafenplatzes Stettin ausmacht. Man sieht, daß die fiscalische Bevormundung des bürgerlichen Gewerbes keine glänzenden Ergebnisse erzielt hatte. Nicht günstiger stand es auf dem Gebiete, welches die Wirkungssphäre der politisch bevorzugten Classe darstellte, auf dem Gebiete der Landwirthschaft. Im vorigen Jahre 1862 vermochte der preußische Staat, nachdem er eine doppelt so dichte Bevölkerung als 1786 ernährt hatte, eine Getreidemasse im Werthe von nahe 30 Millionen Thalern auszuführen: unter dem System aber der alten Gutsherrschaft und Fiscalität redete

man mit Stolz davon, daß man für ausgeführtes Korn eine Million Thaler dem Lande habe gewinnen können. Wer in den letzten Jahren Friedrich's des Großen diese Verhältnisse erwog, konnte nicht anders als zu dem Schlusse kommen, daß diejenigen Theile der Staatsverfassung, welche der König ungeändert gelassen, auf das Dringendste einer ähnlichen Entwicklung bedurften, wie sie Friedrich bei den kirchlichen und gerichtlichen Einrichtungen vollzogen hatte. Wenn auf der Stellung der Gutsherren die Bildung des Officiercorps und damit die Heerverfassung beruhte, so klagten schon damals die Veteranen, das sei die Armee nicht mehr, welche einst Friedrich Wilhelm seinem großen Sohne überliefert hätte; und dieser selbst hatte unzählige Male Veranlassung, Mißbräuchen aller Art mit größter Strenge und geringem Erfolg entgegenzutreten. Nur zu häufig kam es vor, daß rohe Officiere die Mannschaft behandelten, wie ein jähzorniger Plantagenbesitzer seine Sclaven; nur zu häufig bereicherten sich die Inhaber von Compagnien und Regimentern auf Kosten ihrer Untergebenen oder ihrer Cantone, wie ein Gutsherr von dem ihm erb- und eigenthümlich zustehenden Acker. Der greise König fuhr bis zum letzten Lebenstage fort, allein für das Wohl Aller zu sorgen, zu denken, zu arbeiten; es war bis zu einem gewissen Grade durchführbar, so lange dieser gewaltige Mensch sein unendliches Talent mit übermenschlicher Anstrengung der Aufgabe widmete. Aber seit dem Augenblicke seines Todes zeigte es sich, daß auf das Uebermenschliche nicht immer zu hoffen, und daß eine Staatsverfassung, welche es als bleibendes Element voraussetzt, ein Unding ist. Friedrich's Nachfolger, von Natur ein wohlwollender, nicht unbegabter Fürst, der, von festen Schranken umgeben, jeder

Regierung hätte Ehre machen können, wurde von der Gottähnlichkeit seines Berufes erdrückt. Gerade was die unbedingte einheitliche Leitung gewähren sollte, Sicherheit, Stätigkeit, Folgerichtigkeit verschwand aus der preußischen Politik, welche nicht mehr einem festen Staatszwecke, sondern den wechselnden Stimmungen des Monarchen diente. So zeigte sich, daß weder die adlige Grundherrschaft in den untern Schichten des Volkes, noch das absolute persönliche Regiment des Königs in der obern der mächtig erweiterten Aufgabe ferner gewachsen waren: zwanzig Jahre nach Friedrich's Tode brach das Officiercorps der ritterbürtigen Grundbesitzer ebenso wie die Diplomatie der absoluten Krone in Jena und Tilsit zusammen.

Die Weiterentwicklung und Durchführung der liberalen Grundsätze Friedrich's des Großen war nun eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden. Die leidens- und ruhmesreichen Jahre von 1808 bis 1815 arbeiteten daran, sie zu vollziehen. König Friedrich Wilhelm III. war vielfach zweifelhaft und sorgenvoll dabei: seine persönliche Neigung widerstrebte nicht selten den Forderungen der Reform, und schob aus ähnlichen Gründen wie Friedrich der Große die Verwirklichung manchen Princips der langsam reifenden Zukunft zu. Aber wie Friedrich manches ihm Widerwärtige bestehen ließ, um den Gang des Staates vor heftigen Störungen zu behüten, mit derselben patriotischen Selbstverläugnung vollzog Friedrich Wilhelm die umfassendsten Neuerungen, um das Vaterland aus der Erniedrigung heraus zu Macht und Ehren emporzuführen. In welchem Sinne dieses Ziel erstrebt wurde, schrieb Scharnhorst bereits im Jahre 1807 seinem Freunde Clausewitz: „Nur auf Einem Wege ist unsere Erhebung möglich. Man muß der Nation das Gefühl der

Selbstständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht." Selbstkenntniß, Selbstachtung, Selbstthätigkeit des Volkes, auf diesen Pfeilern und allein auf ihnen hoffte der große Minister den Bau des wieder erstehenden Preußen zu gründen.

Das Erste, was diese Richtung sofort und unabweisbar begehrte, war, wie keines Beweises bedarf, die völlige und schleunige Aufhebung der bäuerlichen Hörigkeit und Erbunterthänigkeit. Es galt hier, drei Vierteln der Bevölkerung die erste Bedingung der bürgerlichen und ökonomischen Freiheit, und damit dem Staate die feste Grundlage einer ganz neuen Entfaltung seines Gedeihens zu geben. Es war ein Schritt von unermeßlicher Bedeutung für die Zukunft, da er dem bisherigen Gebäude über einander gethürmter Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse sein ganzes Fundament entzog; es war aber trotzdem ein Schritt von bestimmter Vorbereitung in der Vergangenheit, da er, wie wir wissen, nur ausführte, was Friedrich II. von seinem ersten Tage an für recht und heilsam erkannt hatte. Es war bei der damaligen Lage auch dem feudal Gesinnten unmöglich, einen Widerspruch zu erheben, denn auch dem blindesten Auge war es deutlich, daß ohne gründliche Entfesselung jeder Freiheit, jeder Arbeit, jedes Eigenthums der Staat nicht im Stande sein würde, die Hülfsmittel für die nationale Herstellung zu gewinnen. Es ergab sich also mit dem ersten

Entschlusse von selbst der zweite, wie die Bauern so auch den Boden zu befreien, dem Bürger die Erwerbung adliger Grundstücke, und in gleichem Sinne dem Edelmanne die Ergreifung bürgerlichen Gewerbes zu verstatten. Dies aber einmal vollzogen, so stand der letzte Rest der bisherigen Adelsvorrechte, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die gutsherrliche Polizei und das Uebergewicht bei den Kreisständen grund- und bodenlos in der Luft. Es war die einfachste und nothwendigste Consequenz des Geschehenen, daß schon damals verschiedene Versuche zu ihrer gänzlichen Beseitigung gemacht wurden: und wenn es den Ritterbürtigen gelang, gerade an dieser Stelle die neue Gesetzgebung zu hemmen, so war das nicht mehr die Behauptung, sondern die Verfälschung des wahrhaft geschichtlichen und damit wahrhaft conservativen Standpunktes.

In gleichem Sinne wie auf die Verhältnisse des platten Landes wandte die Regierung ihr Augenmerk auf die Verfassung und die Thätigkeit der städtischen Bevölkerung. Es war auch hier der Grundgedanke der Freiheit, von dem sie Wohlstand, Kraft und sittliche Erhebung erwartete. Wie die Hörigkeit der Bauern tilgte sie die Gebundenheit des Gewerbes; wie den Druck der Grundherrlichkeit beseitigte sie die Allmacht der königlichen Beamten über die Stadtgemeinden; mit den Fesseln des Ackerbaues verschwand der größte Theil der Aus- und Einfuhrverbote, der Schutzzölle und Handelsmonopole. An diese Dinge hatte Friedrich der Große, wie wir bemerkten, nirgend gerührt: desto nachdrücklicher sollte gerade hier der rasch eintretende Erfolg die Richtigkeit und Fruchtbarkeit der eingeschlagenen Bahn bestätigen. So groß auch der Aufschwung der preußischen Landwirthschaft seit 1815 gewesen, immer haben

Industrie und Handel in noch weit stärkerm Maße die Kraft des Bürgerthums entwickelt. Während unter Friedrich dem Großen kaum ein Viertel, enthalten die Städte gegenwärtig nahe ein Drittel der Gesammtbevölkerung, und in dem städtischen Gewerbe, welches seitdem sich weit und breit über die Landschaften ergossen hat, sind zur Zeit fünfundvierzig, mithin eben so viele Procente der Einwohner beschäftigt wie in der Landwirthschaft. Wenn also auf diesem Gebiete die Gesetzgebung der Befreiungszeit eine Neuerung war, so wird man einräumen müssen, daß sie der Natur der Dinge und den Bedürfnissen des Zustandes entsprochen hat.

Bei einer solchen Verwandlung aller socialen Verhältnisse war es für die Regierung selbstverständlich, daß die Heerverfassung ebenfalls auf neuen Grundlagen hergestellt werden mußte. Es war Stein und Scharnhorst ebenso klar wie den Königen des 18. Jahrhunderts, daß die Wehrkraft nur im Einklange mit den ökonomischen, rechtlichen und sittlichen Zuständen des Volkes gedeihlich organisirt werden kann. Im Jahre 1807 entsprach die Anforderung der äußeren Lage vollständig diesen Voraussetzungen. Sollte der Staat fortexistiren, so bedurfte er der freien, bewußten, ganzen Hingebung aller seiner Bewohner. Es war nicht mehr möglich, eine Auswahl allein der Bauern mit der Pflicht des Waffendienstes zu beauftragen; es war unumgänglich, die bürgerlichen und gebildeten Classen in gleichem Maße zur Ehre der Landeswehr hinzuziehen. Dann aber konnte um so weniger noch die Rede von der Ueberweisung der Officiersstellen allein an die ritterbürtigen Gutsherren sein, als dieselbe bereits durch die Aufhebung der bäuerlichen Unterthänigkeit ihre alte Grundlage selbst eingebüßt hatte. Wo jeder Bürger

zum Dienste pflichtig, wurde auch jeder zum Officierstande berechtigt. Daß bei allgemeinem Waffendienst nicht jeder männliche Einwohner bleibend unter die Fahne gereiht werden konnte, lag in der Natur der Sache; es ergab sich mithin von selbst, daß neben die Linienregimenter, als die gründlich geschulten Feld- und Angriffstruppen, in irgend welcher Form eine Landmiliz oder Landwehr zur Vertheidigung des heimischen Bodens mit allen Mitteln der Volkskraft trat. Ueber die Art der Ausführung schwankte man lange Zeit. Scharnhorst wollte beide Truppenarten, besoldete Linie und unbesoldete Provinzialmiliz ohne organisatorische Verbindung und ohne Unterschied des Lebensalters neben einander stellen; Gneisenau beantragte, die jungen Leute zuerst in der Miliz auszubilden, und dann den Ersatz der Linie aus ihnen zu entnehmen; Clausewitz wollte die jüngern Mannschaften der Miliz als Landwehr dem Activheere anschließen, die ältern Jahrgänge aber als Landsturm, als allgemeine Landesbewaffnung verwenden; Stein erklärte sich bereit, in den Schulen den mathematischen und gymnastischen Unterricht zu heben, militärische Disciplin einzuführen und Exerciermeister anzustellen. Der König aber zeigte geringe Neigung für alle diese Dinge, und im September 1808 wurde durch Napoleon's Machtwort jede Milizbildung verboten. Man behalf sich einstweilen mit dem Systeme, einen Theil der Linientruppen nur sechs Monate lang zu exerciren, dann durch neue zu ersetzen, und sich so eine Menge leidlich geschulter Reserven zu verschaffen. Es war mithin eine geniale Verarbeitung und Zusammenfassung aller dieser Gedanken, mit welcher endlich Boyen 1814 unsere Landwehrverfassung definitiv feststellte, einen Theil der Landwehr zu voller Ausbildung durch die Schule der Linie hin-

durchgehen ließ und alle übrigen Männer nach raschem Einüben zum defensiven Volkskriege bestimmte.

Ueberblickt man nun diese Einrichtungen sämmtlich, nimmt man hinzu, daß auf den Gebieten der Justiz, der Schul- und Religionsverhältnisse, der Bildung und der Literatur die Regierung im vollsten Umfange an der liberalen Richtung Friedrich's des Großen, an der Entwicklung und Befestigung der individuellen Freiheit festhielt — vergegenwärtigt man sich den Zusammenhang und die Consequenz dieser Dinge, so wird es nur eines kurzen Nachdenkens bedürfen, um die Unerläßlichkeit des Schlußsteins für das große Ganze klar zu erkennen, die Unerläßlichkeit der politischen Freiheit, die Unerläßlichkeit der repräsentativen Verfassung. Ebenso wie der Feudalismus seine Wurzeln in dem neuen Boden des Staates verloren hatte, ebenso war mit der weitern Entwicklung der Reformen die Fortdauer des königlichen Absolutismus unverträglich. Oder wäre es nicht ein greller Widerspruch in sich selbst, einem Volke die Unabhängigkeit der Rechtspflege und der Gemeinden, die Freiheit der ökonomischen Bewegung, der Wissenschaft und der Religion zu verkünden, dann aber ihm keinen Antheil an der Gesetzgebung zu gewähren, welche eben jene großen Verhältnisse zu regeln bestimmt ist? Oder könnte irgend Jemand eine Regierung ohne Rücksicht auf den Willen des Volkes vereinbar erachten mit einer Heeresverfassung, welche allen Bürgern Waffenpflicht und Waffenfähigkeit ertheilt, nicht um sie ihr Leben hindurch dem unbedingten Soldatengehorsam zu unterwerfen, sondern umgekehrt, um sie mit freier Begeisterung zum Kampfe für das Vaterland zu erfüllen? Oder hält man eine thätige und opferwillige Theilnahme am Staate auf die Dauer für möglich bei einem

gebildeten, denkenden und sehenden Volke, wenn man stets nur blinde Unterwürfigkeit ohne Rücksicht auf die Gedanken desselben begehrt? Stein war anderer Meinung. „Hat eine Nation, sagt er, sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Communalangelegenheiten. Räumt man ihr eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes: verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwillen, der entweder schädlich ausbricht oder lähmend unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittlern Stände werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließend auf Erwerb und Genuß gerichtet wird; die obern Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang; die speculativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, und das Sonderbare und Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes auf sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten."

In solchen Ueberzeugungen drang er unaufhörlich bei dem Könige auf die Verbesserung der Provinzialstände und die Einführung einer allgemeinen Volksvertretung. Nach vielfachen, jahrelangen Schwankungen kam es endlich, nachdem die nationale Befreiung bereits erkämpft war, zu dem Gesetze vom 22. Mai 1815, welches die Aussicht auf den baldigen Erlaß einer Verfassung in bindender Form eröffnete, und damit der nationalen Reform den naturgemäßen Abschluß verhieß.

Es ist bekannt, wie sich gleich nachher entgegengesetzte Strö-

mungen geltend machten, und die Erfüllung der königlichen Zusage um ein Menschenalter verzögerten. Es war die Zwischenzeit eines milden und wohlwollenden Absolutismus, der im Ganzen eine warme patriotische Gesinnung, große Gewissenhaftigkeit und technische Einsicht bekundete. Allein trotz dieser Vorzüge trat auf der Seite des Volkes unaufhaltsam Alles ein, was Stein als die Folge mangelnder politischer Freiheit vorausgesagt hatte, ein das Gemeinwesen lähmender Mißmuth in allen Classen, ein starkes Vorschlagen des privaten Genußsinnes vor dem Triebe zu öffentlicher Thätigkeit, ein weitverbreiteter Adelshaß und ein ganz unverhältnißmäßiger Einfluß der speculativen Wissenschaften. Auf Seiten der Regierung aber fand man sich trotz aller Menschenfreundlichkeit veranlaßt, nachdem man dem Reformwerke Stein's und Friedrich's die constitutionelle Vollendung verweigert hatte, alle einzelnen Theile desselben mehr oder weniger wieder zurückzuschrauben. Die Unabhängigkeit der Rechtspflege wurde durch die Ausbildung der Competenzconflicte eingeschränkt, die Selbstständigkeit der Gemeinden theils durch bureaukratische Einwirkung, theils durch Wiederbelebung feudaler Vorrechte verringert. Hierarchische und confessionelle Einflüsse begannen wieder die Freiheit der persönlichen Religion und die Bewegung der Wissenschaft und des Unterrichts einzuengen; die Universitäten unterlagen strenger polizeilicher Beaufsichtigung und die Censur wurde umfassender gehandhabt als jemals unter Friedrich dem Großen. In der Heeresverwaltung wandte man sich mehr und mehr von der populären Seite der Boyen'schen Gesetzgebung hinweg, um zünftigen und feudalen Einwirkungen Raum zu geben, und die Wiederherstellung einer geschlossenen Berufsarmee dem herrschenden Geiste

privater Behaglichkeit zu empfehlen. Mit einem Worte, so lange die politische Freiheit aus dem Mittelpunkte des Staatswesens verbannt blieb, so lange kränkelten in dem Umfange desselben die einzelnen Freiheiten sämmtlich: es war der letzte negative Beweis der Thatsache, daß wir eine jede derselben als geschichtliche Vorstufe des Verfassungsstaates zu betrachten haben.

So sind diese Dinge geschehen. Vor 200 Jahren wurden die Menschen, die Gemeinden und die Stände unserer Lande mit Recht einer allmächtigen Dictatur unterworfen, weil sie den patriotischen und nationalen Sinn für Einheit und Gesammtheit verloren hatten. In strenger und einsichtiger Schule wurden sie darauf erzogen und in Zucht erhalten, bis nach hundert Jahren ein großer Meister die Zeit gekommen fand, die ersten Schritte zur Emancipation zu thun — und dann ein Menschenalter hernach das gesammte Volk die Probe bestand und im Befreiungskriege durch unbedingte Opferwilligkeit für Staat und Vaterland sein Anrecht auf volle Freiheit nachwies. Unser Verfassungsstaat ist keineswegs improvisirt, sondern aus festem Boden, langsam, aber unaufhaltsam erwachsen. Er ist, wonach wir zu Anfang fragten, nicht der Sturz, sondern die Blüthe des starken Baumes, dessen Wurzeln durch die Jahrhunderte reichen. Er hat eine große Vergangenheit, und deshalb, wenn seine freien Bürger der Pflichten gegen Staat und Vaterland wie 1813 eingedenk bleiben, ist er, was auch die Marwitze sagen mögen, einer großen Zukunft sicher.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Sybel, Heinrich <<von>>,

Kleine historische Schriften

Bd.: 1

München 1869